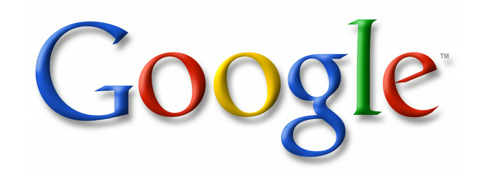
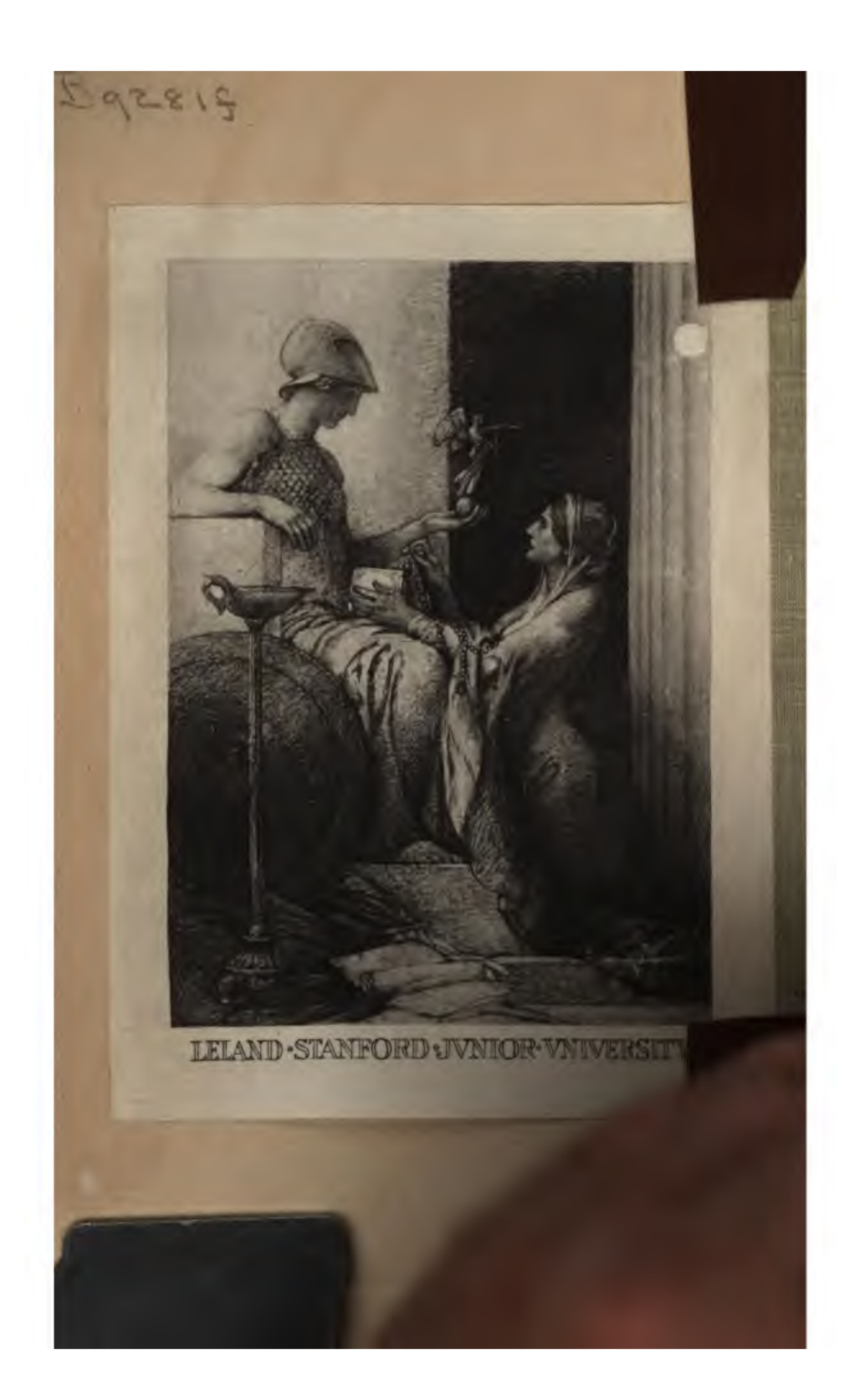


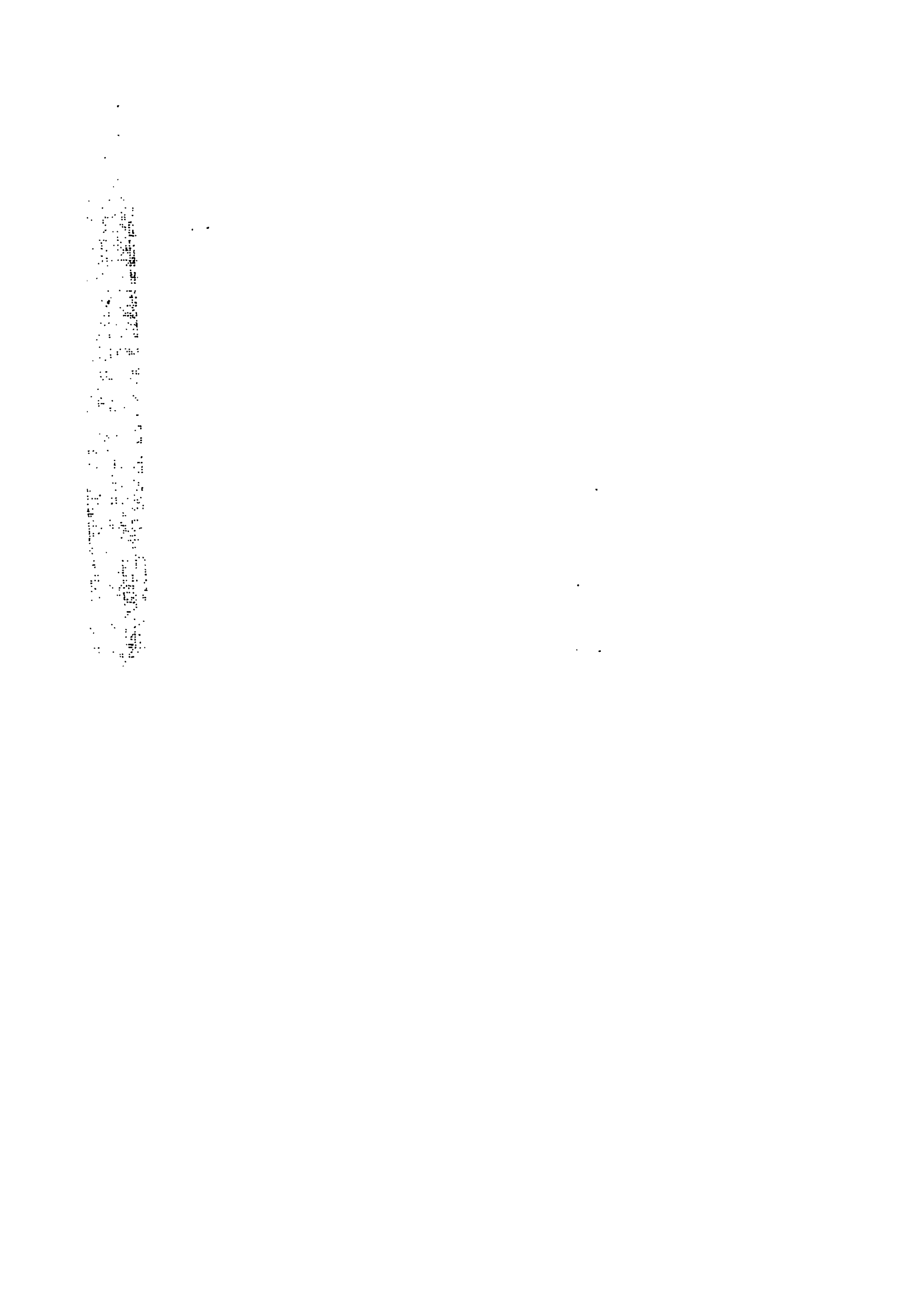
Georg Büchner's

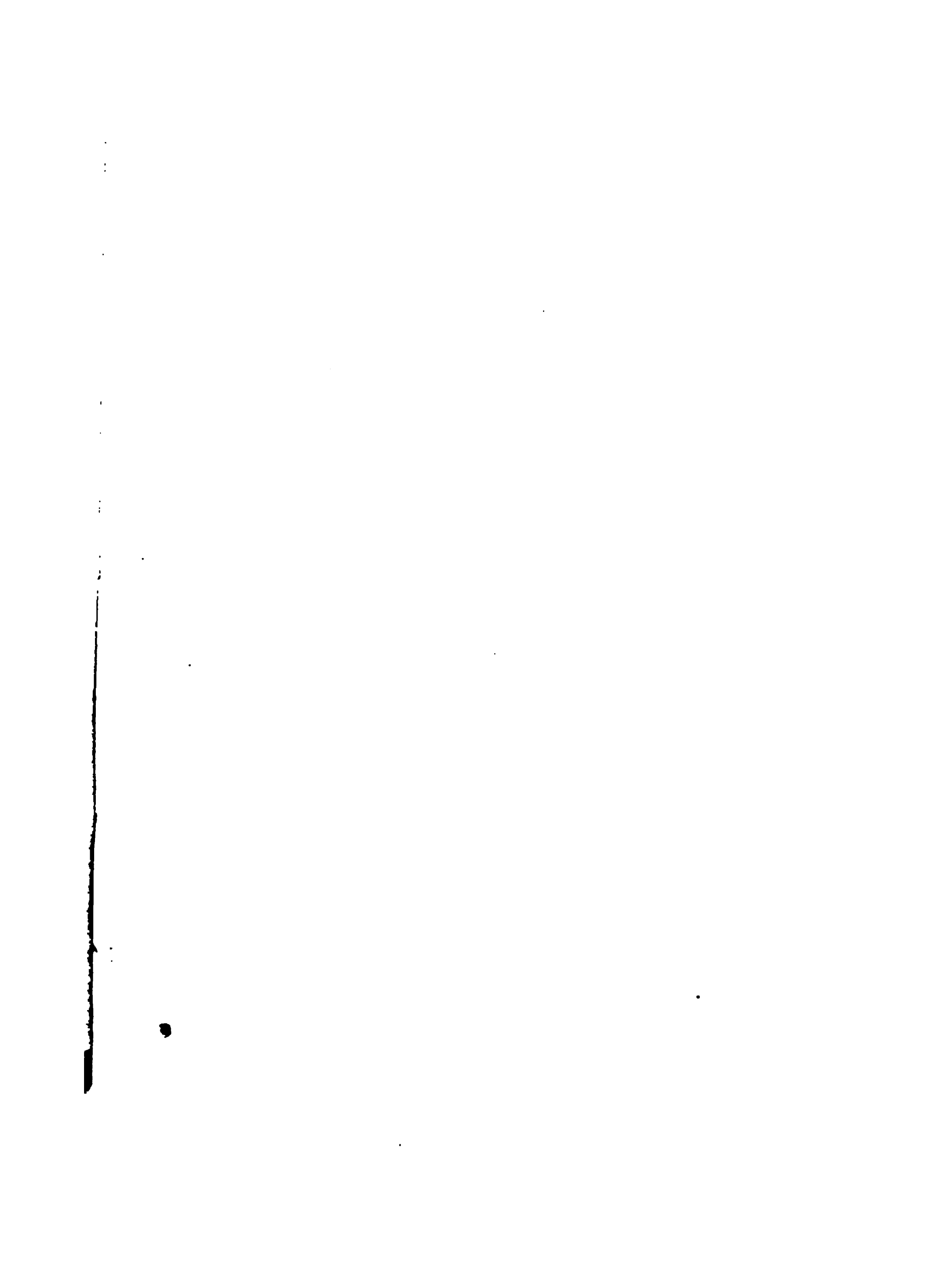
Sämmtliche Werke

Herausgegeben von

Karl Emil Franzos

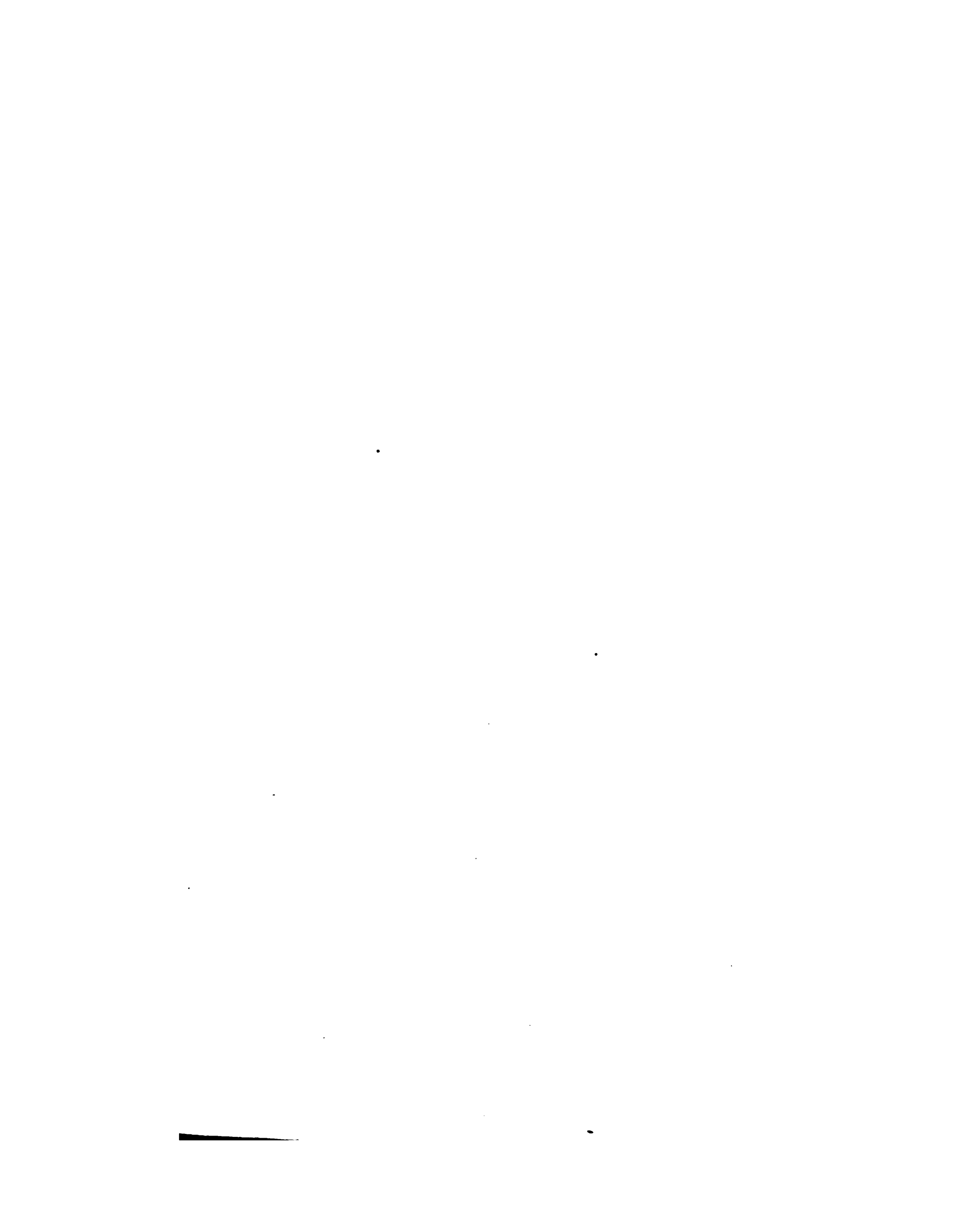

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY





Georg Büchner's

sämmtliche Werke.






A. Hoffmann del.
Auerbach sc.
Frankft. a/m



Georg Büchner's
Sämmtliche Werke
und
handschriftlicher Nachlaß.

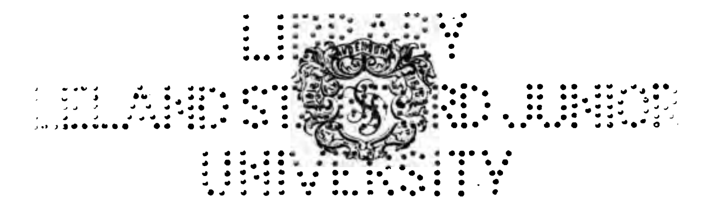
Erste kritische Gesammt-Ausgabe.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins.



Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1879.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Vorbericht der Verlagshandlung.

Schon vor zwei Jahren glaubten wir diese längst vorbereitete und mit Spannung erwartete Ausgabe als demnächst erscheinend anzeigen zu dürfen. Leider hat sich die Vollendung durch Hindernisse, deren frühere Beseitigung nicht in unserer Macht stand, bis heute verzögert.

Gleich im Anfang erhoben sich Schwierigkeiten und Differenzen wegen der Wiederherstellung aller in den früheren Ausgaben weggebliebenen oder gemilderten Stellen in „Danton's Tod", die sich später bei der unverkürzten Aufnahme des „Hessischen Landboten" in verstärktem Maaße wiederholten. Wir glaubten jedoch, unsere Bedenken schließ-lich der besseren Einsicht unterordnen zu sollen, daß jede Verstümmelung eine Versündigung gegen die Manen unseres Dichters wäre, indem dadurch der Eindruck seiner gigan-tischen Gestaltungskraft ebenso hätte Noth leiden müssen, wie die historische Treue.

Ferner war zu unserm schmerzlichen Bedauern der um unsere Ausgabe so hochverdiente Herr Herausgeber in der jüngsten Zeit leider durch andauerndes Unwohl-

sein an der Vollendung seiner Einleitung und Biographie Georg Büchner's verhindert, und mußten wir, um die Herausgabe nicht neuerdings auf das Ungewisse zu verschieben; uns entschließen, die Einleitung nach Maßgabe derjenigen, welche der in gleichem Verlage im Jahre 1850 erschienenen Ausgabe voranstand und mit Einfügung der nothwendig gewordenen Text-Citationen, von Seite CLXVI anfangend, zu vervollständigen.

So übergeben wir denn hiermit das, eine der genialsten Erscheinungen der deutschen Litteratur zum Erstenmal dem vollen Verständniß der Nation vermittelnde Buch vertrauensvoll der Oeffentlichkeit und dem Urtheile der Mit- und Nachwelt.

Frankfurt a. M. im September 1879.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

Seite

Georg Büchner . . . . I—CLXXVI

I. Dichtungen.

Danton's Tod. Ein Drama. 1
Zur Textkritik von „Danton's Tod" 98
Leonce und Lena. Ein Lustspiel 109
Zur Textkritik von „Leonce und Lena" 158
Wozzek. Ein Trauerspiel-Fragment 161
Zur Textkritik von „Wozzek" 202
Lenz. Ein Novellen-Fragment 205
Anmerkung zu „Lenz" 240

II. Aus den Uebersetzungen.

Aus „Maria Tudor" von Victor Hugo 243
Aus „Lucretia Borgia" von demselben 248

III. Vermischte Schriften.

Der hessische Landbote 263
Anmerkungen zum Landboten 282
Aus den anatomischen Schriften 289
Ueber Schädelnerven 291
Aus der Schrift: Mémoire sur le système nerveux du barbeau 296
Anmerkung des Herausgebers 298
Aus den philosophischen Schriften 301
Aus der Schrift: Geschichte der Griechischen Philosophie. 303
Aus der Monographie: Das System des Spinoza . . 307

Seite
Aus der Monographie: Das System des Cartesius . . 311
Anmerkungen des Herausgebers 318

IV. Briefe.

I. An die Familie 1—44 325
II. An die Braut 1—9 371
III. An Karl Gutzkow 1—5 381
Anmerkung des Herausgebers 389

V. Anhang.

1. Jugendverse 393
2. Cato Uticensis 398
3. Büchner als Agitator 409
4. Büchner's letzte Tage 421
5. Nekrolog 431
6. Poetische Stimmen über Büchner 437
7. Gutzkow über Danton's Tod 446
8. Das Büchner-Denkmal 451
9. Die Familie Büchner 456

Georg Büchner.

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab!

So leuchtet es in goldenen Lettern vom Grabsteine Georg Büchners den Unzähligen entgegen, welche alljährlich die sanfte Höhe des Zürichberges gewandelt kommen; und mitten in ihrer Heiterkeit und Entzückung über das Walten unsäglich schöner Natur muß sie dieses Wort und dieser Stein schmerzlich mahnen, daß dieselbe Natur auch häßlich und grausam ist und ihren schönsten Schmuck muthwillig zerschellt. Denn wer die spärlichen Zeichen dieses Jünglingslebens betrachtet, sei's jenen Stein unter den Schweizer Linden, sei's sein stolzestes Denkmal, seine Werke, dem wird neben tiefen und reichen Gedanken, welche solche Betrachtung wecken muß, doch vor Allem und immer wieder Eines auf die Lippen treten: „Und dieser Mensch durfte nicht älter werden, als dreiundzwanzig Jahre!" Nicht aus Mitgefühl erheben wir diese Klage, denn so hoch oder so schicksalslos ist Niemand gestellt, daß er nicht begriffe, warum die feinfühligen Hellenen jähen Tod in jungen Jahren als bestes Menschenglück gepriesen, nicht um seinetwillen klagen wir: um unsretwillen. Denn Georg Büchner war ein G e n i e — man soll dieses Wort nicht eitel nennen, es bezeichnet

ja das Göttliche auf Erden, aber hier ist das Wort am Platze. Ein Genie überdies auf einem Gebiete der Dichtkunst, auf dem wir Deutschen selbst an Talenten arm sind: von ihm war für das deutsche Drama Höchstes zu erwarten.

„Ein unvollendet Lied" — so hat uns Herwegh dieses jäh geknickte Leben verbildlicht und herb das Schicksal angeklagt, welches „die Schlangen unter seinen Füßen schont und den jungen Adlern auf das Haupt tritt". „Ein unvollendet Lied" — aber nicht an eine sanfte Liebesklage darf man hierbei denken, noch minder an eine kalte Ode, am mindesten an ein ruhig dahinfluthendes Epos. Nur einer einzigen Dichtung gleicht das Leben dieses schönen, stürmischen Menschen, jener, die er als sein Hauptwerk geschaffen. Beide sind unerhört kühn im Inhalt und unerhört formlos, und zwar nicht aus Zufall, nicht aus Muthwillen, sondern aus innerster Nothwendigkeit; durch Leben und Gedicht hallt, stöhnt und wettert der Sturm einer bang aufgerührten Zeit, und dennoch umspannen sie in engstem Rahmen auch das Tiefste und Zarteste, was Menschenherzen bewegt. Und wenn auch dieser reichen Kraft nur karge Zeit gegönnt gewesen sich auszuleben und auszusprechen, es ist dennoch lehrreich, den Spuren Büchner's nachzugehen, lehrreich und fesselnd. Wie individuell ist dieses heiße Leben, wie ureigenartig und doch! — wie ist es in aller scheinbaren Selbstständigkeit gleichwohl nur ein Glied jener eisernen Kette der Ursachen und Wirkungen, welche alles Menschenthum und Menschenwerk verknüpft! Wer diesem Dichter näher tritt, dem wird es fast unmöglich, höhere Gesichtspunkte zu vermeiden. Denn er war ein ächter Sohn seiner Zeit, und seine Begabung war nicht blos genial, sondern auch von fast

beispielloser Vielseitigkeit. Sein Leben wird durch die Geschichte seines Volkes bestimmt, und sein Schaffen lockt uns in Grübelei über Zweck und Ziel und Grenzen der Wissenschaft und Dichtkunst. Wer von ihm erzählt, dem ist es Pflicht, mehr zu berichten, als die Geschichte eines einzelnen Menschen.

Georg Büchner wurde am Sonntag den 17. (nicht wie sich fälschlich angegeben findet, den 13.) October 1813, dem Schlachttage von Leipzig, zu Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt geboren, war also einer der letzten und jüngsten Unterthanen, die dem Rheinbunde zugewachsen. Seine erste Kindheit fällt in die drangvollste Zeit, die seinem vielgeprüften hessischen Heimatländchen beschieden gewesen. Fast jede Familie hatte einen Angehörigen zu beklagen, der auf der Leipziger Ebene unter Napoleons Fahne gefallen, der Rückzug der Franzosen und der Vormarsch der Verbündeten ging mitten durch das Ländchen, und das Zaudern seines Fürsten, der sich weder offen vom Imperator abwenden, noch offen seine Treue für ihn erklären wollte, brachte nur die Wirkung, daß es von beiden Heeren fast wie Feindesland betrachtet und behandelt wurde. Die Bevölkerung schwankte in ihren Sympathieen, fast in jedem Hause standen sich französisch und deutsch Gesinnte gegenüber, auch an Georgs Wiege offenbarte sich ein solcher Gegensatz. Die Mutter war eine glühende deutsche Patriotin, die Körners Schlachtgesänge mit Begeisterung las und für Blücher schwärmte, der Vater hingegen hielt mit jeder Faser seines Herzens die Verehrung für Napoleon fest und konnte selbst an jenen Tag, der ihm seinen Erstgeborenen geschenkt, nur mit gemischten Gefühlen zurückdenken: war es ja doch derselbe, an dem sich der Stern seines irdischen Abgotts zum ersten Male getrübt!

Bei Beiden war die verschiedene Gesinnung, vom Charakter abgesehen, durch Herkunft und Schicksale genügend begründet.

Der Vater, Ernst Büchner, 1782 in Reinheim bei Darmstadt geboren, hatte sich, gleich seinem Bruder Wilhelm, aus kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft so weit aufgeschwungen, um eine Hochschule zu beziehen und Medizin studiren zu können. Nur jene Lockerung der engen, verzopften Verhältnisse, welche der Einfluß der Franzosen in Westdeutschland herbeigeführt, hatte ihm solches Aufstreben ermöglicht, und in seine Jünglingszeit fielen Marengo und das Aufgehen jenes neuen irdischen Gestirns, welches sich gleichfalls mühsam aus dem Dunkel erhoben. Zu jener Schwärmerei, welche um die Wende des Jahrhunderts fast die gesammte Jugend des westlichen Deutschlands für Napoleon hegte, kam bei ihm noch die Dankbarkeit des reifenden Mannes: er hatte, kaum Doctor geworden und um seine Existenz besorgt, im kaiserlichen Heere als Militär-Arzt eine gute Versorgung gefunden, während sein Bruder Wilhelm aus ähnlicher Lage durch die Uebersiedelung nach Holland den Ausweg fand. Dort begründete sich Dr. „Willem" Büchner bald durch seine Tüchtigkeit als Fachschriftsteller und Praktiker eine glänzende Existenz (S. 472); nicht ganz so gut, aber immerhin gut genug, traf es Ernst in der Heimath. Nachdem er fünf Jahre im Dienste des Kaisers verbracht, im Gefolge seiner Heere halb Europa durchzogen und auf den Schlachtfeldern reichliche, wohl nur allzureichliche Gelegenheit gefunden, seine anatomischen und chirurgischen Kenntnisse zu erweitern, erhielt er einen Posten im Civildienste seines angestammten Landesherrn: als Distriktsarzt zu Goddelau. Auch für dieses Aemtchen war es ihm bei

seinem Fürsten eine gute Empfehlung gewesen, daß er vorher im Dienste des „großen Alliirten" gestanden. So trieb den jungen Arzt die Dankbarkeit in's Lager der „Französischen", nicht minder als die Loyalität; man kannte im Ländchen die gut napoleonische Gesinnung des ehemaligen Landgrafen und jetzigen Großherzogs.

Grundverschiedene Einflüsse hatten bei der Mutter des Dichters ein grundverschiedenes Resultat hervorgebracht. Caroline Büchner war bei der Geburt Georgs kaum neunzehnjährig. Sie war 1794 dem hessischen Kammerrath Reuß als erste Tochter geboren worden, Dr. Ernst Büchner hatte das ebenso liebliche als geistvolle Mädchen 1812 als Gattin heimgeführt. Wie sie den Reiz der äußeren Erscheinung von ihrer Mutter geerbt, welche einst am kleinen, aber geräuschvollen Pirmasenser Hofe als hochgefeierte Schönheit geglänzt, so die hervorragende Begabung und den energischen Bildungstrieb vom Vater. Rath Reuß war ein ernster, wackerer Mann, nicht blos klug und welterfahren, sondern auch hochgebildet, ein genauer Kenner und eifriger Verehrer der deutschen Literatur und schon darum national gesinnt, abgesehen davon, daß er auch sonst Grund hatte, die Franzosen zu hassen. Die Invasion hatte seine amtliche Stellung erschüttert, den Kreis seiner Pflichten erweitert, den seiner Rechte eingeengt. Sein Haß gegen den „gallischen Eindringling", seine Liebe für deutsches Wesen pflanzten sich, noch weitaus verstärkt, in seiner Lieblingstochter fort; sie sog durch ihr weiches, schwärmerisches, für und durch das Schöne leicht entflammtes Gemüth aus den patriotischen Dichtern, namentlich aus Schiller und Körner, eine wahrhaft grenzenlose Begeisterung für ihr Volksthum. Ihr schien der

17. October 1813 aus doppelten Gründen der glücklichste Tag ihres Lebens, und sie knüpfte an dies Spiel des Zufalls stolze Zukunftsträume für ihren Sohn und ihr Volk.

Aber nicht blos die politischen Ueberzeugungen der Eltern waren grundverschieden, sondern, wie wir gleich sehen werden, auch ihr sonstiger Charakter, Zug für Zug. Gleichwohl war die Ehe eine glückliche, auch von materiellem Gedeihen begleitet. Denn nachdem sich der Hausstand zwei Jahre später durch einen neuen Ankömmling, das Töchterchen Mathilde, erweitert, folgte auch eine Verbesserung in der Stellung Dr. Büchner's; er wurde mit erhöhtem Rang und Gehalt nach Darmstadt versetzt. Georg war damals dreijährig.

Ueber die ersten Kinderjahre des Dichters, bis zur Zeit, wo er das Gymnasium bezog, fließen die handschriftlichen Quellen, auf denen diese Darstellung fußt, recht dürftig. Das liegt sicherlich nicht am Stoffmangel, denn die ersten Entwicklungsjahre jedes Kindes, mag es in der Folge ein noch so unbedeutender Mensch werden, gehören zu dem Interessantesten, was sich beobachten läßt. Wohl aber fehlt es hier an Berichterstattern; die Familie lebte höchst abgeschlossen, die Eltern sind längst todt, die jüngeren Geschwister aber waren damals theils noch gar nicht geboren, theils standen sie in zu zartem Alter, um präcise Erinnerungen zu bewahren (S. 458). Unsere Kunde beschränkt sich auf einige allgemeine Mittheilungen; von besonderen Handlungen und Aussprüchen wird nichts überliefert. Das bleibt zu bedauern, weil solche Einzelheiten oft blitzähnlich den organischen Zusammenhang von Charakterzügen enthüllen, welche das spätere Leben immer schärfer sondert und widerspruchsvoll entwickelt. Andererseits bleibt uns hiedurch freilich die

so nahe liegende Verlockung erspart, aus Kleinigkeiten das Größte herauszudeuteln, wie denn z. B. ein Biograph Grabbes aus dem Umstand, daß der achtjährige Christian Dietrich beim Spiele seiner Kameraden einmal nicht mitthun wollte, „die originell einsame Denkweise" des Dichters herausconstruirt hat. Von Büchner nun wird uns nur Folgendes mitgetheilt: daß er ein schöner schlanker Knabe gewesen, dem unter einer auffallend mächtig entwickelten Stirne prächtige Augen blitzten — in seinen Bewegungen wie in seinem Wesen in jähem Wechsel bald sonderbar still, bald sonderbar ungestüm. Sein Herz habe sich früh als das edelste geoffenbart, insbesondere durch ein Mitleid von so leidenschaftlicher Kraft, daß es sich stets zu persönlichem Leid gesteigert. Hervorgehoben wird ferner, wie stark im Kinde der Haß gegen jede Ungerechtigkeit gewesen, wie ihn jede gütige Zurechtweisung gerührt, ja bis zur Zerknirschung weich gestimmt, wogegen Strenge wirkungslos an ihm abgeprallt sei. Schon diese wenigen Züge beweisen, daß auch hier das Kind „des Mannes Vater" gewesen — oder des Jünglings, wie man in diesem Falle leider nur sagen kann. Denn leidenschaftliches Mitleid, Haß gegen Ungerechtigkeit und jäher Wechsel der Gemüthsstimmungen sind auch in der Folge Grundzüge dieses Charakters geblieben. Eine frühe Lern- und Lehrbegier wird gleichfalls überliefert; wichtig ist die Mittheilung, daß die Mutter seine erste Lehrerin gewesen, wie er sich dann überhaupt ihr fast ausschließlich angeschlossen. Auch an der Großmutter, jener stolzen höfischen Schönheit, welche sich bis in ihr hohes Alter merkwürdige Frische und Anmuth bewahrt, hing er mit großer Liebe, und von ihr wird ein charakteristisches Wort über den Knaben

berichtet: „Georg hat viel von seinen Eltern geerbt, aber nur ihre Tugenden".

Dieses Urtheil ist ein überraschend richtiges. Ein Blick auf den Charakter der beiden, nicht gleich liebenswürdigen, aber gleich achtungswerthen Menschen wird uns dies bestätigen.

Ernst Büchner nahm das Leben nicht leicht, sondern genau so schwer, als es ihm selbst geworden. Die Eindrücke seiner Jugend, welche hart, dunkel und freudlos gewesen, konnte er nie verwinden: er war ein strenger, düsterer Mann, der keinen Sinn hatte für heiter anmuthige Lebensführung und die Freuden einer durch geistige Genüsse veredelten Geselligkeit. Das Schöne sprach nicht zu seinen Sinnen, allen Künsten, auch der Poesie stand er fremd und kalt gegenüber. Aber diese Jugend hatte auch eine zähe Energie in ihm großgezogen, einen ehernen Fleiß, eine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung aller Pflichten, die in seinem Kreise fast sprichwörtlich geworden. Nicht aus Zufall, sondern aus innerstem Berufe hatte er sich den Naturwissenschaften zugewendet; sein fast leidenschaftlicher Trieb zu Forschung und Erkenntniß, sein scharfer klarer Verstand, der mit realen Faktoren rechnen mußte, um sich überhaupt vertiefen und dauernd gefesselt werden zu können, seine unerschütterliche Geduld, die ihn jahrelang selbst an kleine nebensächliche Erscheinungen band, „weil auf diesem Gebiete das Kleinste so wichtig sei, wie das größte", seine grenzenlose Wahrheitsliebe, die vor keiner Consequenz zurückschreckte, — all' diese Gaben bestimmten und befähigten ihn zum Naturforscher. Er hatte nicht gekonnt, wie er gewollt: das Leben zwang ihm einen praktischen Beruf auf, seine Träume

von einem rein der Wissenschaft gewidmeten Leben blieben unerfüllt, er mußte Arzt werden und ward auch durch seine Kenntnisse, wie durch seinen Pflichteifer ein trefflicher, vielgesuchter Arzt. Aber der Wissenschaft vergaß er dabei nicht, und es ist fast rührend zu hören, mit welcher Ausdauer der vielbeschäftigte Mann seine kärglich bemessenen Freistunden darauf wandte, um selbst zu lernen und in der Folge andere zu lehren. Da mühte er sich in einem Laboratorium, das er sich selbst eingerichtet, rastlos mit Scalpell und Loupe, dort gab er auch später anatomische und physiologische Curse. Auch einige Fachschriften sind von ihm erschienen; sie haben ihm zwar keinen hervorragenden, aber immerhin geachteten Namen gemacht. Ein Mann von merkwürdigster, schrofffster Einseitigkeit — dieser knorrige Naturforscher aus dem Volke. Nur da, wo seine Wissenschaft ihn erhob, vermochte er die Höhe freierer Anschauungen zu gewinnen. Er, der die Künste verachtete, weil sie, wie er glaubte, nichts nützen, der geradezu unglücklich darüber war, daß ihm sein Georg den Tort angethan, ein Dichter zu werden, begriff vollkommen, daß die Wissenschaft Selbstzweck sei, empfand seinen praktischen Beruf als eine Fessel, widmete sich unter schweren Geldopfern theoretischen Untersuchungen. Noch widerspruchsvoller war sein Verhältniß zum Staate einerseits, zur Kirche andererseits. Derselbe Mann, der sich in den Dingen des Glaubens nichts decretiren ließ, mit trotzigem Stolze seine Gewissensfreiheit wahrte, mochte ihm daraus zukommen, was da wolle, und sich demonstrativ, obwohl Staatsbeamter unter einer klerikal angehauchten Regierung, von den Stillen im Lande schied — derselbe Mann war in politischen Dingen nicht blos loyal und conservativ, sondern stramm reaktionär,

von tiefster Abneigung gegen alle liberalen, geschweige denn demokratischen Strebungen erfüllt, nicht um seiner amtlichen Stellung willen, sondern aus innerster Ueberzeugung. Die Bewegung von 1848 erregte seinen härtesten Unmuth, nicht den Unmuth des großherzoglich hessischen Ober=Medicinalrathes, sondern den des entgegengesetzt gesinnten Politikers. Als sein Georg „unter die Hochverräther" ging, sagte er sich mit kalter Härte von dem Lieblingssohne los — als zwanzig Jahre später der dritte Sohn Ludwig durch sein Buch „Kraft und Stoff" einen literarischen Sturm gegen sich entfesselte, trat er auf dessen Seite, obwohl doch Georg nicht radikaler auf politischem Gebiet gewesen, als sein jüngerer Bruder auf philosophisch=religiösem! Und als er 1858 die müden Augen schloß, da schien ihm die politische Richtung des erzreaktionären Dalwigk durchaus löblich, nur die Intimität mit dem Erzbischof Ketteler gefiel ihm nicht; daß eine innere Wahlverwandtschaft den Bund herbeigeführt, ahnte der sonst so klare Mann nicht! Trotz solcher politischen Ueberzeugung, trotz der Ecken und Härten seines Wesens erwarb er sich, wenn nicht die Liebe, so doch die unbegrenzte Hochachtung seiner Mitbürger durch die musterhaft humane Art seiner Berufserfüllung, durch die Lauterkeit seines Charakters. Wie er dachte, so handelte er; in vielen Dingen sonderbar, in allen ohne Falsch und Makel, so war Ernst Büchner. Seiner Familie bereitete er durch Eigensinn und Pedanterie manche schwere Stunde, aber er lebte nur für diese Familie, suchte nur in ihrem Kreise Freude und Erholung, war ein selbstloser, musterhafter Gatte und Vater. Alles in Allem: ein Halbedelstein — und man weiß, solche Steine krystallisiren in sonderbaren Formen!

Niemand hat seinen Werth klarer zu erkennen vermocht, aber auch Niemand unter den Härten dieses Mannes schmerzlicher gelitten, als die treue Gefährtin seines Lebens. Ich wollte ein großer Dichter sein, nur um das Bild dieser edlen Frau unvergänglich hinstellen zu können zur Freude aller guten Menschen. Wer von ihr berichtet, legt ihr einen Lichtschein um das Haupt und dankt dem Geschick, daß er ihr begegnen durfte. Es ist ein seltener Zauber gewesen, durch den sie die Herzen zwang und noch in der Erinnerung nüchternen Naturen das duftigste Wort auf die Lippen legt: der Zauber ächtester Liebenswürdigkeit. Sie habe, berichten Alle, jedem wohlgethan und keinem wehe; ihre Güte wie ihre Kenntniß des Menschenherzens seien gleich groß gewesen und darum unvergleichlich das Product aus beiden: ihr Tact, ihre zarteste Rücksichtsnahme auf jede Eigenart. Ohne blendenden Geistes zu sein, habe sie Alles verstanden, ohne blendende Schönheit zu sein, habe sie schon durch ihr Aeußeres Männer und Frauen gefesselt. Niemand sei ihr näher getreten, der sie nicht immer mehr verehren und lieben gelernt; und ihr Freund zu sein, sei Jedem mit Recht ein Stolz gewesen. „Denn", sagt einer dieser Erwählten, „ihr Instinkt für das Edle und das Gemeine war gleich scharf, und mit derselben stillen Gewalt wußte sie das Eine anzuziehen, das Andere abzuwehren. Es wäre vergeblich zu entscheiden, ob sie als Gattin oder Mutter trefflicher gewesen, ob ihre Gabe, sich für das Höchste zu begeistern, höher stand, oder jene, sich dem Kleinsten und Nüchternsten zuzuwenden, sofern es in ihren Pflichtkreis trat. Auch in ihren Tugenden waltete Harmonie. Caroline Büchner war ein Musterbild edelster Menschlichkeit." Die Vereinigung

solcher Gaben und Gnaden nur eben Liebenswürdigkeit zu nennen, mag Manchem zu kärglich erscheinen, aber das hat nur der Mißbrauch des Worts verschuldet; spricht man doch sogar oft, unsinnig genug, von „liebenswürdiger Schwäche", obwohl sicherlich nur starke Naturen echter Liebenswürdigkeit fähig sind. Denn in Wahrheit gehört das Wort zu dem Höchsten, was man von einem Menschen aussagen kann; wahre Liebenswürdigkeit quillt uns nur bei jenen entgegen, die sich volle Harmonie ihrer Kräfte und Strebungen errungen, sie ist nur zum Theil ein Geschenk der Götter, Sache des Naturells, ein angeborenes Talent, zum größeren Theil ein Product inneren Kampfs und seelischer Arbeit, der Selbstklärung. Aus je schrofferen Verhältnissen heraus sich der Mensch solche Harmonie erringt, um so höher muß unsere Achtung für ihn sein. Und nun denke man, wie früh Caroline Reuß, das Mädchen mit der reichen, weichen Seele, dem eckigen harten Gatten angetraut worden, man denke an die engen dörflichen Verhältnisse in den ersten Tagen ihrer Ehe! Tausende ähnlicher Frauennaturen haben in gleicher Lage Schwung und Adel der Seele eingebüßt, viele nur deßhalb sie bewahrt, weil das Muttergefühl läuternd und stützend hinzutrat — aber wie wenige haben ihren Schatz so gemehrt, wie diese Frau!. Man sagt, nur glückliche Menschen könnten ganz gut. sein — das Beispiel Carolinens streitet nicht dagegen, sie war glücklich, weil sie sich nie arm fühlte in dem Gedanken, was sie entbehrte, sondern stets reich in dem Gedanken, was ihr blieb. Und ihr blieb viel: sie selbst und die Ausgeglichenheit ihrer Seele, dann der blühende Kindersegen und die Liebe ihres Gatten. Freilich war seine Liebe, die, von dem Willen abgesehen, nach

der Natur des Mannes keine Opfer bringen konnte, die geringere, während sie viel schenken mußte, aber eben darum immer reicher ward, je mehr sie schenkte. Diese Liebe war die einzige Brücke zwischen den Ehegatten, und sie führte über die breiteste, tiefste Kluft. Man weiß, wie Ernst Büchner den Künsten, seinem Volksthum und der Freiheit abgewendet gewesen — seiner Gattin waren es die Leitsterne ihres gesammten Denkens und Empfindung. Sie hatte einen brennenden Durst nach Schönheit und feinstes Verständniß für ihre Offenbarungen, in welcher Form immer sie ihr nahe traten; daß sie namentlich die Dichtkunst liebte, gestaltete sich dadurch, daß ihr diese allein zugänglich war. Eine feinste Nachempfinderin hatte sie in der mündlichen Rede selbst ein reizendes Talent der Gestaltung; schriftlich hat sie es nie versucht. So mag man es nicht überschwänglich nennen, wenn ihre Freunde diese Frau, obwohl sie nichts geschrieben, eine Dichterin nennen. Wie sie ihrem Volksthum ergeben war, ist bereits erwähnt, hauptsächlich deshalb liebte sie auch die Freiheit; es that ihrem patriotischen Herzen wehe, daß sich dem deutschen Volke die Opfer des „heiligen Krieges" so schlecht gelohnt. Parteiprogramme standen ihr ferne, das Gezänk des Tages war ihr widerlich, aber aus ihrem Patriotismus, aus ihrem Gefühl für Menschenwürde quoll ihr stark und mächtig der Wunsch nach einer freiheitlichen Gestaltung ihres Vaterlandes. Schon dies zeigt uns die ganze Tiefe der Kluft zwischen diesen beiden außergewöhnlich veranlagten Naturen; aber noch weitere Gegensätze lassen sich hervorheben. Caroline mühte sich sicherlich ehrlich, den wissenschaftlichen Strebungen des Gatten mindestens in den leitenden Ideen zu folgen, aber

es gelang ihr nicht, weil es ihrem Wesen ferne lag, wie man die Natur zerpflücken könne, um sie zu verstehen! Ihr war sie ein schönes harmonisches Ganze, aus der sie reinen Genuß schöpfte und die Verehrung für den Schöpfer. Denn während sich Ernst Büchner von seiner Wissenschaft so weit aus dem Reiche des Glaubens hinwegführen ließ, als sie ihn eben leiten wollte, blieb Caroline gläubig, keine fanatische Frömmlerin, aber ein frommes Gemüth, welches sich auch gerne für seine Verehrung die gewohnten Formen gefallen ließ, ohne viel darüber zu grübeln. Dieser Zug stört uns sicherlich nicht dies „Musterbild edelster Menschlichkeit". Ein Edelstein von höchstem Werthe, klar und durchsichtig, von regelmäßigster Structur!

Wer dies überdenkt und zusammenfaßt, dem wird sich auch das Bild des Hauswesens, in dem Georg Büchner aufwuchs, klar vor Augen stellen, und wenige Striche werden genügen, es festzuhalten. Es war ein sehr stilles, sehr schlichtes, dabei kerniges Familienleben, in seiner Führung von Ueppigkeit und Entbehrung gleich weit entfernt, ein Haus des gebildeten, deutschen Mittelstandes. Das enge, gesellschaftliche Leben in Darmstadt, dieser damals und vielleicht jetzt noch langweiligsten deutschen Residenzstadt, hätte wohl auch bei lebhaftem Verkehr mit der Außenwelt keine blendenden Eindrücke für die Phantasie, keine geräuschvollen Freuden geboten, aber dieser Verkehr war zudem, wie erwähnt, sehr spärlich. So war dies Haus eine fast ganz in sich abgeschlossene Welt, deren Mittelpunkt für die Kinder die liebliche, gütige Mutter war, ihre Freundin, Lehrerin und Spielgefährtin. Aber wenn auch vornehmlich von ihr Freude, Anregung und Belehrung ausging, so blieb doch

dem Vater der Einfluß gewahrt. Den Tag über durch seinen Beruf und seine wissenschaftlichen Strebungen den Kindern ferngehalten, verlebte er regelmäßig die Abende mit ihnen. Wirkte da seine Eigenart auf ihren Charakter, so sicherlich auch sein Beruf auf ihre Phantasie. Die Kinder des vielbeschäftigten Arztes hörten früh von Krankheit und Tod, und als ein unheimlicher, unnahbarer Raum stand in dem spiegelblanken Hause das Laboratorium des Vaters und der mit menschlichen Skeletten angefüllte Schrank. Daß Georg oft, noch ganz erfüllt von dem Zauber der heimeligen Märchen, die ihm die Mutter erzählt, bange in jene Stube lugte, wo der Vater über einem Präparat gebückt saß — dieser Eindruck hat sein Leben lang in ihm fortgeklungen . . .

Und nicht blos dies Eine! Es gibt wenige Menschen, bei denen das geistige Erbe der Eltern und die Eindrücke der Kindheit von so bestimmendem Einfluß gewesen, als bei unserem Dichter und seinen Geschwistern (S. 457). Ihr Wesen, ihre Begabung, die insgesammt nicht blos vielseitig, sondern aus Gegensätzen gemischt ist, wird erst klar, wenn man auf jene Quellen der Individualität zurückgeht. Und wie Georg der vielseitigste und begabteste unter ihnen war, so ist auch bei ihm das Festhalten jener Beziehung am Nothwendigsten. Nur so wird es erklärlich, wie dieser Jüngling zugleich ein echter Dichter und ein tüchtiger Naturforscher werden, wie er als Dichter seiner Neigung zum Märchenhaften, Maßlosen und Mystischen nachgeben und dabei als Naturforscher klar, maßvoll, nüchtern bleiben konnte. Nur so wird es erklärlich, wie er bei aller Vorliebe für französisches Wesen ein deutscher Patriot wurde. Aber nicht blos die Hauptsachen, auch tausend kleine Züge im Charakter,

Streben und Bildungsgang dieses merkwürdigen Menschen werden erst auf diese Weise verständlich. Ich will im Folgenden diese Fäden nicht aufdringlich nachweisen und coloriren und begnüge mich mit der Bitte, das Bisherige nicht für überflüssig zu halten.

Nachdem bis in sein zehntes Jahr die Mutter seine Lehrerin geblieben, bezog der Knabe im Herbste 1823 das Gymnasium zu Darmstadt und legte da seine Studien in regelrechter Folge bis zur Absolvirung, im Herbste 1831, zurück. Die Schulzeugnisse finden sich leider nicht mehr vor, Auszüge aus den Büchern der Anstalt waren nicht zu erhalten. Doch fügt sich aus den vorhandenen Schularbeiten und Jugendversen, so wie aus den freundlichen Mittheilungen einiger Mitschüler immerhin ein treues Bild der Schülerjahre Georg Büchner's zusammen.

Er hatte das Glück an eine Anstalt zu kommen, der sich viel Gutes nachsagen läßt: Ernster Geist, strenge Zucht und treue Pflichterfüllung befähigter Lehrkräfte. Freilich ward auch in Darmstadt, wie damals überall, nicht blos das Hauptgewicht auf die klassischen Sprachen gelegt, sondern dieselben schmälerten und erdrückten die anderen Disciplinen in einer Weise, die uns heute unverantwortlich erscheinen muß. Selbst deutsche Sprache und Geschichte traten erst in den oberen Classen einigermaßen in ihre Rechte; was aber speciell Geschichte der Neuzeit betrifft, so hört heute entschieden das Kind in der Volksschule mehr von den Geschicken seiner Nation, als damals der Gymnasiast. Bis zu welchem Grade die Realien vernachlässigt wurden, kann heute kaum glaubhaft erscheinen. Mathematik und Physik wurden „mit Schmerzen — ein wenig — oder gar

nicht" vorgetragen, und mit dem dürftigen Namensschema, welches als „Naturgeschichte" dictirt wurde, könnte sich die moderne Volksschule unmöglich begnügen. Die mathematische Geographie wurde gar nicht vorgetragen, die politische in einem kurzen Auszug den Schülern dictirt. Latein und Griechisch hingegen ward in breitester Ausdehnung mit Einbeziehung aller Hilfswissenschaften betrieben. Mag man auch das schöne Wort Jean Paul's: „die Welt der Alten sei der stille, heilige und dennoch heitere Tempel, an dessen ewigen, erhabenen, lächelnden Marmorbildern vorüber die Jugend ihren Weg nimmt auf den Markt des alltäglichen Lebens" — noch so willig unterschreiben, so wird man sich doch des Staunens nicht erwehren können, wenn man aus den Schulheften jener Zeit ersieht, wie weit vernünftige Männer ein an sich richtiges Prinzip zu übertreiben und hierdurch sich selbst ad absurdum zu führen vermochten! Es ist begreiflich, daß die Grammatik gründlich gelehrt, begreiflich, daß die Lectüre der Klassiker in größtmöglichem Ausmaß betrieben wurde, aber unbegreiflich bleibt die kindische, überaus zeitraubende Spielerei mit lateinischen und griechischen Versen, unbegreiflich, daß Hilfswissenschaften, wie z. B. antike Metrik, Archäologie, Münzkunde zusammen beiläufig in demselben Umfang betrieben wurden, wie — die Muttersprache! Jedoch nicht blos der Inhalt, auch die Methode des Unterrichtes muß Kopfschütteln erwecken. Im Allgemeinen galt der Grundsatz: „Doch Euch des Schreibens ja befleißt" u. s. w., wie es im „Faust" steht. Geschichte und Geographie, Archäologie und Literarhistorie, Mathematik und Physik, Naturgeschichte und Religion — Alles wurde dictirt und zuerst in der Schule flüchtig, hierauf zu Hause kalligraphisch schön

nachgeschrieben, dann erst endlich auswendig gelernt. Welche horrible und ganz überflüssige Zeitverschwendung, da es doch auch damals recht gute Lehrbücher dieser Disciplinen gab! Auch die klassischen Sprachen wurden mit der Feder in der Hand erlernt. Alle Regeln der Grammatik, alle Aufgaben zur Uebersetzung wurden dictirt, auch genügte es nicht, die Klassiker mündlich übersetzen zu können, sondern die Version mußte schriftlich beigebracht werden, so daß jeder Schüler in jedem Semester mehrere Bände schrieb! Faßt man dies zusammen, so wird auch ein maßvolles Urtheil dahin lauten müssen, daß dieser Unterricht seinem Inhalte nach keine allgemeine Bildung, seiner Methode nach keinen besonderen Lerneifer hervorrufen konnte.

Georg Büchner war, nach dem übereinstimmenden Zeugniß seiner Mitschüler und Geschwister, ein guter Schüler, der Location nach einer der Ersten — auch die Censuren in seinen Schulheften beweisen dies. Aber übereinstimmend wird auch berichtet, daß er den Anforderungen der Lehrer nur deßhalb vollauf genügt, weil ihn der Ehrgeiz und die Rücksicht für die Eltern getrieben. Durch seine hervorragende Begabung, sein glückliches Gedächtniß sei ihm übrigens die Mühe nicht allzu schwer geworden. Spontanes Interesse jedoch habe er nur an einigen wenigen Gegenständen genommen, just an den vernachlässigten, den Realien; wogegen die Methode, mit der die klassischen Sprachen tradirt wurden, ihm bis in die Jahre beginnender Reife eine heftige Abneigung gegen dieselben beigebracht. Das läßt sich auch ohne jeden weiteren Gewährsmann aus seinen Schulheften abstrahiren; jene über die exakten Wissenschaften sind mit größter Sorgfalt ausgearbeitet, während die lateinischen und griechischen Prä-

parationen möglichst flüchtig geschrieben sind. Auch machen sich hier die Unlust und der Muthwille des Knaben in allerlei komischen Bemerkungen Luft, die er in das Dictat des Lehrers einfließen läßt. So fügt er einmal dem, allerdings besonders schönen Versus memorialis:

„Wenn man „ich habe“ sagen thut,
Schickt sich das Verbum „est“ sehr gut,
Doch so, daß die Person dabei
Allzeit im dativo sey“,

die Bemerkung hinzu: „Dieser Vers wäre nicht unwerth, von Ihnen selbst, Herr Doktor, gedichtet worden zu sein!“ — und in seiner Uebersetzung von Cic. Or. pro Marc. III. 10. steht nach der Apostrophe an Cäsar: „Durch welche Lobsprüche sollen wir Dich, den wir vor uns sehen, erheben, mit welchem Eifer dir nachahmen, mit welchem Wohlwollen dich umfassen?“ in derselben Zeile zu lesen: „Wahrlich nur dadurch, indem wir dir die Tintenfässer an den Kopf werfen, der du uns die blühende Welt der Alten zur Wüste machst.“ Aehnliche Einschiebsel, die bei allem Muthwillen doch von gewisser ernsterer Erkenntniß zeugen, finden sich namentlich in eines anderen Lehrers Vorlesungen über antike Münzkunde. Da lesen wir §. 11: „Von dem Nutzen der Münzkunde. Sie bringt Langeweile und Abspannung hervor, und schon diese Symptome sind ja in den Augen jedes echten, tiefer in den Geist der Alten eingedrungenen Philologen der schlagende Beweis für den Nutzen dieses Studiums. O Herr Doktor! was sind Verstand, Scharfsinn, gesunde Vernunft? Leere Namen! — Ein Düngerhaufe todter Gelehrsamkeit — dies ist das allein würdige Ziel menschlichen Strebens!“ — Nicht minder bezeichnend ist das Motto, welches der Schüler

diesem Hefte vorgesetzt: „O Trödel, der mit tausendfachem Tand In dieser Mottenwelt mich dränget!“ Als aber im nächsten Sommersemester über die Schrift der Alten gelesen, richtiger dictirt wird, da schreibt der ungeduldige Knabe nur noch die Ueberschriften der Paragraphen nieder und darunter Volkslieder. So „§. 11: Pelasgische Buchstaben. Zu Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n, Ohne Strumpf geh' i net heim. §. 12: Hieroglyphen. Es steht ein Wirthshaus an der Lahn, da fahren alle Fuhrleut' an“ u. s. w. Dazwischen steht mit zollhohen Buchstaben: „Lebendiges! was nützt der todte Kram!“

Schon diese Aufzeichnungen — so irrig es übrigens wäre, großes Gewicht auf sie zu legen — beweisen hinlänglich, daß es nicht die Methode allein war, die dem jungen Schüler Sprachen und Kunde des Alterthums verleidete, und ein weiterer Beweis hiefür ist, daß er sich den exacten Wissenschaften mit allem Eifer hingab, obwohl auch diese wahrlich weder kurzweilig noch anregend tradirt wurden. Der „Vortrag“ in der Mathematik, Geometrie, Physik bestand darin, daß der Lehrer zuerst eine Frage, dann die Antwort dictirte und die letztere beim Examen wörtlich abhörte. Manches hierunter darf den Werth eines Curiosums in Anspruch nehmen, z. B. „Was ist eine geometrische Fläche?“ Antwort: „Ein gewisser Theil von der Oberfläche eines Körpers, abgesondert von der Fläche vorgestellt.“ Aber hiezu machte Georg keinerlei Bemerkungen und suchte, wie seine Ferienhefte und Fleißaufgaben beweisen, aus eigener Kraft und mit Hilfe guter Büchen in diesen Disciplinen so viel zu erlernen, als ihm nur immer erreichbar. Was ihn hiezu trieb, war sicherlich ein innerster Zug seines Wesens; das war eben etwas

„Lebendiges“, wo die Vernunft entschied, und nicht „todter Kram“, und darum bethätigte er hier seine Kraft freudig und spontan. Es stimmt damit, wenn einer seiner Schulfreunde berichtet, daß er am Liebsten naturwissenschaftliche Bücher gelesen und von Gedichten solche, welche Naturbeschreibungen enthalten, z. B. Matthison, ferner auch Schiller. „Ich bin“, erzählt derselbe Gewährsmann, „bis in sein sechzehntes Jahr mit Georg Büchner zusammen gewesen, und so schön und feurig der Knabe war, so kann ich doch nicht sagen, daß wir oder die Lehrer Außerordentliches von ihm erwartet — am wenigsten aber auf dem Felde der Dichtkunst. Er selbst sagte immer, daß er Naturforscher werden wolle, und was er mit Vorliebe betrieb, paßte zu diesem Vorsatz.“

Die Eltern, so erfreut sie auch sonst über die geistige Rührigkeit ihres Erstgeborenen waren, ahnten gleichfalls nichts von dessen poetischer Begabung, ebensowenig sein Lehrer der deutschen Sprache, der erst vor Kurzem verstorbene Conrector Baur. Er ordnete an, daß jeder Schüler ein Heft anlege und da die besten deutschen Gedichte eintrage. Büchner kam dieser Anordnung nach, aber in recht sonderbarlicher Weise. Das bloße Copiren langweilte ihn, und so finden sich nur jene Gedichte vollinhaltlich eingetragen, die er zugleich in irgend einer Weise parodirte. Hier eine Probe. Man weiß, daß sich in Schillers „Graf Eberhard der Greiner“ der Stolz des Schwaben sehr kräftig ausspricht. Und darum hielt es der muthwillige Schüler für angemessen, das Gedicht gleich vollständig in den schwäbischen Dialekt umzusetzen:

„Ehr — Ehr dort ause in der Welt,
Die Rose angespannt.
Aach manche Mann, aach manche Held,
Im Friede gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabeland! u. s. w.

In diesem Hefte, welches der Lehrer schwerlich je erblickt, äußert sich immerhin eine gewisse Selbstständigkeit und Sinn für das Komische; die deutschen Aufsätze hingegen, die Büchner bis in sein sechzehntes Jahr hinein lieferte, waren überaus flach und unbedeutend. In keinem Gedanken, in keiner Wendung läßt sich auch nur eine Spur jenes Dichtergeistes gewahren, der wenige Jahre später Deutschland mit seinem Ruhme erfüllen sollte, und wer diese steifen, unbehülflichen Sätze liest, wird kaum glauben, daß sie ein Sechzehnjähriger geschrieben, und vollends derselbe Mensch, der sich sechs Jahre später als einer der glänzendsten Stilisten erproben sollte, die je unsere Muttersprache gemeistert. Der beste Beweis aber, daß sich in dem Knaben noch kein Hauch origineller Dichterkraft geregt, sind die Verse, die wir aus seinem fünfzehnten Lebensjahre besitzen. Das „Dichten" war damals an den deutschen Gymnasien noch weit mehr Mode, als jetzt, und Georg machte diese Mode mit, übrigens niemals spontan, sondern stets nur zu besonderen Gelegenheiten. Von den vier „Gedichten", die er geschrieben, sind zwei als „Weihnachtsgeschenk" für die Eltern, ein drittes zum Geburtstag des Vaters und das vierte zu dem der Mutter verfaßt. Das älteste stammt aus dem Jahre 1827 und begleitete ein Geschenk für den Vater:

„Nimm, o bester der Väter, mit williger Hand dies Geschenk an!
Zwar ist es klein und gering, doch beweis' dir's die dankbare Liebe.
Möge Gott noch lange dein theures Leben erhalten
Und dich mit schützender Hand vor allem Unglück behüten —

u. s. w.« Die drei anderen finden sich im Anhang (S. 393 — 397) vollinhaltlich mitgetheilt, keineswegs um ihres selbstständigen Werthes willen, sondern als Curiosa zur Biographie, um die späte Entwicklung Büchners zu beweisen. Sicherlich haben viele seiner Mitschüler viel bessere Verse geschrieben, als er, der nachmals als Dichter unsterblich wurde. Wer seine Versuche unbefangen, von dem Glanze des Autornamens ungeblendet, liest, wird dies Urtheil nicht zu hart finden. Die „Nacht" und „Vergänglichkeit", diese etwas melancholisch angehauchten Geschenke, welche er seinen Eltern zu Weihnachten 1828 widmete, beweisen nichts, als die Wahrheit jener Mittheilung, daß damals Matthison sein Lieblingsdichter gewesen. Es sind schwächlich-sentimale Naturbilder in ungelenker Sprache. Selbst das relativ beste Gedicht: „An die Mutter!" erhebt sich wenig über die nackte Prosa, obwohl hier immerhin durch die gezwungene Ausdrucksweise die Innigkeit der Empfindung hindurchleuchtet. In ihrer ganzen Tiefe kommt sie freilich nicht zum Ausdruck — der Knabe, voll Verehrung für den Vater, voll Zärtlichkeit gegen seine jüngeren Geschwister, namentlich das Schwesterchen Luise (S. 458), hing mit grenzenloser Hingebung an der Mutter. Sie allein übte wirklichen Einfluß auf ihn und hat diesen stets zum Guten ausgenützt. Ihrem Wesen und Walten ist es vornehmlich zu danken, daß der reifende Jüngling von keinem Hauch der Gemeinheit befleckt ward; und namentlich in jener wichtigen Periode, da der

Knabe zum Jüngling wurde, haben ihre guten, klugen Augen doppelt sorglich über ihm gewacht.

Dieser Gährungsprozeß fiel in sein siebzehntes Jahr und führte in überraschend kurzer Zeit zu einer völligen Klärung und Wandlung. Dieselbe merkwürdige Erscheinung werden wir auch in der Folge genau so oft zu constatiren haben, als eben überhaupt von einem Entwicklungsstadium seines Wesens zu berichten ist: jähe Revolution, nie langsame Evolution! Metamorphosen, zu denen schwächere Naturen Jahre, in schmerzlichem Zwiespalt verbrachte Jahre bedürfen, hat dieser Jüngling in kurzer Frist mit jener Energie, mit jener instinctiven Sicherheit überwunden, welche so überaus selten und ein untrügliches Zeichen genialer Begabung ist. Auch hier schon fand er die Kraft und den Muth, binnen wenigen Monaten Alles aus sich auszuscheiden, was ihm unreif und schwächlich schien, und in seinem Streben und Denken ein Anderer zu werden. Seine Aufsätze, die Mittheilungen seiner Freunde beweisen es.

Binnen wenigen Monaten! Und doch gilt auch hier das Wort: „nunquam saltus in natura.“ Die Wandlung an sich war eine völlig naturgemäße; sie vollzieht sich fast bei jedem Menschen in denselben Jahren. Auffällig wird sie hier nur deßhalb, weil sie so plötzlich und radikal auftritt. Das allein legt auch den Gedanken nahe, nach einer äußeren Veranlassung zu fragen, nach einer fremden Hand, welche den Jüngling wachgerüttelt und zum Bewußtsein all' seiner Kraft gebracht. In der That war hier äußerer Einfluß thätig. Aber nicht etwa der Einfluß einer bedeutenden, machtvollen Persönlichkeit, auch nicht der Eindruck eines Erlebnisses, sondern der Geist der Zeit. Zum ersten Male

begegnen wir hier der Macht, welche in der Folge dieses heiße Herz gelenkt und bestimmt. Es ist äußerlich und innerlich beglaubigt, daß jene bange Schwüle, welche der Julirevolution voranging, den Sinn Georg Büchner's gereift, daß vollends die Lohe der Julitage ihm selbst sein Inneres erhellt. Erst als ihn der politische Enthusiasmus erfaßte, überkam ihn auch die Begeisterung für andere ideale Güter, erst da begann er rastlos über sich zu grübeln, an sich zu arbeiten. Und wie dieser Enthusiasmus das Gährungsferment der jungen Seele war, so wurde er in der Folge der Hauptzug seines, wie bereits erwähnt, völlig geänderten Wesens.

Darum sei auch hiervon zuerst gesprochen. Freilich wollen wir uns trotzdem jeder Ueberschätzung dieser politischen Regungen enthalten. Selbst Georg Büchner ist als Gymnasiast noch kein fertiger, klarer Parteimann gewesen. Gleich ihm mögen unzählige Altersgenossen in jenen bewegten Tagen für Freiheit und Republik, für die Einheit des deutschen Vaterlands geschwärmt haben. Auch war er kaum um Vieles klarer als die Anderen, — wohl aber begeisterter und kühner. Nur durch die Intensität seiner Schwärmerei unterschied er sich von den Gefährten, nur diese Intensität ist auffällig und bedarf einer Erklärung. Sie liegt einzig in seiner Individualität. Jenes leidenschaftliche Mitleid, welches sich schon im Kinde gezeigt, ließ den Jüngling durstig jene Träume und Ideen in sich einsaugen, welche die Armuth auf Erden lindern, den Beladenen und Bedrückten ihr Menschenrecht schaffen wollten. Und jener Trotz, welcher sich gegen jeden ungerechten Schlag wild aufgebäumt, welcher so früh in Muthwillen oder Sarkasmus alles „jurare in verba magistri“ von sich wies — derselbe Trotz kehrte sich

auch gegen Drang und Druck einer kleinlichen Junkerwirthschaft. Denn wenn es auch damals im gesammten Deutschland nicht sonderlich erfreulich herging, so stand es doch besonders traurig um Hessen — es wird sich später die Nothwendigkeit ergeben, eingehend dieser Verhältnisse zu gedenken. Und ferner hatten auch die Eltern ihr Theil an dieser Schwärmerei; die Mutter, indem sie in sein Herz das Ideal der Freiheit gepflanzt, der Vater, indem er in ihm Neigung und Interesse für französisches Wesen großgezogen. Freilich hatte Ernst Büchner nur jene Franzosen gemeint, welche willig dem großen Kaiser gefolgt, während Georg seine Sympathien jenen widmete, die soeben den kleinen König davongejagt . . .

„Sein Herz floß über von Begeisterung für die Freiheit, von schwärmerischem Thatendrang!“ So berichtet einer der Wenigen, denen Georg sich damals ganz offenbaren durfte, einer seiner Mitschüler. Dem Vater gegenüber war er sehr vorsichtig, vorsichtiger, als gegen die Lehrer. Denn es berührt eigen, halb rührend, halb komisch, wenn man seine deutschen Aufsätze von 1830 und 1831 durchblättert und erkennt, wie er jede Gelegenheit, ob passend oder unpassend, benützte, um seinem Herzen Luft zu machen. Dies zeigt sich schon an der Wahl des Motto, denn nicht weniger als drei Male lesen wir da den Vers G. A. Bürger's:

„Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabener Muth, ist Welterlösers Tod!
Denn nur die göttlichsten der Helden-Menschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.“

Und dann variirt der Aufsatz denselben Gedanken nach Kräften, mag er sich in das vorgeschriebene Thema ein-

fügen oder nicht. Hier eine Probe: „Wir haben nicht nöthjg", schreibt er einmal, „die Vorwelt um große Männer zu beneiden, auch unsere Zeit zeugte Helden, die mit den Leonidas, Scävola und Brutus um den Lorbeer ringen können. Um dies zu erkennen, brauchen wir unser Augenmerk nur auf jenen Kampf zu richten, der noch vor Kurzem die Welt erschütterte, der sie aber auch in ihrer Entwickelung um mehr denn ein Jahrhundert vorwärts brachte, der in blutigem, aber gerechtem Vertilgungskampfe die Gräuel rächte, welche schändliche Despoten Jahrhunderte hindurch an der leidenden Menschheit verübt, der Europa's Völkern zeigte, daß die Vorsehung sie nicht zum Spiel der Willkür von Despoten bestimmt hat; ich meine den Freiheitskampf der Franken! Tugenden zeigten sich da, wie sie Rom und Sparta kaum aufzuweisen haben, und Thaten geschahen, die noch nach Jahrhunderten Tausende zur Nachahmung begeistern können." Und dieses flammende Loblied der Revolution steht in einem Aufsatz, welcher eigentlich nur den „Heldentod der vierhundert Pforzheimer" schildern sollte! Aber bezeichnend für die Denkweise des Jünglings ist es auch, wie er nun den Uebergang zum vorgeschriebenen Thema findet: „Die Franken erkämpften Europa's politische Freiheit, die Deutschen aber die Glaubensfreiheit; der Kampf für die Reformation war der erste Act des großen Kampfes, der die Menschheit von ihren Unterdrückern befreien soll, wie die französische Revolution der zweite war; vergessen wir auch der Helden jenes ersten Kampfes nicht." Dann schildert er den Opfertod jener deutschen Bürger auf dem Schlachtfeld bei Wimpfen und schließt, gleichfalls sehr charakteristisch: „Mich faßt beim Andenken an diese That, nicht freudiger Stolz, sondern tiefer

Schmerz. Nicht den Todten gilt dies Weh — ich beneide sie! — sondern meinem gesunkenen Vaterlande. Mein Deutschland, wann wirst du frei?" Kurz: in jeder Zeile aus jenen Jahren lodert der politische Enthusiasmus, und besonders schön und schwungvoll äußert sich dieses feurige Gefühl in seiner Abschiedsrede vom Gymnasium, in welcher er den Selbstmord des jüngeren Cato (47 n. Ch.) vertheidigt. Der Aufsatz liegt dem Leser vor (S. 398—408), er ist ein wichtiges Actenstück zur Biographie. Von der Einleitung, wo jener Männer gedacht ist, die „gleich Meteoren aus dem Dunkel menschlichen Elends und Verderbens hervorstrahlen", bis zum Schlußwort: „Noch steht Cato's Name neben der Tugend und wird neben ihr stehen, so lange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht!" ist diese Rede ein stürmischer und doch logisch gegliederter Dithyrambus der Freiheit, und wer sie, unbeirrt durch einige geschmacklose Wendungen, auf sich wirken läßt, dem schlägt auch schon aus diesen Worten ein Hauch jenes Geistes entgegen, der später Alles für seine Ideale gewagt!

Aber auch aus anderen Gesichtspunkten ist die Rede bemerkenswerth; sie zeugt von der Kunst und Kraft des Stils, welche sich der früher so unbehülfliche Schüler erworben, und beweist eine beachtenswerthe Schärfe und Selbstständigkeit der Gedanken. Gegen die psychologischen und philosophischen Bemerkungen des achtzehnjährigen Abiturienten wird nicht viel einzuwenden sein. Charakteristisch ist namentlich die scharfe Ablehnung des „christlichen Standpunkts" und die Vermeidung jedes religiösen Motivs. Das ist kein Zufall und leitet uns zu dem zweiten Hauptzug seines geänderten Wesens über: er verlor den Glauben, und seine Empörung

richtete sich nicht blos gegen die Autorität des Staates, sondern auch gegen die der Kirche. Es liegt ein dichter Schleier über diesen Kämpfen seines Herzens, den er, wie jeder feinfühlige Mensch, nie ganz gelüftet, auch gegen seine besten Jugendfreunde nicht. Darum differiren auch ihre Mittheilungen über diesen Punkt. „Ich bin überzeugt", schreibt der Eine, „daß Büchner bereits in der Prima des Gymnasiums ein radikaler Atheist war. Mit der Kirche war er schon früh fertig. So sagte er mir einmal, noch in unserer Knabenzeit: „Das Christenthum gefällt mir nicht — es ist mir zu sanft, es macht lammfromm". Die Aeußerung ist mir in Erinnerung geblieben, weil ich mich damals so sehr darüber entsetzte. Es stimmt dazu, wenn wir in des Knaben Religionshefte neben dem Dictat: „Mit der Ehrfurcht vor Gott ist die Demuth unzertrennlich verbunden", eine Garnitur — von Fragezeichen finden. Hingegen schreibt ein anderer Jugendfreund: „Ich hatte mit Büchner damals viele Unterredungen, welche die Religion betrafen, namentlich auf unseren Spaziergängen. Davon habe ich jetzt natürlich nur noch allgemeine Erinnerung. Ihr folgend bin ich fest überzeugt, daß er damals zwar ein kühner Skeptiker, aber nicht Atheist war." So steht Behauptung gegen Behauptung, übrigens ist auch die Frage, wann Büchner Atheist wurde, von keinem Belange, daß er es wurde, ist unzweifelhaft. Die Aufsätze Büchner's aus der Schulzeit lassen nur so viel erkennen, daß er im Sinne des kirchlichen Christenthums sicherlich kein Gläubiger mehr war. So meint er einmal, es sei der größte Unsinn, zu glauben, daß jemals Wunder geschehen seien, und von jenen obenerwähnten vierhundert Helden schreibt er: er wolle nicht behaupten, daß sie sich

durch ihren Tod den Himmel verdient; jedenfalls hätten sie hierdurch ein Stück Himmel auf die Erde gebracht, indem ihre Nachkommen von den verdummenden Fesseln des Katholicismus frei geblieben . . . Wer so als Schüler **schreibt**, wird wohl noch viel radicaler **denken**!

Auch nach einer dritten Richtung hin vollzog sich in ihm eine gründliche Wandlung: was seine ästhetischen Ueberzeugungen betrifft. Wir wissen, daß er als Knabe Dichtungen nicht gern gelesen, jene von Matthisen und Schiller ausgenommen. Nun aber las er nicht blos sehr viel, sondern auch mit feinem Verständniß, und sein Geschmack erhielt eine scharfe, von der früheren grundverschiedene Prägung. Einer der beiden oben citirten Freunde berichtet hierüber: „Wir vertieften uns gemeinsam in die Lectüre großer Dichterwerke. Büchner liebte vorzüglich Shakespeare, Homer, Goethe. Volkspoesie zog ihn auf das Mächtigste an, wir lasen Alles, was wir auftreiben konnten. Hingegen hatte Büchner gegen das Rhetorische in Schillers Schriften viel einzuwenden. Dem einfach Menschlichen wendete er sich mit Vorliebe zu, hatte übrigens für die Antike und für das Seelenbezwingende in der Dichtung neuerer Zeiten gleiches Verständniß. Der Bereich des Schönliterarischen, das er las, erstreckte sich sehr weit, auch Calderon war dabei, ferner Jean Paul und die Romantiker. Sein Geschmack war elastisch. Während er Herders „Stimmen der Völker" und „Des Knaben Wunderhorn" verschlang, schätzte er auch Werke der französischen Literatur. Für Unterhaltungslectüre hatte er keinen Sinn; er mußte beim Lesen zu denken haben. Für echte Poesie war seine Liebe groß, sein Verständniß fein und sicher." Wie die Wandlung auch nach dieser Hinsicht eine natur-

gemäße war, wie sich die Vorliebe für das einfach Menschliche und die Abneigung gegen das Rhetorische, wie sich die Verehrung für die Heroen des künstlerischen Realismus harmonisch dem Charakterbilde einfügt, welches sich stückweise vor uns aufbaut, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Eben darum haben ihn dieselben aesthetischen Prinzipien auch in der Folge geleitet, und bei der Betrachtung seines eigenen Schaffens werden wir oft auf seine Lieblingslectüre in der Jünglingszeit zurückweisen müssen: auf Goethe und Shakespeare, auf das Volkslied und die Romantiker. In jenem Lebensabschnitt jedoch, von dem wir hier handeln, hatte diese Lectüre nur den Einfluß auf seine Production, daß sie dieselbe völlig zum Schweigen brachte. Vom sechszehnten bis zum zwei- und zwanzigsten Jahre hat Georg Büchner auch nicht eine Zeile gedichtet. Er lernte den Unwerth seiner früheren Versuche erkennen und verstummte. Seine poetische Kraft schlummerte und dieser Mensch hat stets nur gethan, wozu ihn seine Natur drängte. Als der Motor seines Lebens, der politische Enthusiasmus, die Dichterkraft in ihm weckte, da schlug er sofort in seinem ersten Versuch den richtigen Weg ein: er erkannte, daß er zum Dramatiker geboren sei. So ist ihm in seinem Schaffen alles Tasten, Suchen und Irregehen erspart geblieben; auch hier bewährt sich jener geniale Instinkt, dessen ich oben gedacht: er ließ ihn erst dann reden, als er etwas zu sagen hatte. „Zur Zeit, da wir vom Gymnasium schieden", schreibt einer der citirten Gewährsmänner, „im Herbst 1831, ahnte weder mir noch ihm von seinem Dichterberuf. Er wollte sich den Naturwissenschaften widmen, für deren Studium er sich entschieden."

Wie weit sich dieser Zug durch das geistige Erbe von Vatersseite erklären läßt, wie er sich in dem Knaben selbst schon früh geregt, dies ist bereits erwähnt. Aber neben der Neigung zum „Lebendigen“, dem Hang zum Gegenständlichen, dem Trieb zum Forschen, kurz neben den Motoren des Verstandes haben auch jene des Gemüths zu dieser Berufswahl mitgewirkt. Wer Georg Büchner gekannt, spricht von seiner überaus innigen, schwärmerischen Liebe zur Natur, die sich oft bis zur Andacht steigerte. Man weiß, daß die Umgebung Darmstadts überreich ist an prachtvollen Wäldern, an schattigen Spaziergängen, an lohnenden Aussichtspunkten. Hier einsam zu wandeln, das stille Leben der Natur mit scharfen Augen zu beobachten, mit entzücktem Herzen zu genießen, ist des Jünglings höchstes Vergnügen gewesen und der einzige Genuß, dem er sich schrankenlos hingab. Denn von allen grobsinnlichen Vergnügungen hatte er sich mit Ekel abgekehrt, und jene kritischen Thebaner, welche im Hinweis auf die Cynismen seines Erstlingswerkes von „früher sittlicher Fäulniß“ erzählen, haben gegen das Angedenken eines reinen Menschen schwer gefrevelt. „Sein sittlicher Wandel“, berichten seine Jugendfreunde mit fast wörtlicher Uebereinstimmung, „war durchaus unbescholten; vor Versuchungen, denen Andere erlagen, schützte ihn sein stolzer Sinn und der Gedanke an die angebetete Mutter; das Gemeine stieß er unwillig von sich; sogar jenem harmlosen Kneipenleben, in welchem wir anderen Primaner uns für die Genüsse der libertas academica vorbereiteten, blieb er ferne, weil ihn die äußerliche rohe Lustigkeit anwiderte. Man muß es der Wahrheit gemäß betheuern, daß dieser geniale, kraftvolle Jüngling nur Sinn hatte für edlere Genüsse des Geistes

und Gemüthes. In der Schule befriedigte er durch recht mäßige Anstrengung; sein mächtig strebender Geist suchte sich eigene Wege. Schon darum imponirte er uns Allen, obwohl er keineswegs hochmüthig war. Doch wählte er sorgsam seinen Umgang, und mit Einem dieser Wenigen oder auch einsam in Feld und Wald umherzustreifen, war sein einziges Vergnügen, welches ihn aber auch so voll und hoch beglückte, daß er kein anderes suchte." Auch von seinen Lieblingsspaziergängen erfahren wir: durch den Bessunger Herrengarten zur Ludwigshöhe, wo man die Rheinebene bis zum Taunus übersieht, zur Marienhöhe, in's Mühlenthal u. s. w. „Im Sommer 1831 begegnete ich Georg Büchner einmal in der Dämmerung am Jägerthor. Er sah sehr ermüdet aus, aber seine Augen glänzten. Auf meine Frage, wo er gewesen, flüsterte er mir in's Ohr: „Ich will's dir verrathen: den ganzen Tag am Herzen der Geliebten!" „Unmöglich!" rief ich. „Doch", lachte er, „vom Morgen bis zum Abend in Einsiedel und dann in der Fasanerie!" Das ist der herrliche Wald am heiligen Kreuzberg bei Darmstadt, „wo einst auch Herder und Goethe gewandelt und gesonnen". War bei diesen Spaziergängen ein Freund an seiner Seite, dann pries der Jüngling oft stundenlang die Schönheit einer Aussicht oder auch nur die eines einzelnen Baumes; auch für die Fauna hatte er ein offenes Auge. Religiöse Fragen, metaphysische und ethische Probleme behandelte er auf diesen Spaziergängen gerne, aber wie die Natur der Ausgangspunkt dieser Gespräche war, so wurde sie auch das Endziel seiner Betrachtung; in ihren ewigen Gesetzen fand die gährende, von Zweifeln aufgerührte Seele Halt und Zuversicht. Keine Dichtung stand seinem Herzen näher, als der

Faust, „weil sich nirgends das Naturgefühl so innig ausspreche, als hier". Demselben Freunde, der uns jene Begegnung am Jägerthor überliefert und der damals hart mit sich kämpfte, ob er Theologe werden sollte, sagte Büchner: „Wie fühle ich mich glücklich! Ich darf werden, wozu ich einzig tauge. Ich bin nie, auch nur eine Sekunde lang im Zweifel über meinen Beruf gewesen!" . . .

Auch die Eltern billigten diese Berufswahl. Als Georg im September 1831 das Gymnasium verließ (ohne Maturitätszeugniß, welches damals nur in Ausnahmsfällen erforderlich war), wurde beschlossen, daß er sich hauptsächlich dem Studium der Zoologie und Anatomie widmen sollte. Nur machte ihm der Vater zur Bedingung, daß er sich an der medizinischen Facultät inscribire und die rein medizinischen Fächer nicht vernachlässige — ein Gebot verzeihlicher Vorsicht — dem der Sohn nicht widersprach. Wenige Tage darauf verließ er Darmstadt und das Elternhaus. Große Hoffnungen seiner Familie und eigene stolze Zuversicht geleiteten ihn. Beides war wohlbegründet. Selten hat ein Jüngling so ernst und tüchtig, mit so scharf geprägten Ueberzeugungen, mit solcher Zielbewußtheit bezüglich seines Berufes die Schule verlassen.

Er wandte sich nach Straßburg. An der medizinischen Facultät der dortigen „Académie" sollte er nach dem Wunsche des Vaters jene Studien beginnen. Es war dies eine sonderbare und auffällige Bestimmung, da der Zuzug von deutschen Studenten an die längst völlig gallisirte Anstalt seit Jahrzehnten aufgehört hatte, und da deutsche Hochschulen, welche dieselbe an wissenschaftlichem Ruf weit übertrafen, auch räumlich näher lagen. Aber die Vorliebe, welche Ernst Büchner für französisches Wesen hegte, und der Wunsch, daß Georg das Französ-

sische möglichst vollständig erlernen möge, überwog diese Bedenken und gab für Straßburg den Ausschlag. Ernstliche Hindernisse stellten sich der Ausführung nicht entgegen. Georg war des Französischen genügend mächtig, und die Mutter widersprach nicht, weil ihr in dieser Stadt Verwandte wohnten, denen sie den Lieblingssohn empfehlen konnte. In den ersten Oktobertagen von 1831 traf er, über Carlsruhe kommend, in der altehrwürdigen und doch anmuthigen Münsterstadt ein . . .

Georg Büchner ist, geringe Unterbrechungen abgerechnet, zwei Jahre in Straßburg geblieben. Es sind dies die glücklichsten, heitersten Jahre seines Lebens gewesen, dabei von bestimmendstem Einfluß auf sein späteres Geschick. Hier gewann er volle Klarheit über seine wissenschaftliche Eignung, hier erhielt sein politischer Enthusiasmus den Schliff und die Schärfe einer bestimmten Parteimeinung, hier erlebte sein Herz den Frühling seiner ersten und einzigen Liebe. Ehe wir hiervon berichten, seien einige Bemerkungen über die geistige Atmosphäre vorangestellt, in die der junge Student da gerieth.

Man kennt das anschauliche und reizvolle Bild, welches Goethe in „Wahrheit und Dichtung" von der Stadt und Hochschule entwirft. Wohl waren, als er sich am 18. April 1770 in die Matrikeln einschrieb, bereits neunzig Jahre seit jenem unseligen Septembertage verflossen, da die alte Reichsstadt, von Kaiser und Reich verlassen, ihre Thore dem Heere Louvois' hatte öffnen müssen, aber noch waren Leben und Lehre im Wesentlichen geblieben, wie sie einst gewesen: deutsch und protestantisch. „Elsaß", bemerkt er, „war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch

bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähern kann." Während das flache Land sich nur durch wenige rein staatliche Einrichtungen von den deutschen Landen am rechten Rheinufer unterschied, machte sich auch in Straßburg selbst das fremde Wesen nur durch eifrige Pflege der französischen Sprache und einen gewissen Schliff der Sitten fühlbar. Rein französisch waren nur die Beamtenkreise, aber diese standen zur Bevölkerung in nicht viel intimerer Beziehung, als etwa in unseren Tagen die deutschen Verwalter der Reichslande. Die heilige römisch-deutsche Reichsruine konnte freilich nicht zur Sehnsucht verlocken, aber ebenso wenig befriedigte die Regierung Ludwig XVI. „die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirrte und ihre Energie nur am falschen Orte sehen ließ." Blickte der Elsässer nach Paris, so sah er nur das wüste Treiben entnervter Höflinge, dem ein schwacher König vergeblich zu steuern suchte, blickte er nach Deutschland, so leuchtete ihm von dort „Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien". Es lebte freilich kein national agressiver, aber immerhin ein erhaltender, vertheidigender Geist in Bürgerschaft und Hochschule der alten Stadt, und so setzten sie allen katholisch-französischen Angriffen ruhigen, gemessenen, aber vielleicht eben darum erfolgreichen Widerstand entgegen. Die „Universitas Argentoratensis" stand im Vollbesitze ihrer Privilegien, in allem

Wesentlichen so unabhängig, wie sie am 1. Mai 1587 von der Stadt auf eigene Kosten gegründet worden. Aus demselben Jahre, da Goethe immatriculirt worden, liegt ein Memorandum des akademischen Convents vor, welches stolz betont „daß gedachte Universitas sowohl in Ansehung ihrer eigenen Verfassung, als auch sonderlich in Absicht auf andere berühmte Universitäten in Deutschland als eine deutsche und protestantische muß angesehen werden, weßwegen sie denn auch mit den französischen Universitäten in keiner Gemeinschaft oder Confraternität steht". Geist und Sprache des Unterrichts waren durchaus deutsch, daher auch von französischen Unterthanen nur Elsässer da studirten, während das Hauptcontingent der Studentenschaft aus Deutschland kam, angezogen durch die berühmten Lehrer Koch, Böcklin, Oberlin, Schöpflin, Lobstein u. m. A. Auch das studentische Leben zeigte keine Spur französischen Anstrichs und die „allerliebste, hoffnungsvolle, academische Plebs," wie Goethe seine Commilitonen nennt, vergnügte sich hier nicht anders, als in Heidelberg oder Göttingen.

Kaum zwei Menschenalter später kam Büchner zu gleichem Zwecke nach Straßburg, aber er fand eine französische Stadt und eine französische Hochschule. Nur das Münster und die altdeutschen Giebelhäuser waren dieselben geblieben, wie in Goethe's Tagen — Sprache, Ueberzeugung und Lebensführung der Menschen hatten sich unerhört gewandelt. Selten berichtet die Culturgeschichte von so gründlicher Veränderung binnen relativ kurzer Frist. Was dem absoluten Königthum binnen einem Jahrhundert nicht gelungen, hatte die Revolution in einigen Jahren vollbracht: Die Elsässer waren Franzosen geworden und, wie alle Renegaten, fanatisch und

übereifrig im Cult der neuen Götter. Noch 1790 kämpfte der Gemeinderath von Straßburg mit allemannischer Zähigkeit um Aufrechterhaltung seines deutsch-protestantischen Charakters, 1794 beschloß dieselbe Corporation, „die Hyder des Deutschthums zu ersticken" — wie groß mußte die Gluthhitze der Revolution gewesen sein, daß sie dies spröde Volksthum so rasch völlig einzuschmelzen vermocht! Gegen die Universität, das vornehmste Bollwerk deutschen Geistes, richteten sich natürlich auch die wüthigsten Angriffe, denen sie bald, de facto schon 1794, erlag. Die Hörsäle wurden geschlossen, die Professoren als Aristokraten und Verräther in den Kerker geworfen. Einige Jahre hindurch gab es keine höhere Lehranstalt in Straßburg; der Jakobinismus konnte nur zerstören, nicht aufbauen. Erst Napoleon gab der Stadt ein „Séminaire protestant" wieder, an welchem zumeist Lehrer der früheren Hochschule, nun aber natürlich in französischer Sprache, wirkten, ferner eine medicinisch-chirurgische Fachschule, dann eine Rechtsschule, bis er dieselben 1808 unter Hinzufügung einer „Faculté des lettres" zu einer „Académie" zusammenfaßte. Vor jedem Verkehre mit deutschen Hochschulen ängstlich gehütet, ward diese Anstalt ein Glied der „Université", des riesigen Verwaltungskörpers für den höheren Unterricht, welcher vom Centrum aus gelenkt wurde. Aus Paris wurden die Lehrer entsendet, in Paris wurden Geist und Organisation des Unterrichts festgestellt. In diesem System der Centralisation, in dieser Niederhaltung aller Individualität, welche ja auch für wissenschaftliche Strebungen der belebende Hauch ist, liegt der Grund, warum die Straßburger Akademie weder zur Zeit, da Georg Büchner ihre Hörsäle betrat, noch später bis zu ihrem Ende (1870) Hervorragendes leistete.

Durch ihre geographische Lage an der Grenze zweier großen nationalen Culturen hätte sie als Mittlerin, bei aller Wahrung des französischen Staatsgedankens, eine herrliche Mission erfüllen und mehr leisten können, als ihre Schwestern. Aber in Wahrheit leistete sie nicht einmal ebensoviel, sondern weniger. Das haben keineswegs ihre Lehrer verschuldet, sondern eben die Thatsache, daß sie französisches Wesen, französischen Geist, französische Methode in einem Lande vertrat, dessen Bewohner trotzdem und alledem und sehr gegen ihren eigenen Willen — Deutsche waren. Nationale Wissenschaft, das ist eben kein leerer Wahn, wie auch kosmopolitische Windbeutelei dagegen eifern mag. Wenn jene Wissenschaften, in denen der deutsche Geist sein Höchstes geleistet — Philosophie und Geschichte — in Straßburg fast gar nicht, andere, wie die Rechtswissenschaften, in nüchtern-praktischer Weise getrieben wurden, so konnte dies die elsässische Studentenschaft nicht befriedigen und zur Entwickelung ihrer geistigen Eigenart anregen, eben weil diese jungen Leute, trotz ihrer tadellosen französischen Gesinnung und ihrer nicht immer tadellosen französischen Conversation, gründliche, grübelnde Allemanen blieben. Was in Toulouse oder Caën naturgemäß war, war in Straßburg naturwidrig und darum unwahr. Dieses Urtheil muß nicht blos von der Hochschule gelten, sondern von dem gesammten politischen und sozialen Leben des Elsaß, wie es sich damals dem jungen, scharfblickenden Studenten vor die Augen stellte. Es war sicherlich der ernste Wille der Elsässer, nicht blos als Franzosen zu gelten, sondern es zu sein, dafür hatten der Gluthhauch der Revolution, der Rausch der napoleonischen Gloire und die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände in gleicher Weise ge-

sorgt. Aber das Selbstbestimmungsrecht hat in Sachen der Nationalität enggesteckte Grenzen, und so wenig die Elsässer ihr blondes Haar und ihre blauen Augen umfärben oder verbergen konnten, ebensowenig vermochten sie ihre angeerbte Eigenart umzumodeln. Dieser Gegensatz zwischen Wollen und Können, zwischen nationalem Schein und Sein offenbarte sich allüberall — im Kleinen und Kleinlichen, wenn die guten Straßburger sich ihres heimeligen „Dütsch", das ihnen so bequem von den Lippen floß, ängstlich enthielten und lieber im Schweiße ihres Angesichts sonderbare Nasallaute zu Stande brachten, weil sie dies für echten Pariser Accent hielten, aber auch im Großen und Ernsten, wenn die Bewohner der Departements Ober- und Niederrhein gegen Deutschland viel französischer dachten, als die Franzosen, wenn jede politische Bewegung, zu der Paris das Signal gab, nirgendwo rascheren Widerhall fand, als an den Ufern der Ill!

Das war die allgemeine Strömung, und Ausnahmen können auch hier nur die Regel bestätigen. Aber an solchen Ausnahmen hat es im Elsaß nie gefehlt; und mochten die Wogen des Chauvinismus noch so hoch gehen, es gab doch immer kleine, eng verbundene Kreise, welche deutsche Art, Sprache und Sitte hochhielten. Das waren durchweg Protestanten — Lehrer und Pfarrer, Dichter und Gelehrte — und wenn auch nicht zumeist, so war es doch zunächst ihr Glaube, welcher sie in Gegensatz zum französischen Katholikenthum brachte und zur Treue für ihr eigenes Volksthum entflammte. Sie enthielten sich jedes Angriffs auf die herrschende Richtung, sie wagten es kaum, von einer Vereinigung ihrer Heimath mit dem Mutterlande zu träumen, geschweige denn

hiefür zu agitiren, sie concentrirten ihre Kraft still und geräuschlos darauf, zu erhalten, was noch an Resten ihres Volksthums lebte. Die Gelehrten stellten die Geschichte, die Dichter die Sage des Elsaß in deutscher Sprache dar, die Lehrer und Pfarrer erhielten ihre Pflegebefohlenen bei Glauben und Sprache der Väter — das war Alles. Aber schon dies galt als Hochverrath, und die deutschen Männer des Elsaß haben stets nur unter giftiger Anfeindung, unter persönlicher Gefahr die Pflicht gegen ihr Volksthum erfüllen können. Daß sie gleichwohl nicht davon ließen, gereicht ihnen zu hohen Ehren und verdient allzeit unvergessen zu bleiben. Ohne jenes religiöse Moment wären sie übrigens trotz ihrer Tapferkeit sicherlich unterlegen, so aber hatte die deutsche Bewegung in dem 1802 gegründeten „Séminaire protestant“ einen Brennpunkt, in dem sich alles Licht derselben sammeln, von dem es wieder ausstrahlen konnte. Wie diese Anstalt durch die Uebernahme der Lehrer der früheren deutschen Hochschule äußerlich deren Erbin war, so war sie es auch geistig, trotz der französischen Unterrichtssprache, und in ihren Lehrern und Studenten lebte stets, bei aller durch die Verhältnisse gebotenen Zurückhaltung, ein mannhafter deutscher Geist.

Ein günstiger Zufall fügte es, daß Georg Büchner sofort nach seiner Ankunft in diese Kreise gerieth. Der Verwandte, an den er zunächst gewiesen war, ein Cousin seiner Mutter, war selbst Professor an jenem Seminar: Eduard Reuß, der bekannte Orientalist. Kammerrath Reuß, Georgs Großvater und der Vater des Professors, waren Brüder gewesen; auch dieser Großonkel Georgs lebte noch in Straßburg, eine jüngere Schwester Carolinens war in seinem Hause erzogen worden, die Verbindung zwischen den

beiden Familien war stets eine herzliche und innige gewesen, und so wurde auch der junge Vetter mit offenen Armen aufgenommen. Hier fand er, in der fremden Stadt und auf französischem Boden, deutsche Art und deutsche Herzlichkeit und fühlte sich in diesem liebenswürdigen Hause bald so wohl, als wäre er darin aufgewachsen. Ebenso heimisch ward er auch in jener Familie, bei welcher er sich auf Empfehlung seiner Verwandten in Kost und Wohnung begeben, der Familie des protestantischen Pfarrers Jaeglé. Er war mit diesem Manne nicht verwandt, es ist dies ein Irrthum, der aus dem Nekrolog (S. 432) vielfach wiederholt worden, — aber es mochte ihm auch ohne dies bei ihm behagen, denn der ehrwürdige Herr hielt, ohne sein Deutschthum demonstrativ hervorzukehren, an den alten Traditionen fest, und durch das schlichte, ernste Hauswesen ging der erwärmende Hauch schwäbischer Gemüthlichkeit. Es wurde viel französisch gesprochen, aber die gewöhnliche Umgangssprache war die deutsche, und das holde Haustöchterchen, Louise Wilhelmine, oder, wie sie kurzweg genannt wurde, Minna sprach und schrieb beide Sprachen gleich gut, damals eine Seltenheit unter den Damen Straßburgs. Noch ehe dieses Mädchen dem jungen Studenten der edelste Schmuck seines Lebens wurde, verlebte er schöne Stunden in diesem Familienkreise, so wie in dem ihm eingeräumten Stübchen „Rue St. Guillaume, Nr. 66, links eine Treppe hoch, ein etwas überzwerges Zimmer mit grüner Tapete" wie er es, fünf Jahre später im letzten Briefe vor seinem Tode (S. 380), sich und der Geliebten in wehmüthige Erinnerung zurückruft. Nicht minder angenehm gestaltete sich sein sonstiger Freundes- und Bekanntenkreis. Er war durch Reuß und Jaeglé mit

einigen Studenten der Theologie in Verkehr getreten und hatte sich gern an sie angeschlossen, weil sie ihm durch ihre nationale Gesinnung und den Ernst ihres Bildungsstrebens sympathischer waren, als seine völlig verwelschten Collegen von der medizinischen Facultät. Und weil von diesem genialen, liebenswürdigen Jüngling ein Zauber ausging, der alle Herzen zwang, hier und in der Folge, wohin er sich gewendet, weil es einzig an ihm lag, ob er einen Bekannten zu seinem Freunde machen wollte oder nicht, so war er hier bald von einem Jünglingskreise umgeben, der mit zärtlicher Zuneigung an ihm hing, und dessen Richtung er Kraft seiner überlegenen Natur vielfach bestimmte. Von diesen Freunden seien Baum, Böckel, Follenius, namentlich aber die Brüder Stöber schon hier erwähnt. Aber auch in allen übrigen Dingen konnte es ihm in Straßburg trefflich behagen: seiner Wissenschaft war er ein eifriger und freudiger Jünger, und sah sich durch ungewöhnliche Fortschritte und die Anerkennung seiner Lehrer für seine Bemühungen reichlich belohnt, seine allgemeine Bildung erweiterte und festigte sich; seine schwärmerische Liebe zur Natur fand in der herrlichen Landschaft zwischen Rhein und Vogesen neue und schönere Gegenstände reiner Entzückung, als ihr bisher gegönnt gewesen; das altehrwürdige Münster, die merkwürdige Stadt interessirte ihn nachhaltig, und das geräuschvolle, muntere halbfranzösische Wesen und Treiben wirkte auf ihn, der aus dem stillen, langweiligen Darmstadt kam, in den ersten Wochen berauschend, aber auch in der Folge anregend. Und zu all' dem ward ja seinem Herzen hier das echteste Glück, welches die Erde bieten kann! . . . Wir haben aus diesem Abschnitt seines Lebens von keinem jähen Umschwung seines

Innern zu berichten, seine Gaben reiften langsam im Sonnenschein des Glücks. Es sei gestattet, dies in den Hauptzügen nachzuweisen.

Von seinen Fachstudien ist, wie erwähnt, nur Gutes zu berichten. Wohl litt auch die medizinische Facultät der Straßburger Academie unter jenen schädigenden Einflüssen, deren oben gedacht ist, aber sie wurde naturgemäß weniger hievon betroffen, als die anderen Facultäten. Denn in jenen Zweigen der Naturforschung bei welchen manuelle Fertigkeit, mit Scharfsinn gepaart, den Ausschlag gibt, also namentlich in der Physik und Chemie, haben die Franzosen stets das Höchste geleistet, wie sie denn auch vielleicht jetzt noch die trefflichsten Chirurgen sind. Hiezu kam hier der spezielle Umstand, daß diese Facultät die best frequentirte war — sie umfaßte stets etwa drei Viertheile der Studentenschaft — und daher auch von der Regierung besonders gepflegt wurde. Indeß fanden sich zu jener Zeit auch unter den Professoren dieser bevorzugten Facultät nur zwei wirklich bedeutende Männer: Lauth und Duvernoy. Der erstere trug Anatomie, der letztere Zoologie vor, und so fügte es sich glücklich, daß Büchner gerade die beiden Fächer trefflich vertreten fand, die er sich namentlich erwählt und mit besonderem Eifer betrieb, obwohl er auch die übrigen vorgeschriebenen Collegien über Chemie, Physik, Physilogie, Materia medica u. s. w. fleißig frequentirte. Beide Lehrer wurden früh auf den strebsamen Jüngling aufmerksam und erwiesen ihm besondere Bevorzugung, beide haben auf seine wissenschaftliche Richtung Einfluß genommen. Duvernoy, ein scharfer, kritischer Kopf war Empiriker und verhielt sich ablehnend gegen die naturphilosophische Richtung. während Thomas Lauth dieser

durch Schelling und Oken hervorgerufenen und damals in Deutschland fast allgemein herrschenden Strömung zuneigte. Der letztere war übrigens nicht blos der ältere, sondern auch der weitaus berühmtere von beiden, der „Stolz des gelehrten Elsaß", welcher damals bereits seit vier Jahrzehnten, zuerst an der deutschen Hochschule, dann am „Séminare protestant", wo er „Fundamenta Anthropologiae" vortrug, endlich seit Gründung der Académie an dieser als Forscher und als Lehrer gleich erfolgreich wirkte. Wir werden später, wie angedeutet, bei Erwähnung von Büchners eigener wissenschaftlicher Thätigkeit, auf diese divergirenden Richtungen seiner Lehrer zurückdeuten müssen Als das erste Resultat seiner zweijährigen Straßburger Studien ist jedoch schon hier zu verzeichnen, daß er sich von den Naturwissenschaften immer mehr angezogen, von Allem jedoch, was sich auf praktische Heilkunde bezog, immer mehr abgestoßen fühlte.

Neben diesen Fachstudien widmete er sich modernen Sprachen, besonders dem Italiänischen, welches er hier vollständig erlernte. Auch las er eifrig, namentlich Volkslieder und die Werke von Tieck und Brentano, von den Franzosen Victor Hugo und Alfred de Musset. So wenig die französische Literatur auf den jungen Goethe in Straßburg wirken konnte, weil sie „alt und vornehm" geworden, so tief mußte sie Büchner ergreifen, da sie sich ja eben in brausendem Jugendmuthe neu geboren. Seine aesthetischen Ansichten festigten sich; was er las, bestärkte ihn in der Abneigung gegen alles Rhetorische, immer bewußter erfaßte er das Kunstprinzip des Realismus. Darum konnte ihn auch das poetische Schaffen seiner beiden liebsten Commilitonen nur theilweise befriedigen. Es waren dies die Brüder

in allen Fugen; der Aufstand der Herzogin von Berry, der Barricadenkampf beim Begräbnisse Lamarques, der grimmige Kampf in den Kammern waren nur die äußeren Symptome eines gewaltigen Prozesses, der den Staat im Kern unterwühlte, dessen Ende Niemand absah. Hiezu kam noch das Auftreten jener fürchterlichen, bisher unbekannten Seuche: der Cholera, welche die Menschen mit Verzweiflung erfüllte und ihre gemeinen Triebe entfesselte. Wer damals in Frankreich verweilte, erlebte keinen Tag, der für den nächsten völlige Sicherheit verbürgt hätte — es schien Unerwartetes in der Luft zu liegen, Unerhörtes: die soziale Revolution und ein Weltkrieg dazu. Es war eine Zeit, die kein Abseitstehen duldete; sie zwang mit elementarer Gewalt die Parteinahme auf. Daß der achtzehnjährige Schwärmer in dieser Atmosphäre ein Republikaner, ein Radikaler wurde, werden mußte, ist klar. Und wer den Zug der Zeit und einen Hauptzug im Charakter dieses Jünglings, den kühnen Trotz, in Betracht zieht, wird auch darüber nicht verwundert sein, daß er immer weiter nach links gerieth, bis zur Verwerfung nicht blos der Monarchie, nicht blos des Constitutionalismus, sondern auch der gemäßigten Republik, bis zur Verwerfung nicht blos der Geldherrschaft, sondern auch der bestehenden bürgerlichen Besitzverhältnisse. Aber merkwürdig und staunenswerth ist es, daß ihn auf diesem Wege, auf welchem sonst sogar an sich nüchterne Naturen von Schwärmerei und Phrasendunst befallen zu werden pflegen, alle Schwärmerei verließ, daß er sich an jenem Punkte, wo sonst sogar für gereifte Männer seiner Partei das Reich schwankender Hoffnungen und phantastischer Träume begann, zu nüchterner Klarheit emporkämpfte, zur Abkehr von allen abgebrauchten Schlagworten,

zu neuen, schöpferischen, scharf geprägten Gedanken. An den Jüngling mahnt nur noch die rückhaltlose Hingebung an die Sache, im Uebrigen erscheint der neunzehnjährige Politiker nicht blos männlich gereift, sondern zudem als ein Mann, der seinen meisten Zeitgenossen an richtiger Erkenntniß der Verhältnisse, an Consequenz der Ansichten überlegen ist. Das ist keine liebevolle Uebertreibung, sondern nur eben das Richtige! Man urtheile selbst. Es ist bekannt, wie in jenen Tagen das deutsche Nationalgefühl von dem Freiheitsgefühl überwuchert war, wie die Idee eines schrankenlosen Kosmopolitismus gerade die besten Köpfe erfüllte, wie es in Süddeutschland nicht wenige Liberale gab, denen der Anschluß an eine französische Republik als der einzig mögliche Ausweg aus allen Nöthen der Kleinstaaterei erschien. Und Georg Büchner, der Student einer französischen Academie, der Sohn eines französisch gesinnten Vaters? Er blieb ein Deutscher, der nur deutsche Politik treiben wollte, der neben der Freiheit auch die Macht und Einheit seines Volkes ersehnte, der, selbst von gesundem, nationalem Egoismus erfüllt, allem Kosmopolitismus mit schneidiger Ironie begegnete! Man weiß, wie oft jene Zeit den Schein für das Sein nahm, wie sie sich an Phrasen berauschte, an Cocarden entzückte, an bunten Aufzügen erfreute, wie ernste Menschen einen kindlich-naiven Zug zum Aeußerlichen offenbarten. Dieser feurige Jüngling aber ist solchem Schaugepränge stets abgewendet geblieben, und wenn er ihm Beachtung schenkte, so war es ein Wort verdammender Satyre. Aber nun das Wichtigste! Man weiß, welche trübe Gährung damals Kopf und Herz der deutschen Liberalen erfüllte, wie sie von einem Aufstande des deutschen Volkes träumten, ohne die Masse

dieses Volkes zu kennen, wie sie sich an theoretischen Erörterungen über den Begriff der Menschenrechte abmühten, ohne die nächsten praktischen Erfordernisse zu beachten, wie sie einerseits in allzugroßer Zaghaftigkeit nicht einmal die schwachen Waffen, welche ihnen ihre Verfassungen gewährten, recht ausnützten, andrerseits, fünfzig Köpfe stark, den deutschen Bund mit den Waffen in der Hand sprengen wollten. Georg Büchner aber ist von diesen Irrthümern frei, gänzlich frei geblieben; er begriff, was im Rückblick auf jene Zeit selbstverständlich erscheint und damals den Besten verhüllt blieb: daß die Freiheits- und Einheitsfrage in Deutschland schlichtweg eine Machtfrage sei, daß eine Bewegung, wenn sie erfolgreich sein solle, nicht von den Gebildeten allein ausgehen dürfe, sondern von der Masse, daß also diese zunächst gewonnen werden müsse, und daß letzteres nur geschehen könne, indem man nicht die Preßfreiheit, sondern die „große Magenfrage" in den Vordergrund stelle! . . . Muß man auch bezüglich der nationalen Gesinnung Büchners an den Einfluß seiner nächsten Umgebung in Straßburg, bezüglich seiner Klarheit über die deutschen Verhältnisse an die Thatsache erinnern, daß er sie ja objectiv aus der Ferne beurtheilen und mit den Zuständen eines Volkes vergleichen konnte, welches eben eine Revolution vollbracht, so wird doch immerhin solche Schärfe und Consequenz merkwürdig erscheinen und man wird zu ihrer Erklärung nur eben auf seine mächtigen Geistesgaben, auf seine geniale Anlage hinweisen können.

Diese Darstellung stützt sich auf Geständnisse, welche später „Mitschuldige" Büchner's vor mehr als einem Menschenalter dem Untersuchungsrichter über ihre und ihres Führers politische Entwickelung gemacht. Für ihre Richtigkeit jedoch

spricht Büchner selbst in den Briefen, welche er 1831—33 aus Straßburg an seine Familie gerichtet. Sie finden sich in dieser Ausgabe, so weit sie erhalten sind (S. 389), vollinhaltlich abgedruckt (S. 325—334); und wir können uns daher darauf beschränken, hier nur einige besonders markante Züge hervorzuheben. Er erzählt den Eltern von dem festlichen Empfange, welchen die Studentenschaft dem flüchtigen polnischen General Romarino bereitete. Er hat selbst bei dieser stürmischen Demonstration mitgethan, welche nicht ohne Conflict mit dem Militär durchzusetzen war und einem Principe galt, für das er warme Sympathien hat. Aber in welchem Tone berichtet er darüber? So kühl und ironisch, als wäre es ein toller Faschingsstreich gewesen: „man ruft Vivat! und die Comödie ist fertig!" (S. 326) Ist das etwa Blasirtheit? Keineswegs — aber eine nutzlose Demonstration ist in seinen Augen eben nur eine „Comödie!" Wie anders die wenigen Zeilen des nächsten Briefes, tiefer Grimm, patriotischer Schmerz und feste Entschlossenheit sprechen daraus. Hier handelt es sich eben um die Sache der Freiheit und — „es kann Alles gewonnen, Alles verloren werden". Man muß sich die politische Situation vergegenwärtigen, um den Ton des Briefes zu verstehen: Rußland hat Polen besiegt und steht nun mächtig und drohend aufgerichtet, um die Flammen, welche die Julitage des Vorjahrs entzündet, auch im übrigen Europa zu ersticken. „Wenn die Russen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel und sollte ich's in Frankreich thun!" Wie ernst es dem Jüngling um diesen Vorsatz ist, beweist die Thatsache, daß er den Muth findet, ihn dem Vater mitzutheilen: dem harten, reactionär gesinnten Manne. Die Gefahr geht vorbei, aber der Sturm

im Innern währt fort, der Kampf der Republikaner gegen Périer. Wie leidenschaftlich Büchner davon bewegt wird, beweist die unverzeihliche Brutalität seiner Mittheilung, „daß Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn". Eben derselbe Brief jedoch, in welchem sich der republikanische Fanatismus bis zur Rohheit versteigt, enthält auch einen scharfen Hieb auf die „republikanischen Zierbengel", die mit rothen Hüten herumlaufen. Nichts kann Büchner's Ansichten in jenen Tagen schärfer charakterisiren, als die vier Zeilen jenes dritten Briefes aus Straßburg (S. 326). Bekanntlich erlag der geniale Casimir Périer, am 16. Mai 1832, dennoch derselben Seuche, der populäre Marschall Soult trat an seine Stelle und wußte durch imponirendes Auftreten nach Außen die inneren Stürme zu sänftigen, aber auch da bleibt Büchner bei seinem Lieblingswort: . . . „doch nur eine Comödie! Der König und die Kammern regieren, und das Volk bezahlt!" Von hohem biographischem Werthe ist der Brief vom 5. April 1833 (S. 328), welcher sich mit dem Frankfurter Attentat vom 3. April beschäftigt. Wir werden später auf diesen in der Idee hochherzigen, in der Ausführung knabenhaften Aufruhr zurückkommen, weil er für die politischen Verhältnisse, die Büchner bei seiner Heimkehr vorfand, von Wichtigkeit war. Hier aber haben wir uns an der Hand dieses Briefes über die Richtigkeit zweier entgegengesetzten Behauptungen auszusprechen, welche bisher über Büchners Beziehung zu den Frankfurter Ereignissen aufgestellt worden.

Er habe, meinen die Einen, um den Aufruhr gewußt, sei in alle Vorbereitungen eingeweiht gewesen, habe in Frankfurt selbst thätigen Antheil genommen und sei nur zufällig

der Verhaftung entronnen und nach Straßburg zurückgekehrt. Dieser Ansicht ist auch noch nach seinem Tode das großherzoglich-hessische Untersuchungsgericht gewesen. Dem widerspricht nur Dr. Ludwig Büchner (N-S. S. 3) in allen Stücken: sein Bruder habe den Vorfall überhaupt erst durch Briefe vom Hause erfahren. Ich meinerseits bin der Ueberzeugung, daß hier die Wahrheit in der Mitte liegt — Georg Büchner hat um den Plan gewußt, aber keinen Antheil an dessen Ausführung genommen. Wenn man erwägt, daß sich unter den Verschworenen Gießener Studenten und ehemalige Mitschüler Büchners befanden, daß notorisch unter den Studenten und Flüchtlingen in Straßburg ganz besonders eifrig geworben wurde, daß endlich Büchner's Gesinnungen noch vom Gymnasium her den Freunden bekannt waren, so wird man es zum Mindesten höchst unwahrscheinlich finden, daß gerade an ihn kein Werber herangetreten, kein Werbebrief gelangt. Dr. Ludwig Büchner war damals selbst erst neunjährig, er stützt sich einzig auf jenen oberwähnten Brief, und gerade dieser scheint mir für meine Ansicht zu sprechen. Man lese ihn und frage sich, ob es denkbar ist, daß Jemand über ein aufregendes, seine eigenen Ueberzeugungen nahe berührendes Ereigniß, nachdem ihm eben die erste, verblüffende Kunde davon geworden, ein so energisches, scharf geprägtes, abschließendes Urtheil abgeben kann?! Neben diesem Gesammtton ist noch eine einzelne Stelle hervorzuheben: Büchner will seine Eltern darüber beruhigen, daß er in keiner Weise betheiligt ist. Da wäre wohl das Einfachste, wenn er schriebe: „Ich habe nichts von der Sache gewußt und sie erst aus Eurem Briefe erfahren!“ Er aber schreibt: „Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem,

was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigem Zeitpunkte jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte". Diese Motivirung der Nichtbetheiligung involvirt doch wohl das Zugeständniß der Mitwisserschaft! Auch die Erkundigung nach den Freunden spricht nicht dagegen, er will wissen, ob sie sich wirklich betheiligt, ob sie aufgegriffen worden u. s. w. . . . Hingegen stimme ich mit Dr. Ludwig Büchner dahin überein, daß Georg in jener verhängnißvollen Aprilnacht nicht in Frankfurt war. Selbst das hessische Gericht hatte für seine Ansicht keinen triftigeren Beweis, als den sonderbaren Schluß: wer 1835 ein Hochverräther gewesen, werde es auch schon 1833 gewesen sein. Niemand hat Büchner in Frankfurt selbst gesehen oder gesprochen — die Behauptung basirt nur auf vagen Gerüchten, deren Hinfälligkeit sich schon durch einen äußeren Umstand beweisen läßt: durch Datum und Poststempel jenes Briefes. Büchner hat ihn am zweiten Tag nach dem Attentat, in Straßburg aufgegeben. Das wäre denn doch, falls er wirklich in Frankfurt mitgethan hätte, bei den Verkehrsverhältnissen jener Zeit eine märchenhaft rasche Flucht gewesen! Eben so schlagend sprechen innere Gründe dagegen, die politischen Ueberzeugungen Büchners, wie wir sie oben dargelegt. Auch der Brief bestätigt sie. Wohl meint er: „Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Unsere Landstände sind ein Satyre auf die gesunde Vernunft" — wohl bezeichnet er das „Gesetz" des absolutistischen Staates als „eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der gesunden Vernunft", wohl werde er „mit Mund und Hand

dagegen kämpfen", aber vorläufig sei jede Erhebung aussichtlos. Er theile eben nicht „die Verblendung Derer, welche in den Deutschen ein zum Kampf für das Recht bereites Volk sehen", das sei „eine tolle Meinung". Derselbe herbe Radicalismus, gepaart mit klarer Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und bitterstem Hohne gegen die Lächerlichkeiten der eigenen Gesinnungsgenossen, spricht auch aus den folgenden Briefen. An einen Ruf dumpfen Grolls über die Soldateska (S. 329) schließt sich das satyrische, mit derbem, aber treffendem Witz ausstaffirte Portrait eines St. Simonisten (S. 330) und die bittere Bemerkung über den monarchisch gesinnten Deputirten von Straßburg, Herrn Saglio: „Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack, wie ein Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemand interessiren könnte" (S. 333). Wohl versichert er die Eltern wiederholt, (S. 331—32), daß er an keiner Versammlung theilnehmen und sich in die „Gießener Winkelpolitik und die revolutionären Kinderstreiche" nicht einlassen werde, aber auch den Grund hiefür bleibt er nicht schuldig, und diese präcisen Sätze können als das politische Programm seiner Straßburger Jahre gelten: nur das nothwendige Bedürfniß der großen Massen könne Umänderungen herbeiführen, alles Bewegen und Schreien der Einzelnen sei vergebliches Thorenwerk. (S. 331.)

Mitten zwischen solchen scharfen politischen Betrachtungen finden sich auch friedliche und reizvolle Schilderungen, welche ein so weiches, tiefes Empfinden verrathen, daß man sie kaum demselben Geiste entsprossen glaubt. Der grimmige

Radikale geht am Weihnachtsmorgen in das Münster und läßt sich da das tiefste Herz vom Kirchengesang erschüttern, (S. 337), oder er wandelt mit gleichgesinnten Freunden durch das liebliche Elsaß und gibt begeisterten Bericht über all' die Schönheit, die er da genießen durfte. (S. 332). Freilich wird dies nur dem oberflächlichen Blick ein verblüffender Gegensatz sein; wer tiefer schaut, erkennt leicht, wie Büchner auch als Politiker ein Gemüthsmensch ist, wie die leidenschaftliche Parteinahme für die Armen und Gedrückten und die innige Schwärmerei für die Natur aus demselben weichen, zart empfindenden Herzen kommen. An jener Reisebeschreibung aus den Vogesen wird es auch zuerst ersichtlich, wie er nicht blos trefflich zu schauen, sondern auch trefflich zu schildern vermag. „Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde". Dann der Sonnenaufgang! „Die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und Jura schien das Gewölk, wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße." Das sind Bilder voll Prägnanz und Schönheit und kündigen bereits jenen Meister in der Schilderung derselben Landschaft an, als welcher sich Büchner zwei Jahre später in der Novelle „Lenz" geoffenbart.

Er machte diese Reise in Begleitung der Brüder Stöber (S. 387), dieselben Freunde waren seine Gefährten auf ähnlichen Touren in den Schwarzwald. Diese Ausflüge, sowie einen Ferienaufenthalt im elterlichen Hause (August und September 1832) abgerechnet, lebte er still und zurückgezogen in Straßburg. Halbe Tage lange pflegte er auf

dem Münster zu verweilen, neben dem weiten Ausblick zog ihn auch dessen Bauart an, welche einen Gegenstand seiner Lieblingsstudien bildete. Er pflegte stets die 635 Stufen bis zur Spitze des nördlichen Thurmes, der „Laterne“ und „Krone“ emporzusteigen, und wäre einmal an einem Herbsttage von 1832 beinahe von der schwindelnden Höhe herabgestürzt, als er sich rasch nach einem entfallenen Fernglase bückte — die rettende Hand eines Freundes riß ihn zurück. Auf dem Münster, sowie in den Auen an der Ill brachte er seine Erholungsstunden zu, von Bällen und Gesellschaften hielt er sich fern.

Das stille Glück, welches er zu Hause gefunden, mochte ihm solche Enthaltsamkeit leicht machen. Nicht blos von allem Düsteren, sondern auch von allem Heiteren, was ihm zu Straßburg begegnete, hat er gewissenhaft den Eltern berichtet, nur nicht von dem Liebsten und Heitersten: seinem Mädchen. Wie Büchner in Straßburg in einzelnen Zügen an den stud. jur. Goethe erinnert, so noch weit mehr Minna Jaeglé an die Pfarrerstochter von Sesenheim. Freilich ist dabei vor Allem der große Unterschied festzuhalten, daß hier beiderseits tiefste Liebe waltete, welche erst der Tod trennte. Es ist uns kein Bild des Mädchens erhalten, welches dies kampfdurchlohte Leben schmückte, wie die Rose den Sturmhelm des Gewappneten, kein anderes Bild, als es die Briefe, welche Büchner später aus Gießen und Darmstadt schrieb, bieten. „Doch wer gute Augen hat und er schaut in diese Lieder“ (denn es sind Dithyramben in Prosa) der sieht die Schöne, wie hold und schlicht, wie gut und muthig sie war, eine liebliche Mischung durchgeistigten Gemüthes und natürlichster Anmuth. Von äußerem Detail ist nur zu verzeichnen,

daß die Beziehung sich während einer Krankheit Büchners entspann und den Eltern verborgen blieb, aber über die innere Natur des Verhältnisses geben die Briefe klaren Aufschluß. Es muß eine echte, tiefe Leidenschaft gewesen sein, welche während der Trennung dem Liebenden so rührend innige Worte auf die Lippen legte: „Du frägst mich: sehnst Du Dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkte leben kann, und wenn man davongerissen ist und dann nur noch das Gefühl seines Elends hat!" oder „Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen!" Daß von dem Mädchen die Leidenschaft mit gleicher Gluth erwidert wurde, das beweist wohl am Schlagendsten der Umstand, daß sie selbst dem Todten die Treue nicht gebrochen und unvermählt geblieben ist. Es war keine sentimentale Liebelei, und Minna mit ihrer „inneren Glückseligkeit, göttlichen Unbefangenheit und dem lieben Leichtsinn" war kein sentimentales Mädchen, — es war beiderseits eine rückhaltslose Hingabe starker Herzen und darum mächtiger, als der Tod. Daß der Beziehung bei aller gesunden Gluth der Jugend auch die Weihe geistiger Verständigung nicht fehlte, daß Minna alle Strebungen ihres Verlobten mit bewußter Klarheit verfolgte, wird vielfach bestätigt; auch der Ton, in welchem Büchner an sie schreibt, ist ein Beweis hiefür. Daß die Verlobten damals noch ihr Geheimniß vor aller Welt, auch vor ihren Eltern wahrten, erklärt sich nicht etwa aus der Furcht, ernstlichen Hindernissen zu begegnen: sie waren einander in jeder Beziehung würdig und haben auch in der Folge keinen Widerstand zu beseitigen gehabt. Aber ihre Liebe mochte ihnen als Geheimniß doppelt köstlich erscheinen, auch waren sie

noch zu jung, um demnächst auf eine Vereinigung hoffen zu dürfen, und bis zu jenem Momente, das wußten sie, konnte Jedes auf des Andern unverbrüchliche Treue zählen.

Bangen Herzens schied Georg Büchner im Juli 1833 von der Braut, den Freunden und der Stadt, die ihm so lieb geworden. Die vier Semester, welche er nach hessischem Gesetze an einer fremden Hochschule verbringen durfte, waren nun verstrichen, er mußte seine Studien an der Landesuniversität fortsetzen, in Gießen. Nachdem er zwei Monate im Elternhause verbracht, begab er sich in den ersten Tagen des Oktober nach der engen kleinen Gelehrtenstadt an der Lahn.

Schon als er dort anlangte, war er nicht mehr derselbe glückliche Mensch, den wir bisher kennen gelernt. Und wer vollends das Bild seines inneren Wesens, wie es sich nach Verlauf weniger Monate aus seinen Gießener Briefen und den Mittheilungen seiner dortigen Freunde darstellt, mit dem des Straßburger Studiosus vergleicht, gewahrt nur noch wenige gemeinsame Züge. Es ist dies ganz wörtlich zu nehmen, nur selten ist es wohl einem Biographen Pflicht gewesen, eine so radicale Wandlung seines Helden binnen gleich kurzer Frist festzustellen und zu erläutern, als mir hier zur Aufgabe wird. Der Jüngling, der am Rhein stolzfröhlich im Glück der Liebe und der Freundschaft, in der Freude an seinen Studien, im Zauber der Natur geschwelgt, der mit so ungemeiner Entschiedenheit auch eine ungemeine Klarheit der politischen Anschauungen verbunden und sich so schroff von „revolutionären Kinderstreichen" abgekehrt, derselbe Jüngling stürzt sich in Gießen, ein einsamer, verbitterter Mensch, mit sich und der Welt zerfallen, kopfüber in

dieselbe Bewegung, die er schon aus der Ferne so richtig taxirt und obwohl ihn die Nähe nur handgreiflich gelehrt, was er in der Ferne blos geahnt. Es ist eine Wandlung, die auf den ersten Blick verblüffend wirkt . . .

Psychologische Prozesse lassen sich nicht klar und unanfechtbar darstellen, wie arithmetische Operationen. Man muß sich begnügen, wenn man sie nur glaubhaft und begreiflich zu machen vermag. So viel kann uns auch hier gelingen, wenn wir die äußeren Verhältnisse in's Auge fassen.

Was Büchner in Gießen bedrückte, was ihm zumeist den frischen Lebensmuth benahm, war der Wechsel in seinen wissenschaftlichen Studien. Widrig und verfehlt erschien ihm der Beruf, den er nun verfolgen mußte. Aeußerlich war freilich kein Wechsel eingetreten: er war in Straßburg Student der Medizin gewesen und setzte nun in der Heimath dasselbe Studium fort. Um so greller war der innere Abstand. Wir wissen, daß ihn sein Drang nur zu den Naturwissenschaften gezogen, keineswegs zur praktischen Medizin, daß er sich mit Einwilligung seines Vaters dem Studium der Zoologie und Anatomie widmete. Wenn er sich gleichwohl in Straßburg an der medizinischen Facultät inscribirte, so geschah es einerseits deßhalb, weil die Naturwissenschaften hauptsächlich an dieser Facultät tractirt wurden, andrerseits, weil sich der Jüngling nebenbei vorsichtshalber nach dem Wunsche des Vaters für den praktischen ärztlichen Beruf ausbilden sollte. In den vier ersten Semestern ließen sich beide Rücksichten leicht vereinigen, anders nun, wo die rein medizinischen Fächer in den Vordergrund traten. Georg hatte den Vater bei seiner Heimkehr aus Straßburg für seine Pläne umzustimmen versucht; Dr. Büchner bestand auf seinem

Willen und der Sohn fügte sich. Vielleicht tröstete ihn in Darmstadt die Hoffnung, daß er auch künftig sich und dem Vater in gleicher Weise werde gerecht werden können; in Gießen mußte er erkennen, daß dies unmöglich sei. Erstlich schon deßhalb, weil jede dieser Richtungen sicherlich ihren ganzen Mann fordert und ferner, weil selten ein Mensch so wenig dazu getaugt, zweien Herren zu dienen, als dieser Jüngling voll herber Entschiedenheit. Er stand am Scheidewege, und welchen Pfad er einschlagen würde, konnte nach seiner ganzen Artung nicht zweifelhaft sein; dieser trotzige, wahre Mensch durfte nur seinem eigenen Drange folgen. Nun — er hat gleichwohl das Entgegengesetzte gethan: er widmete sich der praktischen Medizin. Es ist dies die erste und einzige Untreue gegen sich selbst, die wir an diesem stählernen Charakter nachweisen können; sie hat kurze Zeit gewährt und er hat sie bitter gebüßt. Was ihn hierzu vermocht, war sicherlich weniger die Hoffnung, auf diesem Wege leichter und rascher die Vereinigung mit der Geliebten herbeizuführen, als die Scheu des guten Sohnes, einen Conflict wachzurufen, der bei dem Charakter des Vaters bald unausweislich zu einem völligen Bruche geführt hätte. Einen naheliegenden Ausweg zu wählen: scheinbar des Vaters, in Wahrheit den eigenen Willen zu thun — dazu war er zu stolz und zu ehrlich. So entsagte er denn seinen bisherigen Strebungen, besuchte fleißig Vorlesung und Klinik und that seine Pflicht. Aber sie fiel ihm schwer und von Tag zu Tage schwerer. Je näher er seinen neuen Studien trat, desto mehr widerten sie ihn an, und tiefer als die Pein, diesen Widerwillen täglich von Neuem niederkämpfen zu müssen, tiefer als die Sehnsucht nach seinen früheren Studien,

tiefer als das Weh, eine Laufbahn, welche er nach den Lobsprüchen seiner Straßburger Lehrer als eine glänzende hatte erhoffen dürfen, mit einem verhaßten, trivialen Berufe eintauschen zu müssen, quälte ihn das Bewußtsein, sich selbst untreu geworden zu sein. So ward ihm das Studium, das ihn in Straßburg mit Eifer, Freude und Zuversicht erfüllt, in Gießen zur Qual und zum Ekel.

Dies seelische Leiden ward noch schlimmer, als er ein gefährliches Heilmittel dagegen anwandte. Man weiß, wie Büchner schon früh zur Grübelei über jene höchsten Fragen der Menschheit geneigt, auf welche man sich bescheiden muß, entweder gar keine oder nur eine trostlose Antwort zu finden. Dieses früh erwachte Hinneigen seines Geistes zur Speculation war dann durch die naturphilosophische Richtung, welche damals seine Wissenschaft beherrschte, genährt und befriedigt worden. Er hatte den Glauben an einen persönlichen Gott verloren, aber der junge Atheist ward in der Betrachtung der Natur und ihrer harmonischen Gesetze zum Pantheisten. Nun verlor er auch diesen Halt — nicht blos deßhalb, weil jetzt täglich das Häßliche, Krankhafte, Abnorme in der Natur an ihn herantrat, sondern vornehmlich, weil sein Geist sich nun, im Durste nach speculativer Beschäftigung, welche ja sein derzeitiges Studium nur kärglich gewährte, eifrig den verschiedensten philosophischen Systemen zuwandte, nicht in ruhigem, gründlichem Studium, sondern hastig, gierig, oberflächlich. Mit ähnlichen Empfindungen, in ähnlicher Art, wie Büchner damals System auf System vornahm und durchflog, mag ein Laie, der sich todtkrank fühlt, ein Compendium der Medizin durchstöbern, um vielleicht doch noch das rettende Mittel zu finden. Es braucht

kaum gesagt zu werden, daß ihm aus solchen Studien nicht Trost zukam, sondern doppelte Trostlosigkeit. Die Philosophie, die er als Retterin gerufen, machte ihn vollends elend. „Warum leiden wir?“ — sie gab ihm keine Antwort auf die Frage, sie ließ ihn dies Leiden nur noch schärfer empfinden . . .

Und nicht anders erging es ihm, als er sich zu gleichem Zweck in gleicher Weise mit der Geschichte beschäftigte. Seit seiner Knabenzeit bis in die Straßburger Tage hinein war ihm die französische Revolution als eine Epoche erschienen, in der sich die bewußte Kraft des Menschengeistes, der sichtliche Fortschritt, die planvolle Entwicklung der Menschheit am Glänzendsten offenbarte. Kein Wunder, daß er sich jetzt in das Studium der Epoche stürzte, um da Trost und Halt zu finden. Er fand sie nicht — im Gegentheil! „Ich studirte“, schreibt er der Braut „die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet, unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken.“ So zerfloß ihm auch der letzte Glaube, den er noch gehegt. Nur nebenbei sei schon hier darauf hingewiesen, daß die gleiche Geschichtsauffassung auch in „Danton's Tod“ waltet, daß er sich erst dann von ihr befreit, nachdem er sie in diesem Drama abge-

lagert. Auch werden wir später hervorzuheben haben, wie diese Gießener Stimmungen Büchner's einen wichtigen Commentar zu jenem Werke bilden, wie es bedeutungsvoll ist, daß er viele Stellen aus seinen Gießener Briefen dann fast ungeändert in sein Werk hinüber genommen. Hier haben wir nur kurz anzudeuten, wie sich jene Geschichtsauffassung in ihm erklärt. Die Ophtalmologen berichten von einer Krankheit, in welcher das Auge die Umrisse der Gegenstände viel schärfer sieht, als in normalem Zustande, nur daß es gleichzeitig die Fähigkeit verliert, leuchtende Farben zu unterscheiden; es sieht Alles scharf, aber Grau in Grau. Büchner war älter und reifer geworden, er gewann einen durchdringenden Blick für Charaktere und Verhältnisse der Geschichte, aber seine tiefe Melancholie bewirkte es, daß sie düster und farblos an ihm vorbeizogen, aus Nacht in Nacht . . .

In diese Wirrniß seelischer Qualen, welche über den gemüthstiefen Jüngling hereingebrochen, fiel von außen kein tröstendes Licht. Selbst der Gedanke an die Braut weckte ihm nur die schmerzliche Empfindung, daß er sie missen mußte. Man wird in dieser Trennung von der Geliebten nicht die Hauptquellen seiner trostlosen Gemüthsstimmung erblicken dürfen, aber daß dieser Umstand dazu beigetragen, ihn zu verstimmen, seine Energie zu lähmen und ihn hilflos seinen selbstquälerischen Gedanken preiszugeben, wird Niemand bezweifeln, der seine Briefe an Minna liest. (S. 371—78) Glühendste Liebe, schmerzlichste Sehnsucht sprechen aus jeder Zeile. Einige bezeichnende Stellen haben wir bereits oben hervorgehoben, um das Verhältniß im Allgemeinen zu charakterisiren. Wer diese merkwürdigen Briefe unbefangen auf sich wirken läßt, wird freilich nicht verkennen, daß die Empfin-

dung zuweilen in Empfindsamkeit, ja in Verzückung umschlägt. Wenn Büchner z. B. seine Gesundheit verwünscht, „weil ihn das Fieber mit Küssen bedeckte und umschlang wie der Arm der Geliebten", so ist dies weder poetisch, noch tief empfunden, sondern schlichtweg bombastischer Wortschwall. Dieser Hang zur sentimentalen Hyperbel kann freilich in der krankhaft-nervösen Stimmung des Schreibers, sowie in der Mode der Zeit seine reichliche Entschuldigung finden — wie übertrieben empfindsam sich in jenen von der Romantik beherrschten Tagen selbst sehr robuste Naturen auszudrücken pflegten, hiefür ist in den kürzlich veröffentlichten Briefen Friedrich Schlosser's an Catharina Schmidt ein merkwürdiges Beispiel an's Licht getreten. In Büchner's Briefen läßt sich zudem das Sentimentale von dem Tiefempfundenen leicht unterscheiden. So, wenn er einmal ausruft: „O könnte ich dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!" Daß der Zwanzigjährige sein heißes Herz „kalt" nennt, wird uns nicht hindern an seine „Martern" zu glauben und zu erkennen, daß ihm der Wunsch selbst aus tiefster Seele quillt. Die Trennung von der Geliebten dünkte ihm wirklich fast unerträglich und vermehrte die Schmerzenslast auf seinem Herzen.

Wie er das holde Mädchen schwer vermißte, so auch eine andere Freundin, die ihn früher oft entzückt und getröstet. Die Landschaft um Gießen ist reizlos, sie darf sich nicht mit jener um Darmstadt vergleichen, geschweige denn mit der des Elsaß. Man wird sich Büchner's schwärmerische Liebe zur Natur lebhaft in's Gedächtniß zurückrufen müssen, um zu begreifen, daß die Klage darüber das Allererste ist, was er seiner Braut aus Gießen mittheilt: „Hier ist kein

Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem, ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich". Mehr als der Bauart dieser winkeligen Gassen gilt wohl dies letztere Prädicat dem beengten Leben. Gießen für Straßburg — das war in jeder Beziehung ein schlimmer Tausch. So anregend das heitere Leben der schönen großen Stadt auf ihn gewirkt, so lähmend empfand er die dumpfe Stille der gelehrten Kleinstadt. Und diese Stille zeitweilig durch dieselben geräuschvollen Vergnügungen zu vertreiben, wie die meisten seiner Commilitonen, das behagte Büchner nicht. Wie er sich in Straßburg jenen Cafés ferngehalten, wo die Anderen, nach französischer Studentensitte, Absynth oder Majagran trinkend und Cigaretten rauchend den lieben langen Tag todt schlugen und die Nacht dazu, so mied er in Gießen Bierhäuser und Kneipgelage. „Man muß zuweilen commersiren" — dieser kategorische Imperativ des deutschen Studentenliedes fand an ihm taube Ohren. Und wie diesen feuchten Freuden, so hielt er sich überhaupt dem Verbindungswesen ferne. Freilich kann man fast in jeder biographischen Notiz über unseren Dichter lesen, daß er Burschenschafter gewesen, und die Züricher Studenten haben bei der Enthüllung seines Denkmals, 1875, diesen Umstand stark betont. Gleichwohl ist gerade das Gegentheil richtig: Büchner war nie Mitglied der Burschenschaft und ist sogar, wie wir später sehen werden, in scharfen Gegensatz, wenn nicht zu ihren Zwecken, so doch zu ihren Mitteln getreten. Denn die Zwecke waren ihm sympathisch, aber die bunte Mütze und das dreifärbige Band erschienen ihm wie Kinderspielzeug, der Biercomment und die Mensur

als Ueberbleibsel einer roheren Zeit, welche selbst nur wieder Rohheit weckten und — was ihm das Wesentlichste war — die Zwecke der Burschenschaft erschienen ihm durch exclusiv-studentische Vereinigungen gar nicht erreichbar! Georg Büchner war jedenfalls, wenn man seine studentische Parteifärbung durch eines der gebräuchlichen Schlagwörter bezeichnen will, einer der radikalsten „Progressisten“; er bestritt seinen Commilitonen sogar das Recht zu rein studentischen Vereinigungen! der Student müsse stets mit dem Bürger gehen, weil er selbst auch ein Bürger sei, der sich nur durch eifrigeres Streben nach Bildung von den anderen unterscheiden dürfe. Daß diese Ansichten, mochten sie nun ganz oder theilweise berechtigt sein, völlig seinem ernsten Charakter, seinen radicalen Gesinnungen entsprachen, ist ebenso klar, als die Thatsache, daß sie ihrem Verfechter heute noch in einer kleinen deutschen Universitätsstadt geringe Sympathien eintragen würden — umsomehr damals! Doch ist darin nur zum geringsten Theil der Grund für die tiefe Vereinsamung zu finden, in welche er bald nach seiner Ankunft in Gießen gerieth, sondern er selbst wollte es nicht anders. Denn als er hinkam, fand er viele Bekannte und Freunde aus der Schulzeit, die ihn freudig empfingen. Bei einigem guten Willen hätte er bald einen so angenehmen Kreis um sich sammeln können, wie in Straßburg — er aber zog sich so geflissentlich zurück, daß die grundlos Gekränkten ihm grollten und der Ruf seines unbändigen Hochmuths nach Darmstadt und bis zu den Eltern drang. Sie stellten ihn hierüber zur Rede und seine Antwort (S. 344 ff.) ist sicherlich ein interessantes, geistvolles Schriftstück. Aber die prächtigen Arabesken — man beachte, was der Jüngling über die Un-

freiheit des Willens, über die Berechtigung des Hasses u. s. w. sagt — sind werthvoller als der Kern: mit dummen Jungen wolle er nicht verkehren. Das war nicht blos ungereimt und hochmüthig, sondern auch ungerecht; dieselben Menschen schienen ihm ja einige Zeit darauf seines rückhaltlosen Vertrauens werth, und wenn er sie damals mied, so geschah es nicht „um sich Langeweile zu sparen", sondern weil er in seiner tiefen Verstimmung jene Duldsamkeit, jenes Interesse an Anderer Eigenart verloren hatte, ohne welche ein intimer Verkehr nicht möglich ist. Viel richtiger schreibt er an seine Braut: „Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns einander wie Taube in die Ohren!" Sein Trübsinn hatte die Brücke zwischen ihm und seinen gleichalterigen Mitstrebenden zerrissen, sein Trübsinn hatte ihn einsam gemacht und nun ward ihm diese Vereinsamung ein neuer Quell des Trübsinns! Das Alltagswort, daß ein Unglück selten allein komme, spricht eben nicht zufällige Erfahrungen aus, sondern eine tiefe, psychologische Wahrheit . . .

Vielleicht wäre schon das bisherige Leidensregister genügend, Büchner's innere Wandlung zu rechtfertigen — es ist aber leider noch nicht vollständig. Der Jüngling war in jenen düsteren Wintertagen auch körperlich krank, er litt an heftigem Fieber und fast unerträglichem Kopfschmerz. Welcher Causalnexus zwischen diesem körperlichen und dem seelischen Leiden bestand, ob ihn jene peinlichen Verhältnisse nur deßhalb so tief herabstimmten, weil er nervenkrank war, ob er im Gegentheil erkrankte, weil seine Nerven diesen widrigen Eindrücken nicht Stand zu halten vermochten, muß freilich unaufgeklärt bleiben. Doch wird man jedenfalls diese Krankheit berücksichtigen müssen, wenn man seine Klage

auf ihre Berechtigung prüft: „Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell ist. Alles verzehrt sich in mir selbst . . .“ So an die Braut. Den Eltern aber offenbart er noch einen anderen Grund seiner Betrübniß, mit dessen Erwähnung wir endlich dies traurige Register schließen können: „In Gießen war ich . . . in tiefe Schwermuth verfallen; ich schämte mich ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu Gefallen“.

Schon hierdurch sind wir gezwungen, die damaligen politischen Verhältnisse Süddeutschlands und speziell des hessischen Landes näher in's Auge zu fassen. Diese Nothwendigkeit ergibt sich jedoch auch noch aus wichtigeren Gründen: in demselben verhängnißvollen Winter von 1833 auf 34 sehen wir Georg Büchner plötzlich activ als Verschwörer, als Geheimbündler in jene politischen Wirren eingreifen. So muß uns die folgende historische Uebersicht nicht blos als Vorgeschichte seines Wirkens gelten, sondern auch darüber Aufschluß geben, was Büchner bewogen, seiner in Straßburg gehegten Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit solcher Strebungen in Gießen plötzlich in That und Wort untreu zu werden.

Kaum vier Jahrzehnte trennen uns von dem Tage des Frankfurter Attentats und der Arministischen Bewegung, der „Gesellschaft der Menschenrechte“ und der süddeutschen Geheimbündelei, und schon vermögen wir Söhne einer raschlebigen Zeit kaum noch die Brücke des Verständnisses zu jener Epoche zu schlagen. Ein seltsames, rührendes Drängen

und Sehnen ging durch die Gemüther, man war excentrisch in den Klagen, abenteuerlich in den Hoffnungen, verblendet in den Mitteln. Was jenen Männern und Jünglingen reine Begeisterung war, dünkt uns trübe Schwärmerei, und was sie als praktisches, leicht erreichbares Ziel erstrebten, muß uns als tolles Hirngespinnst erscheinen. Schier dünkt es uns unfaßbar, wie so trüber Phrasendunst die Quelle so reinen hohen Opfermuths werden konnte! Aber wenn wir, getränkt von der nüchternen Weisheit einer glücklicheren und geklärteren Zeit, den Stab über jene Männer, ihre Träume und Irrthümer brechen wollten, so wäre dies nicht blos sehr herzlos, sondern auch sehr unvernünftig. Es war eben die harte Kampf- und Lehrzeit des deutschen Volkes und — wer in Kanaan sitzt, dem geziemt es nicht, jener zu vergessen, die in der Wüste starben. Auch wird uns jene Epoche nur dann unverständlich erscheinen, wenn wir sie als ein Fertiges hinnehmen, ohne auf die Quelle zurückzugehen. Diese Quelle aber ist — es kann dies nicht scharf genug betont werden — die ungeheure Wandlung, welche die Befreiungskriege im Deutschen Volke hervorgebracht. Es war durch den Jammer der Fremdherrschaft und den Triumph seiner Siege kein politisch reifes, aber doch ein politisch denkendes Volk geworden und darum waren die deutschen Bundesacte nicht blos ein Verbrechen, sondern auch ein politischer Fehler. In aller Geschichte findet sich kein ähnliches Beispiel, daß die denkbar günstigsten Vorbedingungen für Begründung äußerer Macht und innerer Wohlfahrt einer Nation so schmählich ungenützt geblieben und allmählig künstlich geradezu in Hinternisse dieser Entwicklung umgestaltet worden. Selbst wenn die spärlichen Verheißungen jener Acte erfüllt

worden wären, selbst wenn man dem Wiener Congreß nicht die Carlsbader Beschlüsse hätte folgen lassen — im deutschen Volke wäre doch immer der Groll der Enttäuschung wach geblieben und der patriotische Schmerz, seine besten Hoffnungen begraben zu sehen. Wer jenen Strom politischer Strebungen, auf dessen Wogen wir nun auch unsern Dichter werden dahintreiben sehen, verfolgt, wird nie vergessen dürfen, daß es Strebungen von Männern waren, welche in ihrer Jünglingszeit um die Erfüllung, nicht blos ihrer Ideale, sondern auch ihrer berechtigten Erwartungen betrogen worden, und von Jünglingen, welche in der schwülen, gewitterschweren Luft eines mißvergnügten Volkes aufgewachsen.

Wie stark diese Thatsache auch betont zu werden verdient, so liegt doch selbstverständlich eine nähere Betrachtung der Ereignisse und Stimmungen von 1815—1830 außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Nur daran sei erinnert, daß jene Enttäuschung zwar eine allgemeine war, sich aber doch in verschiedenen Landschaften verschieden stark äußerte, daß ferner im Norden mehr die Zersplitterung, im Süden mehr die Knechtung des Vaterlandes beklagt wurde. Denn während die nördlichen Stämme aus nationaler Begeisterung für „All-Deutschland“ in den „heiligen Krieg“ gezogen und darum die Wiederkehr der Kleinstaaterei als schneidigste Verhöhnung ihrer Erwartungen nachfühlten, empfanden es die Süddeutschen, welche erst allmählig und nie in gleich starker Weise vom nationalen Enthusiasmus ergriffen worden, als das Bitterste, daß der deutsche Bund selbst jenes bescheidene Maaß bürgerlicher Freiheiten geraubt, welches der Rheinbund gebracht. Und weil man dergestalt im Norden beklagte, daß es nicht besser, im Süden aber, daß

es schlimmer geworden, weil ferner das dynastische Gefühl in Preußen, Sachsen und Hannover naturgemäß stärker war, als in den, größtentheils erst durch Napoleon in ihren gegenwärtigen Grenzen aufgerichteten Staaten des Südens, darum ist es auch klar, warum die Opposition des Volkes gegen die neue Ordnung am Main und Rhein stärker war, als an der Elbe und Weser, warum sie hier mindestens die Erfüllung jenes vielerwähnten Artikel XIII der Bundesacte, die Gewährung einer landständischen Verfassung erzwang, während in Norddeutschland auch diese feierliche Verheißung unerfüllt blieb. So erklärt es sich ferner, warum die Volksbewegung in Süddeutschland nur in den ersten Jahren nach der Restauration einen ausgeprägt nationalen Charakter trug, von da ab jedoch immer demokratischer wurde, so daß hier von Jahr zu Jahr mehr die Frage der Freiheit gegen jene der Einheit in den Wünschen und Strebungen des Volkes in den Vordergrund trat.

Nirgendwo läßt sich diese Entwickelung im Besonderen deutlicher nachweisen, als in jenem Staate, mit dem wir uns ohnehin vornehmlich beschäftigen müssen, dem Großherzogthum Hessen. Sein Beherrscher, Ludwig I. hatte sich seit seinem Regierungsantritt (1806) vielfach als Anhänger französischen Wesens und Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus erwiesen; dem Rheinbund war er ein eifriges Mitglied, und während er einerseits die alte ständische Verfassung kurzweg abschaffte, hob er andrerseits spontan die Leibeigenschaft und einzelne Privilegien des Adels auf. Das sicherte ihm eine gewisse Popularität, welche freilich nach 1815 rasch verflog: durch seine französischen Sympathien trat er zu den nationalen, durch seinen Absolutismus zu den liberalen

Bestrebungen seines Volkes im scharfen Gegensatz. Nach ersterer Richtung trat der Conflict freilich minder markant hervor, weil auch viele „Unterthanen" französisch gesinnt waren, (vrgl. S. IX), und ging auch rasch vorbei, weil fast nur in der Gießener Studentenschaft ein nationaler Einheitsdrang herrschte, welcher der Regierung des kleinen Staates gefährlich scheinen konnte. Nachdem sie die Burschenschaft zu Gießen, welche unter Karl Follen's Führung eine Vereinigung aller Studentenschaften, einen „christlich-deutschen Burschenstaat" anstrebte, gesprengt und den Bund der „Schwarzen", eine formlose Vereinigung junger Männer zu Darmstadt, durch polizeiliche Chikane decimirt, blieb der Regierung nach dieser Richtung kaum etwas zu thun übrig: eine „Deutsche Gesellschaft", welche sich auf Arndt's Anregung im Großherzogthum gebildet, hatte sich von selbst aufgelöst, als die nationale Begeisterung der Befreiungskriege verblaßte. Der Freiheitsdrang hingegen ließ sich nicht ersticken, obwohl man es nach demselben Recept versuchte. Wie die Rheinländer unter Görres' Führung, wie die Bürger der anderen süddeutschen Länder, forderten auch die Hessen-Darmstädter von ihrem Fürsten die Vereinbarung eines Vertrags zwischen Regierung und Volk, einer Constitution. Ludwig I. sträubte sich länger dagegen, als die Fürsten von Nassau und Würtemberg, Baden und Baiern; eine dumpfe Gährung trotzte ihm nur momentan ein Zugeständniß ab, welches er sofort zurückzog, als die Gefahr vorüber war. Das weckte neuen Sturm, und als ihn der Großherzog nur damit beilegen wollte, daß er die Octroyirung einer Verfassung — versprach, da verweigerte das Volk die Steuern und es kam (namentlich im Odenwald) 1819 zu blutigen Conflicten mit dem

Militär. Nun endlich (März 1820) erließ Ludwig I. ein Verfassungs-Edict mit sonderbarlichen Bestimmungen: der Regierung allein stehe das Recht der Gesetzgebung, den Kammern hingegen das Recht zu, die Steuern zu bewilligen, nicht aber sie zu verweigern!! Wieder durchbrauste ein Sturm des Hohns und der Entrüstung das Ländchen und die Kammer, welche auf Grund jenes Edicts zusammentrat, erzwang von der Regierung eine „Revision" desselben, so daß am 17. Dezember 1820 eine von Fürst und Volk anerkannte Verfassungs-Urkunde proclamirt werden konnte. Sie wurde anfangs selbst von den Liberalen mit Jubel begrüßt, später freilich, je länger sie galt, desto schärfer beurtheilt, am schärfsten von Georg Büchner, der sie geradezu „ein elend jämmerlich Ding" genannt hat (S. 278). Diese Bezeichnung mag im Munde eines Republikaners, der eine Revolution herbeiführen will, begreiflich ja berechtigt sein — wir aber werden über diese Constitution gerechter und darum günstiger urtheilen müssen. Ohne übermäßig freisinnig zu sein — so war z. B. der Wahlcensus ein relativ sehr hoher — gewährte sie doch die wichtigsten Grundlagen constitutioneller Entwicklung: die Controlle des Staatshaushalts, die Bewilligung oder Verweigerung der Steuern stand der Volksvertretung zu, die Minister waren ihr verantwortlich; die Giltigkeit der bisherigen und die Erlassung neuer Gesetze war von ihrer Zustimmung bedingt, auch war die Unabhängigkeit der Justiz, die Freiheit der Person genügend gewährleistet. Nicht im Wortlaute dieser Verfassung wird man also die Gründe zu suchen haben, warum sie in der Folge so grimmig befehdet ward, sondern einerseits darin, daß allmählig die Wünsche des Volkes weit über das von ihr gewährte Maß

der Freiheiten hinausgingen, andrerseits jedoch darin, daß die Praxis der Theorie immer weniger entsprach. Es war ja im Grunde gleichgiltig, ob der Großherzog von Hessen die Verfassung ehrlich halten wollte — er konnte nicht, wie er wollte, weil die „gemeinsame Peitsche“ des Bundestags auch über seinem Lande waltete und seine Regierung in reactionäre Bahnen zwang. Allüberall in Süddeutschland vollzog sich von der Begründung constitutioneller Formen bis zur Bewegung von 1830 mit geringen Variationen dasselbe tragikomische Schauspiel: der Fürst schwankt anfänglich zwischen dem Druck der Reaction von Wien-Frankfurt her und dem Drucke des eigenen Gewissens, welches beschworene Eide zu halten heischt, bis es sich ersterem beugt; die Minister tanzen, hier verschämt, dort unverschämt, wie Metternich aufspielt, lassen die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission nach Herzenslust schalten und walten, reduciren durch „interpretirende Verordnungen“ die Freiheiten der Verfassung, wahren jedoch dabei, so gut es glücken will, den Schein constitutioneller Gesinnung; die Kammern kämpfen, hier energisch, dort ängstlich gegen die innere und äußere Reaction, bis sie, durch die Erfolglosigkeit ihrer Mühen und durch die polizeiliche Verfolgung ihrer Führer muthlos gemacht, ihren Freisinn fast nur noch durch übertrieben radicale, aber unpraktische und daher hohen Orts minder mißliebige Anträge, z. B. auf Abschaffung des Cölibats der katholischen Geistlichkeit, Luft machen; das Volk endlich verliert nur allmählig, aber dafür um so gründlicher das Vertrauen in die Ehrlichkeit seiner Regierung, in die Nützlichkeit des Constitutionalismus, es empfindet bitter, daß eine solche Repräsentativverfassung nur „ein ungenießbares Schaugericht,

ein Gaukelspiel für große Kinder" sei, es verliert die Hoffnung, seine berechtigten Erwartungen jemals durch Kammerdebatten erfüllt zu sehen. Damit ist auch das Bild des politischen Lebens im Großherzogthum Hessen während der Zwanziger Jahre gezeichnet, nur daß hier noch ein trauriger Umstand hinzutrat, welcher die Opposition in der zweiten Kammer, wie den allgemeinen Mißmuth verschärfte: die drückende Noth des Volkes. In Ober- und Rheinhessen vereinten sich Elementar-Ereignisse (Hungerjahre, Ueberschwemmungen) mit unerträglichem Steuerdruck, um eine so jähe und allgemeine Verarmung herbeizuführen, daß Tausende nach Amerika zogen, die Anderen aber, welche nicht auswandern konnten oder mochten, in dumpfer, trotziger Verzweiflung die Hände in den Schooß legten. Der Staat, selbst an ewiger Finanznoth leidend, konnte nicht helfen und suchte den Schrei der Noth dadurch zu ersticken, daß er die Kammern nach Kräften mundtodt machte. Als durch reiche Ernten jene verzweifelte Lage der Bevölkerung etwas gelindert war, blieb doch bitterer Mißmuth in den Herzen zurück und eine, freilich mehr instinctive, als klar empfundene Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände.

Mitten in diese Stimmungen brach die Kunde von der Pariser Julirevolution, diesem grellen Blitzstrahl in der grauen Dämmerung, welche die „Heilige Allianz" über Europa gebreitet. Es war naturgemäß, daß dies Ereigniß, wie allüberall, so auch in Deutschland die Gemüther ergriff und tief gehende Wirkung übte — jäher Kampfruf hallt weit in einer todtenstillen Zeit und wer kaum von Freiheit zu träumen wagt, muß wie ein Schlafwandler auffahren, wenn er hört, wie sie anderwärts durch Thaten ersiegt wird.

Gleichwohl wird man sich hüten müssen, den Einfluß jener Revolution zu überschätzen, oder gar in ihr die einzige Quelle all' dessen zu erblicken, was nun in Deutschland folgte. Die offiziellen Beschlüsse des Bundestags und nach ihnen die reactionäre Geschichtsschreibung haben dießbezüglich eine Legende zusammengebraut, welche Jahrzehnte hindurch mit so pomphafter Sicherheit verkündet wurde, daß sie noch heute vielfach geglaubt wird: die Juli-Revolution habe eine „Umsturzpartei" in Deutschland erweckt, welche die Aufstände in Braunschweig, Oberhessen, Sachsen u. s. w. später den Frankfurter Putsch inscenirt und nur durch die äußerste Strenge habe unschädlich gemacht werden können. Es ist nicht unseres Amtes, diese Legende eingehend zu widerlegen, wohl aber kurz an den wahren Sachverhalt zu erinnern. Nicht erst die Juli-Revolution hat eine Partei der Unzufriedenen in Deutschland geschaffen, nicht „von der Seine her kam das schleichende Gift, deutsche Treue zu vernichten", sondern jenes Ereigniß wirkte blos belebend und anregend auf alle jene Kreise, welchen die Schmach der öffentlichen Zustände auf dem Herzen lastete: sie begannen sich zu sammeln, zu klären, zu discipliniren. Aber zu einer einheitlichen Partei wuchsen sie nie zusammen, weder damals, noch in der Folge, am wenigsten zu einer Partei des „Umsturzes". An Rebellion dachten 1830 und unmittelbar darauf, wenn überhaupt, wohl nur sehr wenige und völlig einflußlose Männer unter den „Liberalen". Nicht durch ihre Bemühungen also, sondern aus localen Verhältnissen heraus loderten jene einzelnen Aufstände empor, welche im Spätherbst 1830 die Herren in Wien, Berlin und Frankfurt so sehr erschreckten. Wenn die Braunschweiger Bürger und Adeligen ihren angestammten

Herzog davonjagten, wenn die Leipziger und Dresdener Bürgersleute durch Krawalle die Entlassung des Ministers von Einsiedel erzwangen, wenn die Kasseler ihrem Kurfürsten durch ihre drohende Haltung eine Verfassung abrangen, so geschah dies nicht durch das Walten einer großen revolutionären Liga in Deutschland, sondern einzig deßhalb, weil in diesen einzelnen Landschaften besonders unleidliche Verhältnisse obwalteten, welche den Bedrückten endlich den Muth der Verzweiflung einflößten. Hätten die Weisen des Bundestags diese offenkundige Wahrheit begreifen können oder wollen, welcher Jammer wäre Deutschland erspart geblieben! Statt dessen ersannen die Herren einen großen revolutionären Geheimbund, welcher in einzelnen Putschen seine Kraft übe, ehe er die allgemeine Rebellion inscenire, und richteten gegen dies Erzeugniß ihrer Furcht oder Böswilligkeit jene berüchtigte „Protokolls-Auszugs-Notification“ vom 28. November 1830, welche die Carlsbader Beschlüsse verschärft erneute. Druck erzeugt Gegendruck: nun freilich wuchs, nebenbei durch die Kunde von den französischen und polnischen Wirren aufgestachelt, die liberale Bewegung und damit die Entschiedenheit ihrer Absichten. Der Bundestag erwiderte darauf mit den sechs Ordonnanzen vom 28. Juli 1832, welche die „Anmaßung des demokratischen Geistes“ durch Kerker und Bajonett bekämpften. An die Stelle der verschämten trat die offene Reaction und wirkte noch verhängnißvoller als jene: die Erbitterung mehrte sich, stumm aber stetig, und drückte endlich einem Häuflein unbesonnener und verschrobener Jünglinge die Waffen in die Hand — man kennt die Frankfurter Tragikomödie vom 3. April 1833. Der Bundestag wird oft herbe wegen jenes wüsten Hexensabbaths der Reaction

gescholten, welchen er nach dem Frankfurter Putsch entfesselte, aber auch für diesen selbst tragen in letzter Linie nur die Metternich und Consorten die Verantwortung. Denn wer die Geschichte Deutschlands im Beginn der dreißiger Jahre kurz characterisiren wollte, könnte kein drastischeres Gleichniß ersinnen, als das bekannte vom armen Wurm: er krümmt sich, weil er getreten wird und wird getreten, weil er gewagt hat, sich zu krümmen.

Dies gilt auch von der engeren Heimath Georg Büchners, nur daß hier der Wurm unter dem Druck beinahe zur Schlange wurde. Doch war im Anfang auch in Hessen die Bewegung der Gemüther eine völlig ungefährliche: sie richtete sich gegen Mißbräuche der Verwaltung, gegen Uebergriffe der Regierung, keineswegs gegen Fürst und Staat. Am 6. April 1830 war der greise Ludwig I. verschieden, ihm folgte sein Sohn, Ludwig II., bei Antritt der Regierung bereits dreiundfünzigjährig und schon als Erbprinz unter mannigfachen Conflicten mit den Ständen alt geworden, welche sich nun natürlich verschärften und acut wurden. Während das Großherzogthum, wie erwähnt, unter dem Druck unerhörter Armuth verschmachtete, während der Pariser Barricadenkampf dem Fürsten eine nicht leicht überhörbare Mahnung in die Ohren donnerte, forderte Ludwig II. als erste Regierungshandlung von den Ständen die Zahlung seiner, schier durch vier Jahrzehnte aufgesammelten Privatschulden. Man wird wohl bei ruhiger Betrachtung das Urtheil, welches Georg Büchner 1834 über diese Handlungsweise gefällt (S. 272 ff.) zu hart finden, zugeben wird man, daß sie geeignet war, die Opposition im Lande wach zu rufen und zu verbittern — dies Letztere um so mehr,

als die Stände gegenüber diesen und ähnlichen Zumuthungen meist nur zu Worten ängstlicher Klage, selten zu ablehnenden Beschlüssen den Muth fanden. Doch offenbarte sich diese Opposition der Liberalen höchstens in Petitionen an die Stände; sie hielt sich streng auf gesetzlichem Boden und dachte nicht an Thaten. Anders die Bauernschaft in Oberhessen, welche, unter unerhörtem Steuerdruck dahinsiechend, im September 1830 sich erhob und mit Prügeln und Sensen bewaffnet, die Zollstätten, Steuerämter und Edelhöfe von Isenburg bis Butzbach plünderte, bis Militär herbeieilte und nicht blos die Schuldigen, sondern auch friedliche Bürger jener Bezirke massakrirte. Die nähere Schilderung mag an anderer Stelle (S. 286 ff) nachgelesen werden; hier sei nur hervorgehoben, daß die Liberalen des Großherzogthums an diesem jähen Aufruhr armer, gepeinigter Knechte nicht die geringste Schuld trugen und durch denselben kaum minder überrascht und erschreckt wurden, als die Regierung. Wie etwa der Braunschweiger Aufstand durch die Persönlichkeit des Herzogs, so war dieser Tumult durch den Druck der Regierung und der Standesherren herbeigeführt worden — gleichwohl mußten für beide die Liberalen Deutschlands büßen, für letzteren noch ganz besonders jene des Großherzogthums. Denn Niemand nützte die oberwähnte Erneuung der Carlsbader Beschlüsse vom November 1830 eifriger aus, als der Günstling und allgewaltige Minister Ludwig II., Freiherr du Thil, und nirgendwo äußerte sich auch folgerichtig die Erbitterung über solche ungerechten und in so bewegter Zeit doppelt unklugen Maßregelungen des Volksgeistes entschiedener, als in diesem, von einem characterfesten, ja starrsinnigen Volksstamm bewohnten Lande. Früher, als

in anderen deutschen Staaten, Baden und Würtemberg ausgenommen, vertheidigten die Liberalen hier durch Zeitungen und Flugschriften die bedrohte Verfassung, es regnete Adressen und Petitionen an die Stände und an hervorragende Patrioten, die polnischen Emigranten wurden bei ihrem Durchzug nach Frankreich freudig unterstützt, die Wahlen zum Landtag fielen fast durchweg auf verfassungstreue Männer. Eine andere Parole aber, als die Vertheidigung der, einerseits durch den Bundestag, andrerseits durch du Thil's Uebergriffe bedrohten Verfassung cursirte auch unter den extremen Liberalen Hessens nicht, weder offen noch heimlich. Das änderte sich leider freilich, als mit den Juni-Ordonnanzen von 1832 die nackte, brutale Reaction ihren Einzug im Großherzogthum hielt und, nachdem sie vorerst an einigen mißliebigen Männern ihr Müthchen gekühlt, nun auch ohne Scheu der freien Presse und dem Versammlungsrecht an's Leben griff. Unter diesem Druck zerbröckelte die liberale Partei — sofern eine Gesammtheit von Männern, welche blos in der Behauptung der Verfassung einig, im Uebrigen verschiedenster Ueberzeugung, durch keinerlei äußere Organisation zusammengehalten wurden, überhaupt den Namen einer Partei verdiente — in drei nach kurzer Zeit bereits scharf geschiedenen Gruppen: die Zaghaften, die bald allen Widerstand aufgaben, die „Constitutionellen“, welche sich darauf beschränkten, in der zweiten Kammer durch ihre Führer E. E. Hoffmann und Heinrich von Gagern gegen das Willkührregiment anzukämpfen, endlich die „Demokraten“, welche, an der Ersprießlichkeit des zahmen parlamentarischen Widerstandes für immer verzweifelnd, schließlich zu der Ueberzeugung kamen, daß gegen die Gewalt nur wieder Gewalt fruchten könne. Nur mit dieser letzteren Partei

haben wir uns hier des Näheren zu beschäftigen. Es mag auch heute noch schwer sein, ein endgültiges Urtheil über sie zu formuliren; es mag schwer sein, dem Verstande dieser Männer gerecht zu werden, welche ohne eigentlichen Anhang im Volke das Volk befreien, ohne jegliche Macht die Macht ihrer Gegner gewaltsam brechen wollten — ihrem edlen, schwärmerischen, opferfreudigen Herzen aber wird man gern und leicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Fast alle Tugenden, freilich auch alle Fehler heißblütiger Jugend klebten dieser Partei an, die ja auch wirklich zum größeren Theil aus Studenten bestand, zum geringeren aus jungen Lehrern, Aerzten, Pfarrern, Advocaten u. s. w. Nur in Frankfurt und Stuttgart konnte sie auf einige ältere und einflußreiche Genossen zählen; in Oberhessen jedoch stand an ihrer Spitze, bis zur Zeit, wo Georg Büchner zeitweilig die Führung übernahm, ein Mann in bescheidener Lebensstellung, doch von seltenen Geistesgaben und stählernem Character, der Schuldirector zu Butzbach bei Gießen, Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Die Geschichte nennt diesen Mann unter den Märtyrern für die Freiheit seines Volkes, und von seinen persönlichen Eigenschaften werden wir noch später zu berichten haben. Aber so viel sei hier schon erwähnt, daß er nicht etwa aus persönlichem Ehrgeiz, sondern naturgemäß als einer der Aeltesten — er war 1791 geboren — und sicherlich als der Rastloseste unter seinen Gesinnungsgenossen an ihre Spitze getreten. Auch diesem Manne, der später so tollkühne Pläne gehegt, war bis zum Sommer 1832 jede revolutionäre Idee fern geblieben, erst unter dem Druck jener verhängnißvollen Ordonnanzen keimte in ihm der Gedanke einer allgemeinen Erhebung, welche zunächst

das Centrum alles Unheils, die Bundesversammlung in Frankfurt, sprengen sollte. Daß ihm dieser Gedanke spontan gekommen, ist unzweifelhaft — ob ihm zuerst, wie später seine Richter meinten, ist ziemlich gleichgültig, wenn man erwägt, daß derselbe Gedanke fast zu gleicher Zeit in verschiedenen deutschen Staaten, in beiden Hessen, in Baden und Nassau, und endlich in Frankfurt selbst, in Männern und Jünglingen auftauchte, welche durch kein äußeres Band einer Organisation verknüpft wurden, nur durch das innere einer gemeinsamen schwärmerischen Ueberzeugung. So war Weidig selbst freudig erstaunt, als ihm der Gedanke, den er einsam ausgebrütet, plötzlich von Anderer Lippen entgegenklang, nutzte dann aber diesen Umstand eifrigst aus, indem er durch Versammlungen, Sendboten und Rundschreiben auch eine formelle Organisation herbeiführen half. Die erste Grundlage hiezu war, wie es scheint, bei einer festlichen Zusammenkunft auf der Frankfurter Mainlust im October 1832 gelegt worden, vielleicht auch schon früher, denn ein völlig genaues und getreues Bild jener Vorgänge vor dem Frankfurter Putsch wird sich nie gewinnen lassen. Gunst und Haß der Parteien haben es entstellt, von den Betheiligten selbst haben später leider nur unglaubwürdige Männer ihre Erinnerungen veröffentlicht, und die von Noellner herausgegebenen Proceßacten verzeichnen widersprechende Angaben. Dies gilt auch von dem Antheil, den Weidig an der Bewegung genommen, doch läßt sich immerhin folgendes mit Sicherheit darüber aussagen. Weidig warb mit rastlosem Eifer Theilnehmer unter den Bürgersöhnen in Oberhessen, namentlich in Butzbach und Friedberg, er vermittelte ferner die Verbindung zwischen den Gießener Studenten und den

Frankfurter Häuptern der Verschwörung, aber über die Kopfzahl der Verschworenen und ihre Mittel in anderen Ländern war er selbst im Unklaren, und glaubte Alles, was ihm Gärth und Rauschenplath in Frankfurt bona, stellenweise auch mala fide über die revolutionäre Stimmung der Würtemberg'schen Armee, geworbene Polenlegionen ꝛc. vorfabulirten. Selbst jeglicher Lüge abhold, ahnte der ehrliche Mann nicht, daß Andere in dieser „heiligen Sache" sich und ihn täuschen mochten. Erst in elfter Stunde, als der Tag der Revolution bereits festgestellt war, stiegen ihm Bedenken auf, er eilte am letzten März nach Frankfurt, gab gewissenhaft an, wie viel Mann und Waffen er selbst stellen könne, forderte aber auch gleiche Angaben über die übrigen Theilnehmer. Nun endlich gestanden ihm die Frankfurter ein, daß man weder auf Soldaten, noch auf Polen, sondern nur eben auf einige undisciplinirte Haufen rechnen könne. Weidig vernahm es entsetzt und bat und beschwor nun, den Plan einer Revolution aufzugeben oder doch zu vertagen. Es war vergeblich, in bitterem Groll und Schmerz kehrte er heim. Den Zuzug der Gießener Studenten konnte er nicht hindern, aber von seiner Butzbacher Schaar ging keiner nach Frankfurt. Dort nahmen die Dinge inzwischen ihren bekannten, traurigen Lauf, am Abend des 3. April begann, am selben Abend endete der Aufruhr. Er war dem Bundestag wenn auch nicht rechtzeitig genug durch einen Verräther angekündigt worden, aber auch ohnedies war das Unternehmen ein todtgeborenes. Nun begann die „Vergeltung", die hessischen Gerichte bekamen traurige Arbeit, und das Gefängniß zu Friedberg füllte sich bald mit Hochverräthern. Vorerst wurden die jungen, unvorsichtigen Gießener Studenten

(Gladbach, Schuler, Stamm, Groß u. A.) ergriffen und festgesetzt, dann einige besonders schwer compromittirte Männer, wie Apotheker Trapp aus Friedberg, Pfarrer Flick aus Petterweil u. s. w. Weidig hingegen blieb frei, ebenso seine Butzbacher Jünger. Diese auffällige Thatsache erklärt sich einerseits durch die Verschwiegenheit der Verhafteten, welche keinerlei comprimittirende Aussagen machten, andrerseits durch die Vorsicht Weidigs, welcher alle Waffen, Patronen, Papiere 2c. sorglich hatte wegschaffen lassen, so daß wiederholte Hausdurchsuchungen in Butzbach keinerlei Resultat ergaben. Da der Regierung bei dieser Sachlage jegliche Handhabe zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen den mißliebigen Mann fehlte, so ließ sie ihn polizeilich verhaften und inquiriren. Das war jedoch ein so eclatanter Verfassungsbruch, daß die Kammern auf die erste Kunde scharfen und feierlichen Protest gegen solche Willkühr erhoben. Herr du Thil mußte wohl oder übel nachgeben, Weidig wurde freigelassen. Aber er blieb unter polizeilicher Aufsicht, und auch sonst mußte er nun nothgedrungen die Hände in den Schooß legen. Denn jede Aussicht auf gewaltsame Erhebung war vernichtet; im Großherzogthum, wie im übrigen Deutschland, wuchs und erstarkte die Reaction von Tag zu Tage. Als die Regierung am 2. November 1833 auch die Kammern auflöste, wurde es still im Lande. Wohl zitterte die Erregung ohnmächtigen Grolls in den Gemüthern, aber selbst die Muthigsten mußten sich eingestehen, daß nun Schweigen und Dulden für lange Zeit hinaus ihr einzig Theil bleibe.

In diesem Zeitpunkte wandte sich Georg Büchner dem Rector von Butzbach und seiner Partei zu, diese Sachlage fand er vor. Wenn wir nun wieder die Frage nach

nicht auffassen können. Aber wer nun sein weiteres Leben verfolgt, wird zugeben müssen, daß sich diese gefährlichste Anwendung des Satzes „similia similibus“ an ihm geradezu heilkräftig erwiesen. Es waren unheimliche Geister, die er gerufen, aber sie machten seine Seele frei von dem unheimlichen Bann, der auf ihr gelastet. Wenn wir sein Eingreifen in jene politischen Strebungen ein verhängnißvolles genannt, so geschah es im Hinblick auf sein gesammtes Leben, welches hiedurch zerrissen und in regellose Bahnen getrieben wurde. Zunächst aber ward es ihm zum Segen. Wohl wurde Büchner auch als Pamphletist und Geheimbündler kein leidlich befriedigter oder gar glücklicher Mensch, wohl verließ ihn weder sein Scepticismus, noch seine düstere, fatalistische Auffassung alles Menschengeschicks, aber er begann wieder zu streben, er gewann ein Ziel, nach welchem er, seine Erschlaffung abschüttelnd, mit aller Kraft zu ringen vermochte!

Wie er dabei von Schritt zu Schritt erstarkte, wird uns eine Betrachtung seiner Thätigkeit vom November 1833 bis zum Juli 1835 lehren. Ehe wir jedoch an diese gehen, wollen wir hier vorgreifend zweier Ereignisse gedenken, welche in gleichem Sinne: klärend und befreiend, auf ihn wirkten. Es war dies die Verlautbarung seines Herzensbundes mit Minna Jaeglé und die glückliche Ueberwindung einer schweren Erkrankung.

Wer die merkwürdigen, in dieser Biographie bereits wiederholt erwähnten Briefe liest, welche Büchner vom Oktober 1833 bis zum März 1834 an Minna geschrieben, kann verfolgen, wie sich dem leidenschaftlichen Jüngling die Sehnsucht nach der Braut allmählig bis zur körperlichen

Qual steigerte. Muß man auch, wie oben angedeutet, Einiges der sentimentalen Sprache der Zeit, Anderes seinem trüben Gemüthszustand zuschreiben, es bleibt genug übrig, um uns begreifen zu lassen, daß er diese Last endlich um jeden Preis von seinem Herzen ablösen wollte: — „ich bin mir selbst schuldig," schreibt er, „einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen". Hierzu kam noch, daß ihn im Vorfrühling 1834 bedenkliche Nachrichten über das körperliche Befinden seines Mädchens erschreckten, endlich der Wunsch, für das heimliche Verlöbniß die Zustimmung der beiden Elternpaare zu erringen. Doch ging diesbezüglich die Anregung von Minna aus, sei es, daß sich ihre Empfindung gegen die Fortspinnung eines heimlichen Verhältnisses auflehnte, oder daß ihr zeitweilig um die Treue des fernen Geliebten bange werden wollte. Büchner fügte sich sofort, obwohl beide so jung waren, — er kaum Zwanzig vorbei, sie kaum Achtzehn — und die Aussicht auf Vermählung noch recht ferne lag: „Was kann ich sagen," schreibt er, „als daß ich Dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden". Die letztere Andeutung beweist, wie tief er sich bereits in jene revolutionären Bestrebungen verwickelt fühlte und schon damals jene Eventualität in Rechnung zog, die ein Jahr später wirklich eintrat: die Nothwendigkeit einer Flucht in's Ausland. Auch dieser Umstand konnte Büchners Qualitäten als Heirathscandidat nicht gerade erhöhen, gleichwohl wagte er, aus Zartgefühl, keinerlei Einrede und stellte nur zwei Bedingungen: daß er selbst seine Eltern hievon unterrichte und ferner — „Schweigen,

selbst bei den nächsten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatersgesicht ziehen.“ Ob ihm die letztere Bedingung zugehalten worden, wissen wir nicht, bezüglich der ersteren geschah ihm sein Wunsch. In den letzten Tagen des März 1834 reiste Büchner, ohne seine Familie vorher zu benachrichtigen, nach Straßburg und errang mühelos die Zustimmung der Eltern der Braut. Von hier aus schrieb er dann an seine Eltern und theilte den Erstaunten seine Verlobung als fait accompli mit. Auch sie weigerten ihre Einwilligung nicht, und Büchner kehrte in den ersten Apriltagen nach Darmstadt zurück, um da die Osterferien zuzubringen.

Hier, im elterlichen Hause, befiel ihn eine schwere Erkrankung, eine Hirnentzündung, vielleicht durch die Aufregungen der letzten Tage hervorgerufen, vielleicht auch das endliche Heraustreten jenes Krankheitsstoffs, welcher sich in diesem unseligen Winter in ihm angesammelt. Jedenfalls überwand er die Krankheit mit Leichtigkeit und wurde darauf gesünder, als zuvor. Schon als Reconvalescent nutzte er seine Muße in eigenthümlicher Weise: er gründete unter seinen Darmstädter Freunden eine geheime Gesellschaft, nach dem Muster jener, welche er kurz vorher in Gießen organisirt. Dies lenkt uns zu seiner politischen Thätigkeit zurück.

. . . Unter den wenigen Menschen, mit denen Georg Büchner schon während der ersten Zeit seines Gießener Aufenthalts verkehrte, war auch ein curioser und abenteuerlicher Geselle, August Becker mit Namen, seines Zeichens Student der Theologie. Diese letztere Bezeichnung bezieht sich jedoch nur auf den zufälligen und rein äußerlichen Um-

stand, daß er in die Matrikeln der evangelisch-theologischen Facultät zu Gießen inscribirt war, im Uebrigen hat die Sonne schwerlich vorher oder nachher irgend einen Menschen beschienen, der so wenig der gebräuchlichen Vorstellung von einem Jünger der Gottesgelahrheit entsprach, als dieses seltsame Individuum. Ohne Rock, am Oberkörper nur mit einem verwaschenen russischen Hemde bekleidet, auf den langen, wirren, fuchsrothen Locken ein kleines, schwarzes Sammtbarett balancirend, in der Hand stets einen armsdicken Prügel — so stolzirte der „rothe Becker" umher — ein mächtiger braunrother Bart, der die ganze Brust bedeckte und ein Paar wuchtige, aber unglaublich zerrissene Kanonenstiefel vervollständigten einen Aufzug, der weit eher in ein Costümbuch zu Schillers Räubern, als in die Gassen der stillen, ehrsamen Stadt Gießen paßte. In diesen Gassen umherzugehen und sich anstaunen zu lassen, war seine Hauptbeschäftigung; daneben besuchte er Wirthshäuser, wenn ihn Bekannte einluden und die Zeche zahlten, im Colleg aber war er keinesfalls zu gewahren, nie und nimmer. Was Büchner zuerst zu diesem eigenthümlichen Theologen hinzog, war sicherlich nur die Neugierde; jeder Student, der nach Gießen kam, suchte die Bekanntschaft des „rothen Becker" zu machen, wenn auch nur deßhalb, um später über ihn lachen zu können. Das that aber Büchner nicht, weil er bald an seinem neuen Bekannten seltene Eigenschaften gewahrte. Der junge, verwilderte Riese hatte sich in all seiner Verkommenheit einen eigenthümlichen Stolz bewahrt; er bat und bettelte nie, er wies jedes Geldgeschenk zurück, er nahm nie an einer Mahlzeit oder Kneiperei Theil, außer wenn er ausdrücklich dazu eingeladen wurde und erwies auch die Ehre, für ihn zahlen

zu dürfen, nicht Jedem, sondern nur Jenen, die ihm zu Gesichte standen. Lieber hungerte er, und da es sich oft fügte, daß die Freunde seiner vergaßen, so hungerte er oft drei, vier Tage lang, ohne eine Miene zu verziehen, ohne durch ein Wort der Klage das Mitleid auf sich zu lenken. Das zeugte immerhin von Charakter und noch mehr ward Büchner überrascht und gefesselt, als er erkannte, daß dieser mißachtete Tagedieb nicht blos ein hochbegabter, sondern im Grunde auch ein hochgebildeter Mensch sei. Becker hatte nichts ernstlich betrieben, aber ganz erstaunlich viel gelesen und besaß so, von einem seltenen Gedächtniß unterstützt, fast in jedem Gebiet des Wissens ausreichende, in Geschichte und Literatur ausgezeichnete Kenntnisse — nur sein „Studium", die Theologie, war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Freilich mußte man ihm schon näher gekommen sein, um dies zu gewahren, im gewöhnlichen Verkehr gab er sich geflissentlich als roh und unwissend, suchte jedes edlere Gespräch durch einen schalen Witz abzuschneiden und war überhaupt ängstlich bemüht, Anderen den Eindruck eines völlig verkommenen, cynischen und bornirten Menschen zu machen. Büchner's psychologischer Scharfblick erkannte bald, daß ihm hier ein eigenthümliches Seelenräthsel entgegentrete, und was er zu dessen Lösung erfuhr, war geeignet, seine Sympathien zu erwecken. August Becker hatte, obwohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, bereits eine Last von Schmerzen und Demüthigungen ertragen, wie sie sich auf wenige Menschen während eines langen Lebens häuft. Der ängstlich gehütete Sohn einer frommen Pfarrersfamilie, hatte er nach dem Tode des Vaters in zartem Alter den Kampf mit dem Leben aufnehmen müssen. Jeder kärgliche Bissen,

den ihm lieblose Verwandte reichten, war von Vorwürfen begleitet, daß er ihnen eine Last sei, jede Gabe, die er über ihren Befehl von frommen Gönnern einsammeln mußte, wurde mit der Mahnung gewürzt, daß er sich dieser Gnade durch Hingabe an seinen künftigen frommen Beruf erst werde würdig machen müssen — kein Wunder, daß ihm dieser Beruf früh verleidet wurde! Jede Knabenlust ward ihm vergällt, jedes heitere Lachen verübelt — ein „Bettelstudent" habe kein Recht, fröhlich zu sein. Und doch betrug diese Unterstützung täglich *sieben* Kreuzer und mußte täglich abgeholt werden! Ein überaus empfindliches Ehrgefühl ließ ihn die Bitterkeit dieser Lage noch peinlicher empfinden, als sie ohnehin war; schon damals gewöhnte er sich daran, lieber einen Tag zu hungern, als die Gabe abzuholen. Seine Versuche, sich durch Privatunterricht kleiner Kinder einiges Geld zu erwerben, mißglückten; dem ärmlich gekleideten, scheuen, häßlichen und noch obendrein rothhaarigen Jungen mochte selbst ein Handwerker seine Kinder nicht anvertrauen. Dieses unverdiente Mißtrauen weckte seinen Trotz, bald wollte er als das gelten, wofür man ihn hielt, einen trägen, mißrathenen Menschen. Nachdem er das Gymnasium beendet, hörte jegliche Unterstützung auf; er ließ sich als Theologe inscribiren, weil er die täglichen sieben Kreuzer nur unter dieser Bedingung erhalten, zum Studium hielt er sich nicht verpflichtet. Daß er oft und vergeblich Arbeit und Erwerb gesucht, hehlte er Jedermann, er *wolle* nicht arbeiten! So war dieser cynisch-freche, jämmerlich aufgeputzte Tagedieb im Herzen ein zerknirschter, von peinlichster Selbstqual gefolterter Mensch. Nachdem *Büchner* dies erkannt, ward sein leidenschaftliches Mitleid auch für diesen Unglücklichen lebendig,

und er setzte seine ganze Energie und Ueberlegenheit daran, ihn zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuheben. Vielleicht wäre dies auch bei längerer Einflußnahme gelungen, so aber sank Becker, nachdem Büchner Gießen verlassen, rasch wieder in sein früheres Treiben zurück und hat sich sein Leben lang nicht wieder daraus emporkämpfen können — er ist nach einer Reihe seltsamster Schicksalsfügungen, wie sie kein Romanschreiber interessanter ersinnen könnte, 1871 als Penny-a-liner zu Cincinnati gestorben. Doch interessirt uns dieser merkwürdige Mensch hier nur in seinen Beziehungen zu Georg Büchner und als intimer Freund desselben. Denn auf diese Bezeichnung konnte August Becker schon nach kurzem Verkehre Anspruch machen. Es war ein eigenthümliches Verhältniß; Büchner zog Becker an sich heran, weil er Mitleid mit ihm hatte, weil ihn der geistvolle, wenn auch cynisch-wirre Mensch interessirte, und endlich gewiß nicht zum geringsten Theil deßhalb, weil ihm der Verkehr mit diesem armen Sonderling gerade in seiner damaligen Gemüthsstimmung zusagte. Becker hingegen fühlte sich durch diese Güte eines genialen, allgemein respectirten Jünglings so gehoben und dankbar verpflichtet, daß er ihm mit blindester, rückhaltloser Treue anhing. Was Büchner sprach, prägte er sich ein, wie ein Evangelium (vgl. S. 409 ff), und in der drangvollsten Zeit seines Lebens hat er mit Stolz darauf hingewiesen, daß ihm Büchner schon damals seine Beziehung zu Minna Jaeglé mitgetheilt, als diese noch für die ganze übrige Welt ein Geheimniß war (S. 418). Was Wunder, daß Becker sich verpflichtet fühlte, dem Freunde nun auch sein großes Geheimniß mitzutheilen: er sei Mitglied einer Verschwörung und stehe sogar in innigem Verkehr

mit deren Häuptern! So seltsam und abenteuerlich dies klang, so war es doch buchstäblich wahr: Becker war seit zwei Jahren in alle Bestrebungen der revolutionären Partei in Süddeutschland eingeweiht und diente ihr nach Kräften, namentlich als Courier. Wer Weidig als General dieser Armee auffaßte, mußte Becker als dessen Adjutanten gelten lassen. Der Theologe im Räuber-Costüm gab sich, so oft man es heischte, zur Beförderung schriftlicher Berichte, Flugschriften, Waffen 2c. her, für welche sich sonst schwerlich ein Bote bereit gefunden hätte. „An mir geht schlimmsten Falls nichts verloren", pflegte er mit Galgenhumor zu sagen.

So war der „rothe Becker" der erste Mensch, durch welchen Büchner nicht blos gerüchtweise, sondern als Gewißheit erfuhr, daß rings um ihn her das Feuer noch unter der Asche glühe, daß die revolutionäre Partei, wenn gleich decimirt und fast hoffnungslos, noch immer ihre Netze spinne. Und ebenso war es Becker, welcher die persönliche Bekanntschaft zwischen Büchner und Weidig anbahnte. Doch traf er damit anfangs bei Büchner auf Widerstand, und dieser entschloß sich erst dann zu einem Besuche im Hause des Führers, nachdem er bereits den festen Entschluß gefaßt, an den Bestrebungen der Partei theilzunehmen. Es geschah dies um Neujahr 1834, und von da ab wurde Büchner ein häufiger Gast im Rectorhause zu Butzbach. Hier hat er seine Thätigkeit begonnen, anfangs Weidigs Ideen unterstützend, später diesen zur Ausführung seiner eigenen Ideen bewegend. Anfangs fügte sich Büchner, später Weidig, überzeugt haben sie einander selten oder nie. Denn zwischen Beiden waltete ein greller Contrast, und so wird hier ein

Blick auf Charakter und Ueberzeugungen Weidigs unumgänglich sein.

„Sein Leben, wie sein Tod waren gleichermaßen ein Opfer für das Vaterland“ — so hat ein hervorragender Geschichtsschreiber über Weidig geurtheilt und damit scharf den Hauptzug dieses Charakters hervorgehoben: die völlige Aufopferung aller persönlichen Interessen für eine große Idee. Um ein Beispiel ähnlicher grenzenloser, fast unheimlicher Selbstlosigkeit aufzufinden, müßte man weit zurückgreifen, in die Tage des Solon oder Aristides. Aber diese wuchsen in der freien Luft eines starken Gemeinwesens empor, geläutert und erzogen durch ein gewaltiges Pflichtgefühl Aller — Weidig hingegen in einem verrotteten Kleinstaat, als Sohn eines uneinigen, unpolitischen Volkes. Und doch opferte er nicht blos sein Vermögen, nicht blos sein Leben, sondern auch Glück und Gedeihen seiner Familie und seiner Schüler dem einen Ziel: dem Heil seines Volkes. Rechnet man hinzu, daß sein Verstand ebenso scharf war, als sein Herz zartfühlend und rücksichtsvoll, so begreift man, wie das Seelenleben dieses Mannes Freunden und Feinden ein Räthsel war, wie sich die buntesten Urtheile über ihn kreuzen und sein Bild verwirren. Dem Einen ist er ein „Verführer der Jugend“, dem Anderen der „politische Luther der Deutschen“, der Dritte meint, seine religiöse Schwärmerei habe ihn zum Revolutionär gemacht, der Vierte, er sei wohl im Herzen ungläubig gewesen, weil er mit der atheistischen Revolution gemeinsame Sache machte. Vielleicht ist die schlichteste Erklärung die beste: Weidig's religiöse Begeisterung war so echt, wie die politische, beide wuchsen in seinem Herzen unlöslich zusammen, beide vereint gaben ihm die Kraft seiner

unerhörten Selbstlosigkeit. Auch bei Sand war es ja nicht anders, und dieselbe Grundrichtung haben Beide aus denselben Einflüßen empfangen, aus der schwärmerischen, gotttrunkenen und hochpatriotischen Stimmung der deutschen Jugend um die Zeit der Befreiungskriege. Wohl war Weidig um jene Zeit (seit 1812) bereits Conrector zu Butzbach, aber er war nicht blos ein persönlicher Freund der Brüder Follen, sondern auch begeisterter Anhänger der Gesinnungen der ersten deutschen Burschenschaft. Er war's, der jene „deutsche Gesellschaft“ gründete, deren S. LXXV Erwähnung geschehen; sie wurde zersprengt, aber er fuhr fort, nach deren Grundsätzen zu leben und zu wirken. In seinem Lebenswandel ein Muster aller männlichen Tugenden, wie selbst seine erbittertsten Gegner zugestehen; von unsäglicher Herzensmilde und dabei doch voll rastloser Thatkraft, setzte er seine ganze Kraft darein, nicht blos die ihm anvertraute Jugend, sondern Jeden, auf den er Einfluß gewann, zu „ächter Teutschheit“ zu erziehen. Darunter aber verstand er nicht blos Sittenstrenge und Frömmigkeit, sondern auch bedingungslose Hingabe an das Vaterland. Selten sprach er von Religion, ohne auch in die Politik hinüberzulenken, und nie von Politik, ohne seine Ueberzeugung durch Bibelstellen zu erhärten. Wenn er von der Freiheit Deutschlands sprach, so citirte er gern den Satz des Evangeliums: „Werdet nicht der Menschen Knechte, denn ihr seid theuer erkauft!“ und bezüglich der Einheit pflegte er auszurufen: „Wir sind nach den Gesetzen der Natur und somit Gottes e i n Volk, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen!“ Diesen letzteren Spruch bezeichnete er selbst als den Grundstein seiner Ueberzeugung, höher als die Freiheitsfrage stand

ihm jene der Einheit. Auch darin erwies er sich als „Teutscher von 1816", wie in vielen anderen Stücken; sein Lieblingsdichter war Klopstock, wogegen er Goethe grimmig haßte; die französische Revolution war ihm ein Gräuel, weil sie die Vernunft als Göttin proclamirt, und der Gedanke einer Emancipation der Juden schien ihm sündhaft, weil Gott dieses Volk verstoßen. Während seine meisten Gesinnungsgenossen allmählig von jenen christlich-germanischen Principien abkamen und entweder zahme Staatsbürger wurden oder moderne Freiheitsideen acceptirten, blieb Weidig, auf das kleine Butzbach und den Verkehr mit Leuten, die er völlig beeinflußte, angewiesen, denselben unwandelbar treu. Daraus erklärt es sich auch, daß er keineswegs für eine deutsche Republik schwärmte, auch keineswegs ein Freund der Franzosen war — sein Traum war die Aufrichtung eines mächtigen Erbkaiserthums, welches Deutschland in seinen alten Grenzen (Lothringen und Burgund einbegriffen) aufrichten und, nach Italien hinübergreifend, der „Hydra des Papstthums" das Haupt zertreten sollte! Aber weil er mit allen Liberalen und Demokraten das nächste Ziel: die Aenderung der gegenwärtigen Zustände, gemeinsam hatte, so wußte er sich auch, von einer seltenen Menschenkenntniß und einer ungemeinen persönlichen Liebenswürdigkeit unterstützt, mit Allen zu vertragen. Was gegen den Bundestag und die Kleinstaaterei ging, konnte auf seine Hilfe zählen: darum unterstützte er Gärth und Rauschenplath bei ihren Vorbereitungen zum Frankfurter Putsch, darum opferte er sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen zur Unterstützung der liberalen Presse, darum ließ er, der Mann der Revolution, sich die Mühe nicht verdrießen, bei einer Gemeinde-

wahl in Oberhessen unermüdlich zu agitiren, auch für den zahmsten Liberalen, sofern diesem etwa ein Regierungscandidat gegenüber stand. Aber andrerseits hielt er auch bei aller Elasticität eisern an seinen Principien fest, nicht blos, was die Endziele betrifft, sondern auch, so weit ihm die Kraft reichte, in der Auswahl der Mittel.

So fragmentarisch diese Charakteristik des merkwürdigen Mannes sein mag — sie läßt doch sofort erkennen, daß zwischen ihm und Georg Büchner ein unversönlicher Widerstreit des Wesens und der Ueberzeugungen waltete. Wenn August Becker drei Jahre später vor dem hessischen Kriminalgericht (seine Aussagen finden sich S. 409—418 zur Begründung und näheren Ausführung unserer Darstellung abgedruckt) ganz nebenbei meinte, daß Beide in Manchem übereingestimmt, so ist er die nähere Detaillirung schuldig geblieben; was er anführt, sind nur Gegensätze. Wie hätte dies auch anders sein können?! Weidig, der fromme, gottbegeisterte Jugendbildner und Büchner, der atheistische Naturforscher, Weidig, der fanatische Anhänger der mittelalterlichen Erbkaiseridee und Büchner, der radikale Republikaner, Weidig, der Mann der christlich-germanischen Schwärmerei und Büchner, der klare, entschiedene, von modernsten Ideen durchtränkte Jüngling — lag nicht schon in Beider Wesen der Grund zu baldiger Entzweiung?! Gleichwohl hören wir nur von vorübergehenden Conflicten (vgl. S. 417), im Wesentlichen und nach Außen hin wirkten Beide einträchtig zusammen. Was sie einte, war sicherlich die schlimme Lage der Partei und die richtige Einsicht, daß ihnen mindestens das nächste Stück Wegs gemeinsam sei, daneben aber auch der vermittelnde Einfluß einer edlen Frau,

der Gattin Weidig's. So schlecht sich, schrieb Becker 1839 an Gutzkow, Büchner mit Weidig vertragen, so entzückt sei er von dessen Frau gewesen, einem überaus herrlichen Geschöpf. „Er verlor sein natürliches Umgestüm, wenn sie dazu kam, und ward zahm, wie ein Hirsch, wenn er Musik hört." Trotzdem bedurfte es stets der vollen Willenskraft Beider, um vereint zu bleiben, denn ein Zusammenwirken war nur dann möglich, wenn der Eine dem Anderen ein Opfer seiner Ueberzeugungen brachte. Es ist bereits erwähnt, daß anfangs Weidig, später Büchner der prävalirende Theil war, und wir haben nun die Art ihres Vorgehens näher zu beleuchten.

Bei der trostlosen Lage der Partei, welche sich wahrlich nicht um Vieles besserte, als im März 1834 die Meisten der in Friedberg Eingekerkerten wegen Mangels an Beweisen freigelassen wurden, konnte man über die nächste Aufgabe nicht im Zweifel sein. An ein erneutes Losschlagen war nicht zu denken, es galt für Jahre hinaus nur, die Gesinnungsgenossen fester zusammenzuschließen und ihre Zahl zu vermehren. Das Erstere mußte durch irgend eine äußere Organisation, das Letztere durch persönlichen Einfluß und Verbreitung von Flugschriften angestrebt werden. So weit waren auch Büchner und Weidig einig, nicht aber über die Ausführung: die Form jener engeren Organisation, den Inhalt der zu verbreitenden Flugschriften. Beide wollten das Beste, aber Jeder aus seinem Wesen heraus und so wollten Beide Verschiedenes.

Daß der bisherige Zusammenhang der Partei ein lockerer und ungenügender gewesen, war unbestreitbar. Alles war dem „Eifer der Einzelnen", d. h. dem Zufall überlassen,

und man glaubte schon sehr planmäßig gehandelt zu haben, wenn man in jedem größeren Orte einen leidlich angesehenen Mann gewann, der als Agent diente. Diesem Manne fiel dann die Werbung neuer Genossen, die Erhebung der Partei-Steuern zu, wie andernseits im Falle des Bedarfs an ihn Waffen oder Gelder gesendet wurden. So war die erste Vorbedingung dieser primitiven Organisation ein kindliches Vertrauen in die selbstlose Biederkeit ihrer Mitglieder, während doch jede Partei des Umsturzes erfahrungsmäßig auf den Anschluß anrüchiger, gescheiterter und verzweifelter Existenzen gefaßt sein muß. Aber auch hievon abgesehen, erfüllte sie ihre Zwecke schlecht oder gar nicht. Selbst die Häupter waren über die Stärke der Partei nie verläßlich unterrichtet, noch minder über ihre Stimmung, denn die Agenten warben an verschiedenen Orten Leute sehr verschiedener Art und bearbeiteten sie in jenem Sinne, der ihnen persönlich zunächst genehm war. So kam es auch, daß nur die nächsten Parteigenossen einander kannten und völlig übereinstimmten, daß ferner im Falle der Noth die ausgegebene Parole nur langsam verbreitet werden konnte und der Gefahr verschiedener Auslegung ausgesetzt war! Noch schlimmer stand es um die Organisation nach Oben, um die Fühlung, in welcher die hessischen Demokraten mit der übrigen Partei in Süddeutschland stand. Nur ganz im Allgemeinen waren sie davon unterrichtet, daß sich das Netz ähnlicher Verbindungen auch über Kurhessen, Baden, Nassau und Württemberg erstreckte; über Anzahl und Macht dieser Parteigenossen cursirten nur unverbürgte Gerüchte, welche dieselbe bald abenteuerlich stark ausmalten, bald als ganz bedeutungslos hinstellten. Wohl waren in Frankfurt mehrere radicale Advocaten, Lehrer

und Bürger zu einem Verein „Männerbund" genannt, zusammengetreten, welcher dazu bestimmt war, den revolutionären Bestrebungen in Süddeutschland als Centrum zu dienen und dieselben zugleich in Fühlung mit den gleichen Bestrebungen in Frankreich und der Schweiz zu bringen, aber der Einfluß dieses Vereins hatte sich bisher wenig fühlbar gemacht, nur in einigen Weisungen, denen man nach den localen Verhältnissen unmöglich nachkommen konnte. Kurz, es fehlte gleichermaßen an einer einheitlichen Führung, wie an einem Zusammenschluß der Einzelnen, und so wird man es begreiflich finden, wie Büchner sofort die Frage der Organisation als die wichtigste erkannte und mit aller Energie auf Abhilfe drang. Zunächst, betonte er, bedürfe es der Arbeit im eigenen Lande, denn wie wichtig auch die Organisation nach oben sei, so vermöge doch die hessische Partei eine solche nicht aus eigener Kraft zu schaffen und müsse nur ihr Theil dazu beitragen, den „Männerbund" zum factischen Mittelpunkt zu erheben. Nach unten jedoch gebe es keine Entschuldigung, keinen Vorwand für längere Säumniß und Halbheit, denn eine ernste Wirksamkeit sei überhaupt erst dann möglich, wenn man die Kräfte der Partei genau kenne und über sie zu verfügen vermöge, wie über einen wohlgeordneten Mechanismus. Als Grundlage der Organisation beantragte er daher die Schaffung von Ortsvereinen mit gleichem Statut, Namen und Wirkungskreis. Ueberall da, schlug er vor, wo mindestens drei verläßliche Parteigenossen wohnen, treten sie zu einem geheimen Verein, „Gesellschaft der Menschenrechte" genannt, zusammen, welcher den Zweck hat, erstens die Mitglieder in der Treue für die Prinzipien der Partei zu bestärken und ihnen Ge-

legenheit zu heimlicher Waffenübung zu gewähren, zweitens, neue Mitglieder zu werben, drittens, alle Befehle der Parteileitung, mögen sie nun Vertheilung von Flugschriften oder Beisteuer an Geld oder endlich als letztes Ziel die Revolution betreffen, pünktlich auszuführen. Die Parteileitung besteht aus zuverlässigen Männern, welche in einer größeren Stadt des Landes ihren Sitz haben, unter zeitweiliger Beiziehung von Deputirten der einzelnen Vereine, und hat die doppelte Aufgabe, einerseits alle auf das eigene Land bezüglichen Anordnungen zu treffen, andrerseits mit dem „Männerbund" zu communiciren. Als Statut endlich schlug Büchner einen kurzen, bündigen Satz vor, welcher jedes Mitglied und jeden Verein für die Revolution und als deren Endziel für die Republik verpflichtete. Wie immer man diesen Plan beurtheilen mag, die energische Thatkraft seines Schöpfers leuchtet überall hervor, und mit derselben Energie setzte sich Büchner für die Annahme ein. Aber er fand vielfachen Widerstand, den entschiedensten von Weidig. Die bisherige Organisation, meinte dieser, zeige allerdings in der Praxis große Mängel, welche sich indeß durch sorgliche Wahl der Agenten, durch häufige Rundreisen der Führer beheben ließen, an dem Prinzip aber müsse man festhalten, weil es einen unschätzbaren Vortheil biete: möglichst geringe Gefahr der Entdeckung. Je mehr Vereine und Formen, desto stärker die Eventualität, der Polizei verrathen zu werden. Auch sei Büchner's Plan deßhalb verwerflich, weil er die Partei der Mithülfe vieler wackerer, allerdings nicht radical, sondern constitutionell gesinnter Männer beraube, welche sich bisher durch Geldspenden und Verbreitung der Flugschriften hilfreich erwiesen, nun aber, wenn man ihnen den Eintritt in eine

geheime Gesellschaft zumuthe, sicherlich befremdet zurücktreten würden. Darauf wandte Büchner mit einiger Berechtigung ein: er vermöge nicht einzusehen, warum bei Vereinen, welche ihre Mitglieder auf das Statut vereideten, größere Gefahr der Entdeckung walte, als bei einem formlosen Zusammenwirken verschiedener Charaktere, daß ja ferner sein Plan gerade darauf ausgehe, die unbedingt Verläßlichen von den „Halben, Lahmen und Zahmen" zu scheiden. Wolle man aber auch ferner die Hilfe der „Constitutionellen", von der er allerdings nicht viel halte, in Anspruch nehmen, so könne dies ja in der bisherigen Weise geschehen, auch wenn die Radikalen vereint zusammenständen! Doch erwiesen sich diese Gründe ebenso vergeblich, als die Entrüstung, in welche Büchner nun gerieth — Weidig *konnte* nicht nachgeben, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er selbst keineswegs für die Republik war, also auch — er, der Führer! — das gemeinsame Statut nicht hätte beeiden können! Doch verschwieg er dies persönliche Motiv und schützte nur immer seine praktische Erfahrung vor. Das mochte Büchner durchschaut haben, es kam zu peinlichen Erörterungen, und ein gänzlicher Bruch blieb nur mit Mühe vermieden. Doch gab *Büchner* seinen Kampf nicht auf, gestählt durch die Zustimmung, welche sein Plan bei den meisten anderen Parteigenossen fand. Endlich konnte sich auch *Weidig* der herrschenden Strömmug nicht länger entgegensetzen und es kam zu einem Compromiß: er könne, erklärte er, die Nützlichkeit solcher geheimen Gesellschaften nicht einsehen und werde sich daher jedes Zuthuns enthalten — welle aber Büchner die Sache versuchen, so werde er nicht entgegenwirken. Nun ging dieser rasch an's Werk und gründete binnen wenigen

Wochen zwei Gesellschaften nach seinem Plane. Zunächst freilich mußte er eine sonderbare Erfahrung machen. Er war theils durch Becker's und Weidig's Vermittelung, theils durch seine Beziehungen vom Darmstädter Gymnasium her, in näheren Verkehr mit Mitgliedern einer Burschenschaft getreten, welche kurz vorher, in Ausführung der Stuttgarter Burschenschaftsbeschlüsse vom Dezember 1832 organisirt, bis auf kleine Aeußerlichkeiten recht wohl als revolutionärer Clubb jener Art gelten konnte, wie sie Büchner zu gründen gedachte. Darum schlug dieser den Mitgliedern vor, die Burschenschaft in eine „Gesellschaft" umzuwandeln, sein Statut zu acceptiren und auch Nichtstudenten den Eintritt zu gestatten. Bezüglich der beiden ersten Punkte traf er auf keinen, bezüglich des letzten auf unbesiegbaren Widerstand, an dem auch das Project scheiterte. Dieselben Jünglinge, welche für radicalste Gleichberechtigung, ja für eine communistische Republik schwärmten, wiesen wie eine Schmach die Zumuthung zurück, mit ehrlichen Handwerksleuten an einem Tische zu berathen! Büchner's Denkweise in diesem Punkte haben wir bereits früher (S. LXIX) kennen gelernt; er handelte darnach, indem er den ihm angebotenen Eintritt in die Burschenschaft schroff ablehnte und in Gießen eine „Gesellschaft" gründete, welche sich aus Studenten und Bürgern recrutirte. Es geschah dies im März 1834. Ihre Zahl stieg schon in den nächsten Wochen auf etwa zwanzig Mitglieder, von denen hier neben Büchner und Becker noch die Studenten Gustav Clemm, Hermann Trapp, Karl Minnigerode, Ludwig Becker, F. J. Schütz, die Küfermeister G. M. Faber und David Schneider genannt sein mögen. Im nächsten Monat gründete er dann, wie bereits erwähnt, eine ähnliche

„Gesellschaft der Menschenrechte“ in seiner Heimathsstadt. Die Mitglieder waren meist junge Darmstädter Bürgerssöhne, darunter Nievergelter, der später als Wirth in Amerika lebte, Kahlert, der 1848 in Texas starb, Koch, der als Opfer der Reaction im Darmstädter Gefängniß endete u. m. A. Beide Gesellschaften blühten kräftig auf, und es war nur ein äußerlicher, zwingender Grund, welcher Büchner verhinderte, auch anderwärts solche Vereine zu gründen. Doch hievon später!

Wie bezüglich der Organisation der Partei, so äußerte sich auch der Gegensatz zwischen Weidig und Büchner bezüglich der Agitations-Mittel. Daß man durch Flugschriften neue Anhänger suchen müsse, stand Beiden fest, aber in welchen Schichten der Bevölkerung? — schon diese Frage mußte ihren prinzipiellen Widerstreit erwecken. Weidig hatte bereits im October, November und December 1833 je ein Flugblatt „Leuchter und Beleuchter für Hessen oder der Hessen Nothwehr“ herausgegeben, welche, insgesammt vom constitutionellen Standpunkte, aber in besonders scharfem Tone geschrieben, die reactionären Maßregeln des Bundestags und der Großherzoglichen Regierung bekämpften, ferner einzelne Beamte, welche ihren Verfassungs-Eid gebrochen, an den Pranger stellten, endlich das Volk mahnten, der Kammer-Opposition in ihrem Kampfe für die Verfassung treu zur Seite zu stehen. In derselben Richtung, nur in gesteigertem Tone fuhr Weidig fort, als er in einem vierten Blatte des „Leuchters &c.“ (im Januar 1834) die verfassungswidrige Auflösung des Landtags von 1833 bekämpfte — dieselbe Richtung empfahl er auch fernerhin einzuhalten. Wohl stehe er selbst, erklärte er, keineswegs mehr auf diesem Stand-

punkte, wohl scheine ihm, für seine Person, die Kammer-Opposition nicht sehr verehrungswürdig, wohl komme ihm sogar die Auflösung des Landtags sehr gelegen, weil sie die Erbitterung der Gemüther erhöhe, dennoch sei der Standpunkt der constitutionellen Partei für die Flugschriften der einzig mögliche, weil nur diese politische Schriften lese, weil man nur aus ihren Reihen Verstärkung für die demokratisch-revolutionäre Partei erhoffen dürfe. Denn das eigentliche Volk, der Bauern- und Arbeiterstand, lese außer der Bibel keine Zeile und kümmere sich auch gar nicht um die öffentlichen Angelegenheiten. Das Letztere mußte Büchner zugeben, aber er zog andere Folgerungen daraus. Wir wissen, meinte er, daß sich durch Kammer-Debatten unser Ziel, die deutsche Republik nie und nimmer erreichen läßt, das einzige Mittel hiezu ist die Revolution. Daß wir die Constitutionellen jemals hiefür gewinnen könnten, ist ein thörichter Traum; liberale Edelleute, wie Heinrich von Gagern und reiche Bürger, wie E. E. Hoffmann, sind höchstens für gemäßigten Fortschritt, nie und nimmer für eine radicale Umwälzung, weil diese, wie sie befürchten, auch ihre eigenen Titel und Besitzthümer hinwegfegen könnte. Angenommen aber, daß das Unmögliche möglich, daß die Liberalen Revolutionäre würden — was wäre damit erreicht? Nichts, gar nichts! Die Frage der Revolution ist eine Machtfrage; wenn wir den Bajonetten der Fürsten nicht eine überlegene Gewalt entgegenstellen können, so müssen wir trotz aller Heiligkeit und Gerechtigkeit unserer Principien kläglich unterliegen. Es gilt also, eine Armee der Freiheit zu recrutiren, und dies kann einzig durch Herbeiziehung der großen Massen geschehen. Es ist allerdings richtig, daß sie sich bisher für politische

Fragen und Flugschriften wenig interessirt, aber der Grund hiefür ist leicht zu finden. Was soll dem Arbeiter, der kein Wahlrecht hat, die Aufforderung nur Liberale zu wählen, was dem Bauer, der unter dem Druck der Noth erliegt und weder Zeit, noch Geld, noch Verständniß für Zeitungen hat, die Einladung zum Eintritt in den Preßverein?! Steigt zu diesen armen Leuten herab, redet zu ihnen in ihrer Sprache, von ihren Interessen, und sie werden Euch verstehen! Diese Interessen sind die materiellen: der Druck der Geld- und Blutsteuer, die Noth, die Rechtlosigkeit! Sprecht dem Bauer nicht von der Verfassung — sie hat für ihn keinen Werth! — nicht von Preßfreiheit — er versteht sie nicht! — sprecht ihm von seinem Elend, welches ihn vor vier Jahren zur Sense und Keule greifen ließ, und er wird Euch folgen und sich wieder gegen seinen Dränger erheben, aber dießmal siegreich, weil mit Waffen ausgerüstet und vernünftig geführt! . . . Dies in möglichster Kürze und logisch geordnet Büchner's Gedankengang; in breiterer Ausführung, zum Theil mit Büchner's eigenen Worten, findet er sich in den Geständnissen Becker's vor dem hessischen Gericht, welche der Anhang bringt. Wer sie im Zusammenhang mit dem Vorstehenden liest, wird sofort erkennen, daß Büchner da nicht blos ein neues Programm für die Flugschriften in Hessen entwickelte, sondern für die gesammte demokratische Bewegung in Deutschland. Dieselbe hatte sich bis dahin in politischen Theorien bewegt, Büchner mahnte sie an die materiellen Interessen und predigte den Bund der politischen mit der socialen Revolution. Das war ein völlig neuer, unerhört kühner Gedanke von größter Tragweite — kein Wunder, daß er zuerst Alle verblüffte,

dann die jüngeren Parteigenossen zu begeisterter Zustimmung hinriß, den älteren aber große Bedenken und dem bisherigen Führer, Weidig, sogar Abscheu einflößte. Das war ja der leibhaftige Jakobinismus, den er so ängstlich haßte — was sollte, wenn solche Prinzipien durchdrangen, aus seinem Traum von einem Protestantischen Kaiserthum werden?! So widersetzte er sich denn auf's Aeußerste, viel heftiger und energischer, als in der Organisations-Frage, aber es ist ein schlagender Beweis für den überwiegenden Einfluß, den sich Büchner binnen kurzer Zeit zu erringen gewußt, daß Weidig auch in dieser wichtigeren Frage nachgeben und noch ganz anders nachgeben mußte, wie früher! Wieder kam es zu einem Compromiß: Weidig sollte in seinen Flugschriften auch fernerhin auf die Constitutionellen zu wirken suchen, Büchner hingegen in den seinigen auf die große Masse; aber diesmal verpflichteten sich Beide zu gegenseitiger Unterstützung bezüglich Druck und Verbreitung. In Ausführung dieser Vereinbarung ließ Weidig noch ein fünftes Blatt des „Leuchters" erscheinen, ferner einige Aufrufe an die hessischen Wahlmänner, an die hessischen Stände u. s. w., Büchner hingegen eine einzige Flugschrift, für welche er den von Weidig vorgeschlagenen Titel „der Hessische Landbote" acceptirte.

Dieses merkwürdige Pamphlet, auf welches man nicht allzu hyperbolisch das Wort Lessings über Leisewitz und sein Drama: „Eines — aber ein Löwe!" anwenden könnte, findet sich in der vorliegenden Ausgabe zum ersten Male den Werken Büchner's vollinhaltlich eingefügt, und was zur Textrecension, sowie zur Erläuterung einzelner Stellen zu sagen war, haben wir S. 282 ff. zusammengetragen. Hier aber wird uns die Pflicht, die Details seiner Entstehung zu

verzeichnen, ferner seinen Werth für diese Biographie als Quelle zur Erkenntniß von Büchner's Charakter und Gesinnung festzustellen, endlich zu prüfen, welche literarische und insbesondere welche historische Bedeutung ihm zuzuschreiben ist. Schon der Umstand, daß zwar jedes Geschichtswerk über jene Zeit den „Hessischen Landboten" eingehend, aber keines völlig wahrheitsgetreu behandelt, wird diese Ausführlichkeit rechtfertigen.

Die Flugschrift entstand, wie aus Nöllner's Actenwerke hervorgeht, Ende März 1834, also nach Begründung der Gießener „Gesellschaft der Menschenrechte" und vor Büchner's Reise nach Straßburg. Um den Plan wußte Niemand, auch Weidig, von dem Büchner hiezu eine Statistik des Großherzogthums entlieh, erfuhr nur nebenbei, daß dieser „etwas schreiben wolle". Doch kam die Schrift unmittelbar nach ihrer Vollendung in einer der ersten Sitzungen jener Gesellschaft zur Verlesung, wurde eifrig debattirt und fand großen Beifall. An Weidig aber und zur Berathung im Butzbacher Conventikel gelangte sie erst Anfang Mai — Becker war es, der Büchner's räthselhafte Zeichen (seine Handschrift war jederzeit, auch schon im Gymnasium, unglaublich schlecht und häßlich) leserlich umschrieb und Weidig überbrachte. Erst nachdem sich dieser entschieden geweigert, den Druck zu besorgen, kam es zu jenem obenerwähnten Kampf und Compromiß. Weidig fügte sich und schlug nur vor, durch einige Zusätze religiöser Färbung die politisch-socialen Excurse der großen Masse mundgerecht zu machen. Das schien ein glücklicher Gedanke und Büchner willigte sofort darein, Weidig nach dieser Richtung freie Hand zu lassen. Doch nützte dieser die Gelegenheit auch zu sonstigen Streichungen und

Zusätzen, so daß Büchner als er Anfangs Juni mit seinem treuen Freunde Schütz, dem einzigen Mitgliede der Gießener Burschenschaft, welches auch seiner „Gesellschaft“ beigetreten, in Butzbach erschien, um die Schrift abzuholen, höchst unliebsam überrascht war. Auch ließ er es an heftigen Protesten nicht fehlen, mußte aber schließlich doch nachgeben, um den Druck der Schrift nicht länger zu verzögern. Denn Weidig hatte sich vorsichtiger Weise von dem Frankfurter „Männerbund“ die Autorisation erwirkt, daß nur solche Schriften aus Hessen, welche er empfahl, in der von diesem Vereine eingerichteten Officin zu Offenbach gedruckt werden sollten. Erst nachdem Büchner zugesichert, alle Aenderungen Weidig's gelten zu lassen, gab dieser jene Empfehlung und die beiden Studenten brachten das Manuscript selbst nach Offenbach. Da jedoch die Druckerei, welche im Keller eines abgelegenen Hauses an der Straße nach Sachsenhausen untergebracht war, nur über ungeübte Arbeiter verfügte, die obendrein aus Furcht vor der Polizei nur Nachts arbeiteten, so dauerte die Herstellung der kleinen, nur acht Octavseiten umfassenden Broschüre an vier Wochen. Erst im Juli 1834 erhielt Büchner die ersten fertigen Exemplare. Schütz und Minnigerode hatten sie aus Offenbach abgeholt und nach Butzbach gebracht.

Die Broschüre mag ihrem Verfasser, was Ausstattung und Correctheit betrifft, geringe Freude gemacht haben, (vgl. S. 281) wichtiger ist, daß er sie wegen der Veränderungen Weidig's gar nicht mehr als sein Werk anerkennen wollte. Weidig habe ihm, klagte er seinem treuen Becker, „gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt, und wodurch alles Andere gleichsam legitimirt werde, durchgestrichen“. Da die ursprüngliche Fassung nicht mehr erhalten ist, so müssen wir

uns begnügen, diese Klage zu verzeichnen, ohne ihre Berechtigung prüfen zu können. Doch gibt auch Becker an, daß jene Veränderungen tief einschneidende gewesen: „Die Druckschrift unterscheidet sich vom Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der „Reichen" die „Vornehmen" gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei gesagt war, weggelassen und mit Anderem, was sich blos auf die Wirksamkeit der constitutionellen Verfassung bezieht, ersetzt worden ist, wodurch denn der Charakter der Schrift noch gehässiger geworden ist." Das Büchner'sche Manuscript, meint er, sei eigentlich „eine schwärmerische Predigt gegen den Mammon" gewesen. Als Stellen, die von Weidig herrühren, bezeichnet er den „Vorbericht" und den Schluß, sowie die biblischen Citate. Auch ohne diese äußere Beglaubigung würde es Jedermann klar werden, daß der Atheist Büchner jene gotttrunkenen Sätze unmöglich geschrieben haben kann, wie ihm auch solche Bibelfestigkeit nicht zu Gebote stand. Ebenso wird aus inneren Gründen Niemand den unerfahrenen Studenten für den Verfasser jener praktischen, sogar ein wenig jesuitischen Rathschläge halten, welche der „Vorbericht" enthält. Da eine Ausscheidung all dieser Zusätze Weidig's beim Abdruck nicht möglich war, ohne den Zusammenhang der Schrift zu zerreißen, so findet sich mindestens S. 285 ff. ein möglichst genaues Verzeichniß derselben beigegeben, welches man bei der Lectüre berücksichtigen wolle. Wer dies thut und sich jene Angaben Becker's in's Gedächtniß ruft, wird wohl mit uns zu dem Resultate kommen: zwar laborirt die Druckschrift an dem unvermittelten Contrast jener religiös-schwärmerischen mit den scharfen, nüchternen, durch Zahlen belegten Stellen, zwar mag ferner

Weidig vielleicht just das Schärfste gestrichen haben, gleichwohl ist der „Hessische Landbote" ein treuer Spiegel der Gesinnungen seines ursprünglichen Verfassers und war trotz aller Veränderungen doch einzig jener Tendenz zu dienen geeignet, welche Büchner im Gegensatz zu Weidig verfolgte.

Diese Tendenz ist — wir wollen das bezeichnende Wort nicht missen und werden einem naheliegendem Mißverständniß später vorbeugen — eine social-demokratische. „Steigt zu den Armen herab, redet zu ihnen in ihrer Sprache von ihren materiellen Interessen —" in Ausführung dieses Gedankens ist das Pamphlet geschrieben. Noch präciser drückt sich Büchner's Absicht in seinen eigenen, von Becker überlieferten Worten aus: „Man muß den Bauern zeigen und vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtentheils tragen müssen, während Andere den Vortheil davon beziehen!" Damit ist Inhalt und Aufbau der Flugschrift auf das Genaueste charakterisirt. Sie beginnt — wir sehen hier selbstverständlich von Weidig's Zusätzen völlig ab — mit einer kurzen, drastischen Vergleichung zwischen dem Leben der Reichen und der Armen, ersteres „ein langer Sonntag", letzteres „ein langer Werktag". Dann werden die Steuern, sechs Millionen Gulden, detaillirt aufgerechnet und mit der relativ geringen Zahl der Bewohner, 700,000 Seelen, in wirksamen Gegensatz gebracht. Diese Steuern nun erhebe man „für den Staat". Was aber sei der „Staat"? Nicht etwa Selbstzweck, sondern eine Vereinigung Aller zu Aller Wohl. Zu Aller Wohl müßten also auch die Steuern verwendet werden, was aber nicht geschehe. Der Beweis hiefür wird in der Weise erbracht, daß nun

der Etat jedes einzelnen Ministeriums aufgezählt und dann untersucht wird, welche Früchte das Volk daraus ziehe. So werden nacheinander das Justiz-, Finanz- und Kriegswesen der schärfsten Kritik unterworfen. Noch grimmiger sind die Erwägungen, welche den Posten „Civilliste" erläutern, sie sind eine Phillippika gegen das monarchische Prinzip überhaupt, wie jene zum Posten „Ausgaben für die Landstände" eine Phillippika gegen das constitutionelle Prinzip. Damit ist die Kritik alles Bestehenden beendet, seine Schädlichkeit und Abscheulichkeit, im besten Falle seine Nutzlosigkeit nachgewiesen. Daran reiht sich der positive Theil der Schrift. Aus mehreren historischen Thatsachen, der Revolution von 1789, dem Sturze Napoleons, den Pariser Julitagen, wird der Schluß gezogen, daß die Volkskraft und der Volkswille überall stark genug gewesen, unleidlichen Zuständen ein jähes Ende zu machen. Auch in Deutschland werde eine Erhebung Aller zu einer freien und menschenwürdigen Staatsordnung führen. Dann wird die Nothwendigkeit dieser Erhebung betont und die Macht der Regierungen als eine geringe, leicht zu überwältigende geschildert. Die Schrift endet in ihrer vorliegenden Form mit religiös-schwärmerischen Verheißungen, bei Büchner mag sie mit einem directen Appell zur Revolution geschlossen haben.

Wir haben dies Gerippe des Pamphlets blosgelegt, weil es dem flüchtigen Blick durch Weidig's Zusätze oft verdeckt wird — dem aufmerksamen Leser wird ohnedies sofort die klare, strenglogische Structur ersichtlich sein. Schon diese Eigenschaft unterscheidet den „Landboten" auf das Schärfste von den meisten Flugschriften gleichen oder ähnlichen Inhalts. Hier declamirt kein unklarer Fanatismus in verworrenen

Phrasen, sondern ein scharfer, kluger Verstand stellt Zahlen und Thatsachen nach einem wohlberechneten Plane zusammen, um einen bestimmten Effect zu erzielen. Eine Schrift in welcher eine edle, freie Seele ihre tiefsten, besten Gedanken und Empfindungen ausströmt, mit der einzigen Absicht, Gleichgesinnte zu stählen oder Kältere zu gleicher Gluth zu erwärmen, eine Schrift, in welcher nur sittliche Wahrheit und Würde waltet, eine Schrift endlich, die keine Behauptung, keine Folgerung, keine Phrase enthält, an welche der Autor nicht selbst geglaubt hätte — eine solche Schrift ist der „Landbote" nicht und wer ihn so charakterisirt, hat ihn nicht gelesen oder aus falscher Pietät für den Verfasser gegen sein eigenes besseres Wissen gesündigt — ein Drittes ist undenkbar. Denn der Charakter des „Landboten" liegt klar zu Tage: ein Pamphlet, welches nur solche Thatsachen anführt, die zur Erreichung einer bestimmten Absicht dienlich sind, andere Thatsachen, welche dieser Absicht entgegenstehen könnten, verschweigt oder entstellt, und endlich auch Behauptungen aufstellt, für welche der Autor die ernstliche Verantwortung nicht übernehmen könnte — kurz, ein Pamphlet von so entschieden tendenziösem Charakter, wie deren unsere Literatur nur wenige zu verzeichnen hat. Der Beweis hiefür wird durch wenige Hinweise erbracht sein. Konnte es Büchner's Ueberzeugung sein, wenn er den Ertrag der Staatsgüter (anderthalb Millionen, also ein Viertheil aller Einkünfte) gleichfalls in die „Steuerlast", den „Blutzehnten" einbezog? wenn er von der hessischen Justiz sagte: „Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen!" wenn er den Posten „Pensionen" mit den Worten commentirte: „Dafür werden

die Beamten auf's Polster gelegt, wenn sie eine gewisse Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei gewesen, die man Ordnung und Gesetz heißt?!" Büchner wußte, daß der Ertrag von Domänen keine „Steuer" ist, daß auf dem hessischen Richterstande nicht wegen, sondern trotz seiner überaus schlechten Besoldung kein Makel der Bestechlichkeit hafte, daß endlich Versorgung alter Staatsdiener eine Pflicht sei, der sich kein Staatswesen, also auch nicht die Republik, entziehen könne! Aber er fand diese Behauptungen ersprießlich für die Tendenz, alles Bestehende als schlecht und verächtlich hinzustellen, und um dieser Tendenz willen sind auch einige Posten des Staats-Etats nicht angeführt, z. B. jener für Cultus und Unterricht. Es schien uns nothwendig dies hervorzuheben, aber ebenso entschieden müssen wir betonen, daß Büchner dem Staate von 1834 im Ganzen und Großen kein Unrecht gethan hat! Was er z. B. mit Ausnahme jener einzigen unbegründeten Anschuldigung über die hessische Justiz sagt, ist Alles wahr und unbestreitbar. Verwaltung und Gerichtspflege unter ein Ministerium gestellt, Polizei und Justiz in einer Hand — schon dies war ein unleidlicher Zustand und naturgemäß die Quelle größter Mißbräuche. Dazu die Rechtspflege theuer, langsam und schwerfällig, die Gerichtstaxen fast unerschwinglich und als Gesetz „ein Wust von Bestimmungen, zusammengelesen aus Fragmenten einer fremden, an Sitten, Rechtsbegriffen und Staatsverfassung sehr verschiedenen Nation, dabei aus der Periode des tiefsten Verfalls derselben" — so hat nicht etwa ein Revolutionär, sondern ein loyaler Großherzoglich hessischer Hof-Gerichts-Rath (Nöllner) das damals im Lande geltende,

auf das römische Recht basirte „Gemeine Recht“ charakterisirt. Es ist nicht Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wahrheit, wenn Büchner ausruft: „Diese Gerechtigkeit spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift!“ — und ebenso berechtigt ist seine Klage über die politische Servilität des Richterstandes — war doch die von der Verfassung verbürgte Unabhängigkeit dieser Beamten längst durch administrative Verordnungen auf ein Minimum herabgedrückt worden! — ebenso berechtigt seine Erinnerung an die Opfer des Bauernaufstands — diese Justiz urtheilte in politischen Prozessen mit unerhörter, wahrhaft barbarischer Strenge, weil sie jedem Wink von Oben willig gehorchte, gehorchen mußte! Und vollends berechtigt werden uns die meisten Anklagen der Flugschrift erscheinen, wenn wir uns auf jenen Standpunkt versetzen, von dem sie geschrieben ist, den Standpunkt des armen, bedrückten, rechtlosen Bauers und Arbeiters. Neben dem streng logischen Aufbau, neben der leidenschaftlichen und doch so kühl und schlau berechnenden Tendenz ist dieser Standpunkt die dritte und wichtigste Eigenschaft des „Landboten“, welche ihm ein eigenthümliches, von ähnlichen Flugschriften jener Zeit überaus verschiedenes Gepräge gibt. Zum ersten Male in Deutschland tritt darin ein Demokrat nicht für die geistigen Güter der Gebildeten ein, sondern für die materiellen der Armen und Unwissenden, zum ersten Male ist hier nicht von Preßfreiheit, Vereinsrecht und Wahlcensus die Rede, sondern von der „großen Magenfrage“, zum ersten Male tritt hier an die Stelle der politisch-demokratischen Agitation die social-demokratische Klage und Anklage.

Warum? Wie erklärt es sich, daß Büchner diesen Standpunkt gewählt? Geschah es nur als Mittel zum Zweck, oder aus innerster Ueberzeugung? Wer Charakter und Bildungsgang Büchner's erwägt und das Zeugniß seiner Freunde zu Rathe zieht, wird diese Frage ohne viel Bedenken in letzterem Sinne beantworten müssen. Das ist keineswegs ein Widerruf unserer eigenen Behauptung, daß viele Stellen des „Landboten" nur das Product berechnender, nicht auf Ueberzeugung basirter Tendenz sind. Wenn ein hochgebildeter Mann zum völlig Ungebildeten spricht, um ihn zu bekehren, so wird er Ton und Gang der Rede zu diesem herabstimmen, Vieles von seinen eigenen Gedanken verschweigen und Manches mit krassen Farben malen müssen, was er unter Gebildeten blos discret anzudeuten brauchte. Büchner wußte, daß es ein starkes Stück Arbeit sei, den Bauer aufzurütteln, und gebrauchte starke Mittel. Und wem gleichwohl die einzelnen Uebertreibungen und Rohheiten des „Landboten" auf Büchner's Charakter einen Schatten zu werfen scheinen, der erwäge auch, welche Erbitterung das brutale Walten der Reaction in diesem leidenschaftlichen Herzen wachrufen mußte, und daß der zwanzigjährige Student um so mehr alle Mittel in diesem Kampfe für berechtigt halten durfte, als das Willkühr-Regiment jener Tage trotz all' seiner bewußten Stärke, trotz aller Declamationen über die „Würde des Staates" selbst die schimpflichsten Mittel nicht verschmähte, um die Bewegung der Geister niederzuhalten. Es war ein Krieg, in unterirdischen Gängen geführt, und auf diesem wüsten Kampfplatz ist auch den blanken Waffen Büchner's etwas Rost angeflogen. Aber es waren ehrliche Waffen und der „Landbote" entspricht in seiner

Gesammtheit den Ueberzeugungen seines Autors. Büchner gab sich nicht blos als Socialist, er war es auch. Wie aber war er es geworden?. Wir haben bereits angedeutet, daß Büchner's innerstes Wesen, trotz aller genialen geistigen Begabung nur dann verständlich wird, wenn man ihn als Gemüthsmenschen auffaßt und müssen nun wieder daran erinnern. Denn nach dem Zeugniß Aller, die ihn gekannt, war es sein Gemüth, welches ihn auf das Loos der Armen und Rechtlosen hinlenkte, sein tiefes, ja grenzenloses Mitleid mit allem unverschuldeten Unglück. „Die Grundlage seines Patriotismus", sagt August Becker, „war das reinste Mitleid" — die Geschwister, die Straßburger und Züricher Freunde, sie alle wissen es nicht anders. So ist es auch klar, warum ihm der materielle Druck trauriger erschien, als der geistige, warum er mehr an die Hebung des ersteren, als des letzteren dachte. „Es ist in meinen Augen bei weitem nicht so betrübend, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen darf, als daß viele tausend Familien nicht im Stande sind, ihre Kartoffel zu schmälzen" — dieser äußerlich wie innerlich beglaubigte Ausspruch Büchner's kann diesbezüglich als sein Programm gelten. Daß auch sein Bildungsgang und seine Erfahrung nur geeignet waren, dieses Gemüthsmotiv zu verstärken, wissen wir bereits. Er hatte zwei Jahre lang in Frankreich verweilt, dem einzigen Lande Europa's in welchen damals socialistische Ideen lebhaft erörtert, ja stellenweise in Thaten umgesetzt wurden; er hatte sich ferners eifrig in das Studium der großen Revolution, welche ja gleichermaßen eine politische, wie eine sociale war, versenkt und daraus gelernt, daß eine große und gewaltsame Umwälzung nie und nimmer eine

bloße Aenderung der Gesetze bedeute, sondern zugleich eine Reform der Gesellschaft. Und endlich kräftigten sich auch seine socialistischen Ueberzeugungen, als er den deutschen Verhältnissen näher trat. Diese schienen ihm unleidlich, empörten ihn und drängten ihm die Ueberzeugung auf, daß nur die Gewalt eine radicale Aenderung herbeiführen könne. Auf die Liberalen konnte man dabei nicht zählen. Und wenn auch — Büchner wünschte ihnen den Sieg nicht, weil er von ihnen nicht jene völlige Aenderung aller Verhältnisse erwartete, wie er sie aus Mitleid und Patriotismus wünschte. „Sollte es den Constitutionellen gelingen", äußerte er zu Becker, „die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus, wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist!" Die letzten Worte, die recht befremdlich klingen, finden darin ihre Erklärung, weil Büchner das Verhältniß zwischen Armen und Reichen für „das einzige revolutionäre Element in der Welt" hielt. „Der Hunger allein", schrieb er noch später hierüber „kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden". Darum hielt er die Sache der Revolution nur so lange nicht verloren, als unleidliche Zustände herrschten. Eine allmählige Besserung werde höchstens der Geistesfreiheit zu Nutzen werden, nicht einer gerechten Ordnung der materiellen Interessen. Man sieht, der „Landbote" ist nicht deßhalb socialistisch tingirt, damit der Proletarier entflammt werde, für den Gebildeten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sondern Büchner war wirklich Socialist aus Ueberzeugung. Aber noch mehr: er war der Erste in Deutsch-

land, welcher in die demokratischen Bestrebungen dies neue Element hineintrug und der „Landbote" die erste socialistische Flugschrift, welche in deutscher Sprache erschienen ist. Darauf beruht ihre große historische Bedeutung, dadurch sichert sie ihrem Verfasser einen Platz in der politischen Geschichte seines Volkes. „Veröffentlichen Sie immerhin", schrieb mir ein großer, ehrwürdiger Geschichtsschreiber, dem ich die Schrift zur Einsicht übersendet, „dies merkwürdige Document zu unserer Geschichte vollinhaltlich, ohne Furcht vor Mißdeutung. Es ist die blutrothe Initiale zu einem Texte, den wir sehr genau kennen. Wie immer der Socialismus in Deutschland enden mag — es ist von Interesse, zu erfahren, wie er begonnen".

Nur eine Partei hat diese Bedeutung der Flugschrift bisher willig anerkannt und hervorgehoben: die social-demokratische. Sie feiert in Georg Büchner einen der ihrigen und erblickt in ihm den „Johannes, welcher dem Messias Lassalle voranging". Ihr Recht hiezu scheint mir jedoch ein unbegründetes und lediglich äußerliches. Schon jene Parallele läßt sich nur sehr gezwungen durchführen. Lassalle wie Büchner waren hochgebildet, beide gingen aus dem Mittelstande hervor und befanden sich in geordneten, persönlichen Verhältnissen, beide beschäftigten sich mit dem Loose der untersten Klassen — damit sind aber auch die Aehnlichkeiten erschöpft. Während Lassalle aus Ehrgeiz handelte, war Büchner's Motiv „das reinste Mitleid", während sich des Ersteren Handlungsweise in dem klassischen Dichterwort, „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo" zusammenfassen läßt, war für Büchner die Hebung des materiellen Elends ausschließlicher Zweck, während Ersterer als genialer

Volkswirth die Schäden, welche eine entwickelte Industrie für das körperliche Wohl der hiebei beschäftigten Arbeiter haben kann, zum Ausgangspunkt nahm, erträumte unser junger heißblütiger Student von einer socialen Umwälzung die völlige Veränderung der materiellen Verhältnisse gerade desjenigen Standes, welcher naturgemäß der conservativste ist und nur sehr langsam gehoben werden kann — der Bauernstand als Träger und Stützpunkt einer socialen Revolution ist eine Utopie! Und vollends unüberbrückbar ist die Kluft, welche die Ueberzeugungen Georg Büchner's von denen der heutigen Socialdemokratie scheidet. Er war ein Nationaler und verhöhnte den Kosmopolitismus als einen knabenhaften Traum, er war ferner begeistert von der Idee der Freiheit und des Rechtes der Individualität, er war für die Republik nur, weil sie ihm dies höchste Recht am besten zu garantiren schien — für den uniformirenden Socialstaat, welcher den Trägen und den Fleißigen, das Genie und die stumpfe, lebendige Maschine nach demselben Maße messen und Allen den Zwang seiner Fürsorge auferlegen soll, hätte er gewiß nur Worte heftigster Gegenwehr gehabt. Die Social-Demokratie — so der Verfasser einer Biographie in der „Neuen Welt" (Leipzig 1876) — helfen sich über diese Unterschiede hinweg, indem sie sie verschweigen — freilich ein bequemes, wenn auch nicht gerade würdiges Mittel.

Bereits im Vorstehenden ist einer der Hauptpunkte hervorgehoben, wo uns Büchner's Ueberzeugung als eine irrige und verhängnißvolle erscheinen muß. Daneben ließe sich noch betonen, wie gefährlich sein Glaube war, daß die Hebung materiellen Elends auch schon die Blüthe aller

idealen Interessen involvire, — und endlich als das Wichtigste: eine Revolution kann nie und nimmer gemacht werden, so wenig, wie man ein Gewitter fabriciren kann; beide entladen sich spontan, nothwendig, nach ewigen Gesetzen. Aber dies Alles ist unseren Anschauungen und Erfahrungen fast selbstverständlich, und vom Standpunkte unserer geklärteren Zeit an Büchner's Irrthümern strenge Kritik zu üben, wäre recht billige Weisheit. Wir dürfen es umsomehr unterlassen, als Büchner selbst in den wenigen Jahren, welche ihm noch zu leben gegönnt waren, von den meisten dieser Irrthümer zurückgekommen ist. Im Allgemeinen blieben jedoch seine Ueberzeugungen unerschüttert, auch seine späteren Schriften verrathen den Socialisten, den radicalen Republikaner. Der „Landbote" steht also seiner Tendenz nach nicht vereinzelt unter den Werken Büchner's, doch ist er das einzige politische Pamphlet aus seiner Feder und steht an literarischer Bedeutung jenen Werken weit nach. Ganz läßt sie sich jedoch auch diesem ersten Versuche sicherlich nicht absprechen; und wer die Schrift unbeeinflußt von der Tendenz liest, wird zugeben, daß sie Büchner's Talent für klare, schlichte, volksthümliche Darstellung bezeugt. Der Stil ist stellenweise von erstaunlicher Schönheit und Gewandtheit. Wie Keulen sieht man diese Perioden sich wuchtig heben und wuchtig senken, wie Dolche stoßen zwischen durch diese kurzen Sätze. Mit schlauer Berechnung sind die Bilder aus dem Anschauungskreise des Bauers ausgewählt. „Was sind die Verfassungen in Deutschland? Nur leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben! Was sind unsere Landtage? Langsame Fuhrwerke, die man wohl ein- oder zweimal der Raubgier der Fürsten und ihrer

Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann!" — Hier, wie überall, trotz alles Schwunges größte, natürlichste Klarheit! So gehört es denn gewiß mit zu den vielen Klagen, welche das jähe Ende dieser reichen Kraft veranlaßt, daß sich Büchner's Talent zum Volksschriftsteller, nur in dieser einzigen, um der Tendenz willen wenig erquicklichen Probe geoffenbart!

Es ist fast selbstverständlich, daß diese Tendenz bei den älteren und minder radicalen Parteigenossen großer Abneigung begegnen mußte. In der That verzeichnet Nöllner nach den Acten, wie sich Professor Jordan in Marburg, Dr. Hundeshagen und namentlich die von Weidig beeinflußten Butzbacher Bürger sogleich nach Erscheinen des „Landboten" heftig gegen diese „allzuscharfe, ja ekelhafte" Schrift ausgesprochen. Diese Urtheile konnten Büchner um so weniger befremden, als er bereits einige Tage vorher und noch ehe die Flugschrift erschienen war, bei einer Versammlung der süddeutschen Führer hatte erfahren müssen, daß man in diesen Kreisen wohl gewohnt sei, sehr energische Reden zu führen, aber vor jeder That ängstlich zurückschrecke. Diese Versammlung hatte am 3. Juli 1834 auf der Badenburg bei Gießen, auf dem Wege nach Friedelhausen, getagt; außer Büchner und seinem Freunde Clemm hatten sich dort Dr. Eichelberg und Dr. Heß aus Marburg, Buchhändler Rieker, die Advocaten Briel und Rosenberg aus Gießen und noch etwa zehn andere Theilnehmer aus Frankfurt und Kurhessen unter Weidig's Vorsitz zu einer Berathung über die nächsten Ziele der Partei vereinigt. Die Einladung hiezu war von Weidig ausgegangen, welcher, soeben von einer

Reise aus Baden und Nassau heimgekehrt, Bericht über den Stand der Sache in jenen Ländern geben wollte — sein eigentlicher Zweck scheint es jedoch gewesen zu sein, Büchner's wachsenden Einfluß durch das Urtheil älterer Männer zu paralysiren. In der That neigte die Versammlung, trotz Büchner's feuriger Gegenreden, in der Frage der Organisation Weidig's Vorschlägen zu, keine geschlossenen Gesellschaften zu gründen und beschloß auch bezüglich der Flugschriften, daß sie wie bisher mehr den constitutionellen, als den revolutionären Standpunkt einnehmen sollten. Aber andrerseits wurde auch die Gründung der „Gesellschaften" nicht mißbilligt und ebenso beschlossen, den „Landboten" nach Kräften zu verbreiten, wenn auch nur aus dem naiven Grunde, weil er ohnehin bereits gedruckt sei. So hatte denn auch Weidig nur geringen Grund mit den Resultaten der Versammlung zufrieden zu sein, während Büchner die erlittene Schlappe tief empfand und sich sehr bitter über die Mitglieder der Versammlung, namentlich die Marburger, aussprach. Diese seien, äußerte er gegen Becker, „Leute, welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten". Doch beruhigte er sich bald und war sogar entschlossen, die Gründung einer dritten Gesellschaft in Butzbach zu versuchen, als urplötzlich ein furchtbarer Schlag das ganze Treiben lähmte und die Verschworenen mit Entsetzen erfüllte.

Es geschah dies am 1. August 1834. Der „Landbote" war nach beendetem Druck in kleineren Partien aus der Officin zu Offenbach abgeholt und von den Mitgliedern der „Gesellschaften" im Lande verbreitet worden, indem sie

die Exemplare Nachts zwischen die Läden der Bauernhütten schoben oder in die offenen Fenster warfen oder endlich einzelne Blätter unter Couvert mit der Post versendeten. Diese Thätigkeit wurde eifrigst und nach einem bestimmten Plane betrieben; den einzelnen Mitgliedern waren gewisse Bezirke und in diesen Bezirken gewisse Obliegenheiten zugewiesen. Den Studenten Schütz und Minnigerode war, wie bereits erwähnt, die Aufgabe zugefallen, die Exemplare aus Offenbach abzuholen und dann an jenen Ort zu bringen, von wo aus die Vertheilung erfolgen sollte. In Erfüllung dieser Mission hatten sie bereits den größten Theil der Auflage successive nach Butzbach, Darmstadt u. a. O. gebracht und reisten in der Nacht vom 30. zum 31. Juli von Butzbach ab, um den Rest der Exemplare in Offenbach abzuholen und nach Gießen zu bringen. Nachdem sie in der nächsten Nacht die Exemplare in Offenbach erhalten, trat Minnigerode sofort die Rückreise an, während Schütz aus zufälligen Gründen in Offenbach zurückblieb. Es war zu seinem Glück, denn Minnigerode wurde, als er am 1. August, 6½ Uhr Abends am Thore zu Gießen erschien, verhaftet, und dann auf seinem einspännigen Wägelchen unter großem Geleite des neugierigen Volkes vor den Universitätsrichter geführt. Noch ehe der Beamte — es war dies der nachmals so berüchtigt gewordene Rath Georgi — eine Frage an ihn richten konnte, erklärte Minnigerode: es sei ihm durch seine Verhaftung ein Gang gespart worden, indem er soeben im Begriffe gewesen, eine Anzahl Exemplare einer revolutionären Flugschrift, welche ihm ein Meßgast in Frankfurt zur Vertheilung übergeben, dem Kreisrath oder dem Universitätsrichter zu bringen. „Gleichzeitig" berichtet das Protocoll, „zog er zwischen den Bein-

kleidern und seinem Hemde einen Pack „Landboten“ hervor, einen anderen Pack trennte er aus der Rocktasche, woselbst er eingenäht war, los, und aus jedem seiner Stiefel entwickelte er den übrigen Theil der Exemplare dieser Schrift, von welchen er nicht weniger als 139 mit sich hatte“. Es ist selbstverständlich, daß ihm diese Verantwortung, welche naiv genug auf Punkt 4 des Vorberichts zum „Landboten“ basirte, nichts nützen konnte — der zwanzigjährige, talentvolle Jüngling wurde in Haft behalten, aus welcher er erst nach drei Jahren, und nachdem ihn die unsäglichen Kerkerqualen wahnsinnig und todtkrank gemacht, durch die „Gnade“ seines Fürsten entlassen werden sollte. Er lebt jetzt als Prediger in Amerika.

Georg Büchner hatte es mit eigenen Augen mitangesehen, wie sie den verhafteten Freund an seinem Fenster vorbei vor den Richter schleppten. Er kannte Minnigerode's Mission und wußte daher sofort, daß mit ihm auch der „Landbote„ der Polizei in die Hände gefallen. Aber nur einige Augenblicke lähmte ihn das Entsetzen. An eine verrätherische Denunciation mochte er nicht glauben, er war fest überzeugt, daß hier nur ein verhängnißvoller Zufall gewaltet, daß Minnigerode, welcher sich aus jugendlicher Renommisterei mit den Exemplaren förmlich auszustopfen pflegte, obwohl sie im Fond seines Wägelchens ebenso sicher oder unsicher verwahrt gewesen wären, vielleicht durch seine unförmliche Leibesgestalt den Accisewächtern am Thor verdächtig geworden, so daß diese bei der Untersuchung zu ihrem eigenen Erstaunen, statt eingeschmuggelter Lebensmittel, hochverrätherische Schriften vorgefunden. Dem mochte nun sein, wie es wolle — daran konnte Büchner nicht zweifeln, daß man nun jeden neuen

Ankömmling an den Thoren scharf visitiren werde. Darum war es sein erster Gedanke, Schütz zu warnen, welchen er mit dem andern Theil der Exemplare auf dem Wege nach Gießen vermuthete. Er ließ auf seiner Stube Alles stehen und liegen — zu seinem Glücke verwahrte er an jenem Tage keinerlei compromittirende Papiere — und machte sich hastig auf den Weg, zu demselben Thore hinaus, wo Minnigerode soeben verhaftet worden, und die Chaussee entlang, welche von Gießen über Butzbach nach Frankfurt führt. Der Abend brach ein, dann die Nacht, und noch immer begegnete der einsame, von stürmischen Empfindungen durchwühlte Wanderer nicht dem Freunde, den er warnen wollte. Es schlug Mitternacht, als er Butzbach erreichte. (S. 110.) In einem der ersten Häuser am Wege wohnte der junge Bürger Carl Zeuner, ein Anhänger Weidigs, den pochte Büchner aus dem Schlafe und erzählte ihm das Geschehene. Dann gingen beide zu Weidig, weckten ihn und theilten auch ihm die Hiobspost mit. Weidig ließ sie eintreten, weckte August Becker, der zufällig in seinem Hause übernachtete, und dann saßen die Vier betrübt beisammen, erschöpften sich in Muthmaßungen über die Veranlassung des Unglücks und erwogen, was zunächst vorzukehren sei. Auch Weidig war der Ansicht, daß zunächst Schütz gewarnt werden müsse und bestärkte Büchner in der Absicht, seine Wanderung gegen Offenbach fortzusetzen. Das that dieser auch nach kurzer Rast und wanderte über Friedberg weiter, doch muß er für einen großen Theil des Weges eine Gelegenheits-Fuhre benützt haben, da er bereits um die Mittagsstunde in Offenbach eintraf. Hier fand er Schütz, als dieser eben ahnungslos nach Gießen abreisen wollte. Beide suchten nun die Druckerei auf und veranlaßten

die Wegschaffung des Satzes, sowie der dort lagernden Exemplare anderer Flugschriften. Dann hielt sich Schütz bis zum Abend verborgen, während Büchner nach Frankfurt eilte, um die Vorstände des „Männerbunds" zu warnen. Diese wußten bereits um die Verhaftung Minnigerode's und konnten ferners mittheilen, daß auch auf Schütz vigilirt werde. Doch glaubten auch sie nicht an Verrath und meinten, daß nur Schütz in Gefahr sei. Dieser wurde denn auch in der nächsten Nacht heimlich nach Mainz und von da durch die Rheinpfalz gegen die französische Grenze befördert, welche er auch glücklich erreichte. Büchner aber blieb bis zum Morgen des 4. August in Frankfurt, hauptsächlich deßhalb, weil er dort zufällig seinem Straßburger Freunde Boeckel begegnet war. Dann kehrte er um so beruhigter nach Gießen zurück, als er erfuhr, daß inzwischen keine weiteren Verhaftungen erfolgt. Doch harrte seiner, als er am Nachmittage desselben Tages seine Stube betreten wollte, eine peinliche Ueberraschung, die Thüre war durch Gerichtssiegel verschlossen und er erfuhr, daß der Universitätsrichter in seiner Abwesenheit dagewesen, strenge Haussuchung gehalten und alle Papiere, Briefe u. s. w. an sich genommen. Doch faßte sich Büchner rasch, er wußte, daß sich unter diesen Papieren nichts Compromittirendes befinde und vermuthete, daß nur seine Freundschaft mit Minnigerode und sein plötzliches Verschwinden nach dessen Verhaftung einen unbestimmten Verdacht erregt. Wußte jedoch die Polizei bereits mehr, so war ohnehin kein Entrinnen mehr möglich. So hielt er denn für alle Fälle die kaltblütigste Kühnheit für die beste Politik, begab sich sofort zum Universitätsrichter und erklärte diesem mit größter Höflichkeit, er habe leider seinen gütigen Besuch versäumt und

komme daher, um die Veranlassung desselben zu fragen. Darauf erwiderte Rath Georgi, er habe diese Haussuchung nicht als Universitätsrichter, sondern als Regierungscommissär abgehalten, und habe in dieser Eigenschaft nichts weiter zu bemerken; hingegen müsse er als Universitätsrichter fragen, wo Büchner gewesen. Worauf dieser zu Protocoll gab, er sei nach Frankfurt gereist, um dort seinen durchreisenden Freund Boeckel aus Straßburg zu begrüßen. Damit war die Vernehmung zu Ende. Die Siegel an Büchner's Thüre wurden abgenommen und ihm seine sämmtlichen Papiere zurückgegeben, mit Ausnahme der in französischer Sprache geschriebenen Briefe einiger Straßburger Freunde und des in Darmstadt lebenden französischen Exilirten Muston, welchen er im Frühlinge kennen gelernt. Doch geschah dies nur deßhalb, weil Georgi des Französischen unkundig war und daher die Briefe durch einen Dolmetsch prüfen lassen mußte; auch sie enthielten keine Zeile, welche Büchner hätte verderblich werden können. Darauf pochend, von Minnigerode's Verschwiegenheit überzeugt und durch das Benehmen Georgi's in seiner Vermuthung bestärkt, daß kein bestimmter Verdacht gegen ihn vorliege, ging Büchner nun so weit, bei dem Disciplinargericht der Universität eine Beschwerde gegen diesen Beamten einzureichen. Das hessische Gesetz verordnete nämlich, daß eine Haussuchung nur in Folge dringenden Verdachtes, ferner nur unter Beiziehung dreier Urkundspersonen, und endlich nur dann in Abwesenheit des Betroffenen erfolgen dürfe, wenn dieser sich drei Tage nach erfolgter Vorladung nicht dem Gerichte gestellt. Da nun Georgi keine solche Vorladung erlassen, keine Urkundspersonen beigezogen und endlich auch keinen „dringenden Verdacht" nachweisen konnte, so

klagte ihn Büchner wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt an. Das Disciplinargericht wies die Klage ab, weil Georgi nicht als Universitätsrichter, sondern als Regierungscommissär gehandelt und Büchner hielt es im Bewußtsein seiner Schuld für klug, sich damit zu begnügen und die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Jene Briefe wurden ihm nicht erstattet, im Uebrigen ließ man ihn ganz unbehelligt.

Daß Minnigerode keineswegs durch einen Zufall, sondern in Folge einer Denunciation verhaftet worden, hat Büchner erst nach Jahren erfahren und er ist aus der Welt geschieden, ohne den wirklichen Verräther zu kennen. Der Jüngling, den er später mit diesem Verdachte belud, sein einstiger Freund Gustav Klemm, hatte wirklich Vieles auf dem Gewissen, aber von dieser Schandthat war er frei. Der Denunciant war ein Anderer, kein Mitglied der „Gesellschaft der Menschenrechte“, sondern ein Mann aus Weidig's „zwanglosem und darum doppelt verläßlichem Kreise“, ein Butzbacher Bürger, Namens Kuhl. Der Charakter dieses Menschen, und die Art, wie er seine Denunciationen betrieb, werfen ein so grelles Licht auf den Staat, welcher sich seiner bediente, und sind an sich so merkwürdig, daß wir uns selbst dann eine nähere Darstellung derselben schwer versagen würden, wenn dies Subject keinen Einfluß auf Büchner's Schicksal gehabt hätte. Doch war dies thatsächlich der Fall; sein Wille allein bestimmte es, daß Büchner nicht gleichzeitig mit Minnigerode verhaftet wurde, daß er noch bis zum Frühling 1835 in der Heimath verweilen und dann noch rechtzeitig flüchten konnte. Der Wille und das Wohlwollen eines der schändlichsten Menschen, die je gelebt! Wahrlich!

wir dürfen Georg Büchner glücklich preisen, daß er nie erfahren, wem er seine Rettung verdankte.

Johann Conrad Kuhl war ein Jugendfreund und Altersgenosse Weidig's und als der Sohn einer achtbaren Bürgersfamilie zu Butzbach geboren, wo er eine große Oeconomie erbte. Ueberdies brachte ihm seine Gattin eine so bedeutende Mitgift zu, daß er als einer der reichsten Bürger jener Gegend gelten konnte. Er war ein Mensch von ungewöhnlicher Begabung, auch weit über seinen Stand hinaus gebildet, aber eine durch und durch verderbte Natur. Allen Lüsten und Leidenschaften ergeben, dabei von der krankhaften Sucht besessen, stets und überall eine große Rolle zu spielen, brachte er sich und die Seinen in verhältnißmäßig kurzer Zeit um Hab und Gut. Weidig, der reine und sittenstrenge Mann, fühlte sich durch diese Laster des einstigen Freundes abgestoßen und angewidert, ward aber immer wieder durch dessen großen Eifer für die revolutionäre Sache bestochen. Kuhl widmete ihr so viel Zeit, Kraft und Geld, als man nur immer heischte und unterzog sich mit besonderer Lust den gefährlichsten Aufträgen. Was ihn hiezu bewog, war sicherlich nicht reine Begeisterung, deren seine verderbte Seele gar nicht fähig war, sondern der Stolz, als „verwegener Freiheitsheld“ zu gelten, ferner die Thatsache, daß der verlotterte Mann nur noch hiedurch den Verkehr, ja das Vertrauen braver und geachteter Männer genießen konnte, und schließlich, weil er so seinem Hange zu Tücken und Mücken schrankenlos nachzugehen vermochte — tausend bübische, gemeine, ja ekelhafte Streiche, welche damals gegen einzelne Beamte verübt und später an den armen „Hochverräthern“ grimmig gerächt wurden, sind einzig von Kuhl angestiftet und ausge-

führt worden, selbst dann noch, als er bereits der Regierung als Spürhund diente! Der Gedanke hierzu war ihm im Winter 1833 gekommen, aus verschiedenen Motiven — erstlich wollte er sich an Weidig und einigen Butzbachern rächen, weil diese seine Candidatur um eine Ehrenstelle in der Gemeinde trotz der politischen Freundschaft nicht gefördert, sondern nach ihrem Gewissen bekämpft, und ferner, weil er durch seine Lüderlichkeit so tief herabgekommen war, daß ihm der Judaslohn als einziger Ausweg aus der Noth erschien. Zu diesem Zwecke begab er sich Anfang März 1833 zu dem Hofgerichtsrath von Stein in Gießen und theilte diesem, nachdem er ihm das Ehrenwort bezüglich strengster Geheimhaltung abgenommen, mit: er wisse um eine Verschwörung im Großherzogthum, welche zunächst eine blutige Revolution insceniren werde; wolle ihm der Großherzog völlige Straflosigkeit seiner Person, und eine erkleckliche Geldspende zusichern, so sei er zu näheren Enthüllungen bereit. Doch bedang er sich noch aus, daß der Großherzog selbst die betreffende Urkunde schreibe, unterschreibe und das Staatssiegel beidrücke, ferner, daß Stein vorläufig auch dem Fürsten seinen Namen nicht nenne, so daß dieser jene Urkunde nur „für den Mann, der Enthüllungen machen werde“ ausstellen möge. Ehe ich die Antwort Stein's auf diesen Antrag und den weiteren Verlauf der Sache berichte, mag der Leser daran erinnert sein, daß ich nicht etwa ein, von einem Erzrepublikaner zur Schande jenes Kleinstaats ersonnenes Märchen erzähle, sondern die von Noellner unter Autorisation der großherzoglichen Regierung herausgegebenen Acten getreu und ohne Zuthat excerpire. Herr Stein also dankte Herrn Kuhl für das Vertrauen und berichtete dessen Anerbieten an den

Großherzog mit dem Bemerken, daß er die Annahme dringend befürworten müsse, weil ihm der betreffende Bürger als ein wahrheitsliebender, verläßlicher Mann bekannt sei, welcher nur durch sein besonderes Vertrauen in Herrn v. Stein's Charakter zu jener Anzeige bewogen worden. Der Großherzog berieth sich mit seinem Staatsminister du Thil und — schreibt dieser — „daß Seine Königliche Hoheit ein Ihnen so dargebotenes Mittel, Gefahren abzuwenden, die dem Staate und selbst Ihrer Person drohten, nicht unbeachtet lassen konnten, versteht sich von selbst". „Selbstverständlich" also schrieb, und siegelte Ludwig II. zu Darmstadt, am 12. März 1833, eine Urkunde, welche genau dem von Kuhl gewünschten Wortlaute entsprach. Dieselbe wurde von du Thil an Stein abgesendet, jedoch mit der Bedingung, dieselbe dem anonymen, durch Herrn von Stein's edlen Charakter für die gute Sache entflammten Patrioten nicht eher einzuhändigen, als bis dieser in der That wichtige Angaben gemacht. Davon wollte aber Kuhl nichts wissen und nun begann eine gar sonderbarliche Verhandlung zwischen Herrn Kuhl einerseits und der Regierung andrerseits, welche sich im Wesentlichen darum drehte, welcher Theil dem anderen zuerst Vertrauen schenken solle. Endlich errang Kuhl den Sieg. Der Mann machte nämlich, so lange er die Urkunde nicht besaß, lauter Angaben, welche für die Polizei völlig werthlos waren, versprach aber für den Fall, als man sein Begehren erfülle, so wichtige Enthüllungen, daß ihm Herr du Thil endlich nachgab. Nun erst rückte Kuhl mit seiner ersten wichtigen Denunciation heraus: er verrieth Herrn von Stein am 3. April, daß am nächsten Tage ein Aufstand in Frankfurt losbrechen werde. Obwohl nun Stein sofort eine Stafette

nach Darmstadt und Herr du Thil nach Erhalt der Nachricht eine solche nach Frankfurt abschickte, so gelangte diese Warnung an den regierenden Bürgermeister doch erst am 3. April um 10 Uhr Abends, also zu einer Zeit, wo der Putsch bereits erfolgt war und nur eine halbe Stunde vor dessen völliger Unterdrückung. Kuhl, welcher seit Monaten das Project, seit Tagen die Stunde des Aufruhrs gekannt, hatte die Anzeige deßhalb so spät gemacht, weil es ihm gar nicht darum zu thun war, die Revolution zu hemmen, sondern nur, von der Regierung Geld zu erhalten. Gleichwohl erwiderte er auf Stein's Frage, warum er nicht früher gekommen: er sei zwar sonst in alle Pläne der Verschworenen auf das Genaueste eingeweiht, habe aber gerade dieses Detail nicht früher erfahren können. Obwohl nun Eines von Beiden sichtlich eine Lüge war, obwohl er ferner gleichzeitig für diese Anzeige eine bedeutende Geldsumme forderte und erhielt, so faßte die Regierung gleichwohl die beste Meinung von seinem Charakter — oder wie Herr du Thil schreibt — „durch diese Angabe, der die Bestätigung auf dem Fuße folgte, bewies er sowohl seine Vertrautheit mit den Plänen der Verschwörer, als die Glaubhaftigkeit seiner Aussagen und zeigte sich in dem Lichte eines Mannes, der in redlicher und achtbarer Absicht dazu beitragen wollte, das Unglück zu verhindern, welches Revolutionen stets in ihrem Gefolge führen. Dies war die Meinung, welche Seine Königliche Hoheit der Großherzog und auch ich von ihm faßten". Im Zusammenhalt mit diesem glänzenden Ehrenzeugniß macht das Folgende, was wir nun in den Acten lesen, einen unsäglich komischen Eindruck. Kuhl erbat sich nämlich nun Umschreibung jener Urkunde auf seinen Namen

und, sagt du Thil „es war kein Grund vorhanden, ihm dies zu versagen". So schrieb, unterschrieb und siegelte denn Ludwig II. zu Darmstadt den 17. Juni 1833 eine neue Urkunde auf Kuhl's Namen lautend, und diese wurde ihm eingehändigt, nachdem er jene erste zurückgegeben. Aber siehe! — die zweite unterschied sich gar sehr von der ersten, es stand kein Wort mehr darin von der „Verschwiegenheit" und „Erkenntlichkeit" und statt „Ungestraftheit der Person" war dem Kuhl nur eine „Begnadigung" für den Fall seiner Verurtheilung zugesichert!!! Was Kuhl dazu sagte, steht nicht in den Acten, wohl aber wie er handelte: als mißtrauischer Geschäftsmann, oder, wie Herr du Thil klagt: „er trieb von da ab ein doppeltes Spiel". Das bezieht sich nicht darauf, daß er in fortwährendem Verkehr mit Weidig und Genossen blieb — das mußte er als Denunciant von Amtswegen thun; auch nicht darauf, daß er eine ganze Reihe unmündiger Bursche für die revolutionäre Partei warb und zu wahnwitzigen Streichen entflammte — ist ein Denunciant so geschickt, zugleich als Agent provocateur zu dienen, so kann dies seinen Auftraggebern gewiß nur recht sein. Auch Herrn du Thil war es recht — seine Klage bezog sich nur darauf, daß Kuhl auch der Polizei nicht die volle Wahrheit sage. Und diese Klage war begründet, Kuhl hatte sich da ein eigenes System zurechtgelegt. Erstens machte er keine neue Anzeige, ehe er nicht für die frühere baar bezahlt worden, zweitens verrieth er nur Jene, die ihm gleichgiltig waren oder denen er übel wollte, drittens verrieth er Jene, die er haßte, nur insoweit, daß hiedurch keinesfalls die ganze Verschwörung in die Hände der Regierung fallen konnte — sonst hätte er sich ja mit eigener Hand sein ganzes schönes Geschäft ruinirt!

Wenn wir dies System in Rechnung ziehen, wird uns Alles, was wir bisher berichtet in neuem und klarerem Lichte erscheinen. Nach dem Frankfurter Putsch wurden, wie erzählt, zuerst einige Gießener Studenten verhaftet — Kuhl hatte sie zuerst an's Messer geliefert, weil er die Studenten wegen ihres Hochmuths gegen „Philister und Knoten" nicht leiden mochte, noch mehr deßhalb, weil die jungen Leute dem Centrum der Bewegung recht ferne standen. Dann denuncirte er den Pfarrer Flick und den Apotheker Trapp, beide arg genug, um ein gerichtliches Verfahren zu ermöglichen, aber doch wieder nicht genug, um eine Verurtheilung möglich zu machen — jeder Hochverräther, der wieder in Freiheit und zur Action kam, bildete ja eine neue Capitalsquelle! Einen harten Kampf zwischen Rachsucht und Eigennutz rang Kuhl bezüglich Weidig's; der Eigennutz siegte, Kuhl denuncirte den Rector, aber zu einer Zeit, da dieser bereits alles Verdächtige fortgeschafft hatte. Das Resultat ist bekannt — Weidig mußte nach wenigen Tagen freigegeben werden! (S. 87) Auch bei seiner Denunciation bezüglich des „Landboten" handelte Kuhl nach diesem System; er erschien am Morgen des 31. Juli 1834 bei Stein und meldete, daß die Studenten Schütz und Minnigerode am Nachmittag des 1. August mit einer Ladung revolutionärer Flugschriften das Frankfurter Thor zu Gießen passiren würden. Wo diese Flugschrift gedruckt worden und wer sie geschrieben — das wisse er nicht. Nun wußte er dies freilich so genau und bestimmt wie Wenige, aber einerseits hielt er jene Nachricht für wichtig genug, um auch ohne weitere Details eine anständige Bezahlung fordern zu können, andrerseits war Büchner jedenfalls ein ansehnliches Capital, welches man auf Zinsen legen konnte

und endlich — es klingt unglaublich, aber es ist so! — selbst dieser Mensch empfand den Zauber dieser reinen, starken Natur, Kuhl hatte Mitleid mit Büchner und schonte ihn. Das ist keine bloße Hypothese! Büchner hatte allerdings nur durch sein Verschwinden nach Minnigerode's Verhaftung einen Verdacht auf sich gelenkt, aber die Polizei war so fest von seiner Mitschuld überzeugt, daß du Thil auf Georgi's Bericht hin dem Kuhl eine große Summe bieten ließ, wenn er Angaben über Büchner machen wolle. Aber Kuhl erklärte, er kenne diesen Herrn Studenten nicht. Ebenso hat in ihm später noch einmal ein menschliches Rühren über die Habsucht gesiegt. Aber die weiteren Phasen dieser seltsamen Gerichts- und Denuncianten-Historie werden wir später zu beleuchten haben. Das Bisherige stellt klar, warum das Gericht nur nach Schütz fahndete, und wie Büchner unbehelligt bleiben und sogar zur Klage gegen den Richter schreiten konnte.

Näheres über dieses tollkühne Vorgehen enthalten seine Briefe an die Eltern, doch sind sie hierüber, wie über seine ganze revolutionäre Thätigkeit in Gießen nur mit großer Vorsicht als Quelle zu gebrauchen. Denn er hehlte den Eltern diese Thätigkeit sehr ängstlich, und suchte, als sie Verdacht faßten, diesen durch allerlei Ausflüchte abzulenken. Das Motiv hierzu lag natürlich einzig in dem Charakter des Vaters. Dr. Ernst Büchner hätte für solches Vergehen keine Strafe zu hart gefunden. Doch verschwieg Georg nicht seine Gesinnungen, sondern nur seine Thaten, diese allerdings mit großer Gewandtheit. Als Dr. Büchner im März 1834 besorgt anfragte, ob die Gerüchte von entdeckten demokratischen Umtrieben in Oberhessen wahr sprächen, erwiderte der Sohn,

damit sei es nichts, „wichtiger" jedoch seien die Untersuchungen wegen der Verbindungen — die Polizei war nämlich darauf gekommen, daß einige wegen nächtlichen Straßenscandals aufgelöste Corps sich heimlich wieder zusammmengethan! Und im Mai, wo er eben um seinen „Landboten" kämpfte, wußte er den Eltern nichts zu berichten, als eine harmlose Prügelei: die conservativ-aristokratischen Corpsstudenten waren mit den Gießener Handwerksburschen in Streit gekommen und trotz der Dazwischenkunft des ewig betrunkenen Universitätsrichters Georgi schwer durchgebläut worden; — „ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt", schreibt der grimmige Feind aller Couleurs. Und einen Tag vor jener Versammlung auf der Badenburg sucht er die Eltern nur durch einen Possenstreich, welchen man der Polizei angethan, zu amüsiren (S. 338). Er hätte auch die Genesis derselben erzählen können, was ihm freilich nicht in den Kram paßte! Da nämlich die Polizei überall im Lande mit größtem Eifer, aber vergeblich nach jener geheimen Presse fahndete, aus welcher Weidig's „Leuchter" hervorgegangen und im Juni sogar einen Preis von tausend Gulden für deren Entdeckung anbot, so schlug Kuhl, der, wie erwähnt, nach wie vor seine Späßchen trieb, in einer lustigen Gesellschaft vor, durch einen anonymen Brief an das Staatsministerium einen überaus loyalen und furchtsamen Bürger, den Schreinermeister Kraus zu Butzbach, als Besitzer dieser Presse zu denunciren. Der Brief wurde sofort aufgesetzt, mit verstellter Handschrift abgeschrieben und von Becker zur Post gegeben. Die Folgen mag man in Büchner's Briefe nachlesen, zu bemerken ist nur noch, daß ein Butzbacher, gleichfalls auf Kuhl's Anregung, den gelungenen

Streich in einem satyrischen Gedichte: „Herr du Thil mit der Eisenstirn und Schreinermeister Kraus zu Butzbach“ verherrlichte, daß ferner Kuhl den Druck dieses Poems auf jener geheimen Presse und dessen Verbreitung veranlaßte, und daß endlich derselbe Kuhl nach einiger Zeit nicht blos den Ort, wo jene Druckerei wirklich stand, bei Marburg in Kurhessen, sondern auch Becker als Absender der falschen Anzeige und jenen Butzbacher als Verfasser der Satyre denuncirte! Wahrlich, von diesem Manne hätten selbst die „weißen Blousen“ Napoleon's III. noch etwas hinzulernen können! Sehr bezeichnend ist ferner die Art, wie Büchner seinen Eltern jene qualvolle, nächtliche Wanderung von Gießen nach Frankfurt berichtet: als eine fröhliche Vergnügungstour — „ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichen Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel legte ich während der Nacht den größten Theil des Weges zurück. Ich ruhte mehrmals unterwegs u. s. w.“ Man sieht, Büchner versteht nicht blos zu erfinden, sondern auch auszumalen; aus dem wüsten Nachtstück gestaltet sich „in usum — patris“ eine Idylle à la Eichendorff. Auch seinen Aufenthalt in Offenbach motivirt er, „weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen“. Der Brief ist in Frankfurt, während des Beisammenseins mit Boeckel geschrieben, der nächste Brief, Gießen, 5. August, muß freilich einen anderen Ton anschlagen, er kann den Eltern die Haussuchung und Vernehmung nicht verschweigen, aber er thut es im Tone ungerecht verfolgter Unschuld. Als er durch weitere drei Tage auf freiem Fuße bleibt, steigert sich seine Zuversicht

und damit auch jener Ton — am 8. August detaillirt er seinen Eltern bereits das blutige Unrecht, welches ihm die Polizei durch ihren schnöden Verdacht bereitet: „Das Gerücht mit Offenbach“, fügt er hinzu, „ist jedenfalls eine schnöde Erfindung“. Der biedere Kuhl hatte nämlich am 7. August angezeigt, daß der „Landbote“ in Offenbach gedruckt worden sei, die Frankfurter Polizei hatte darauf die geheime Presse entdeckt, das Gerücht hiervon war nach Darmstadt gedrungen, und hatte die Eltern erschreckt, weil sie wußten, daß Georg in Offenbach gewesen. Er wußte keinen anderen Ausweg, als die Entdeckung selbst zu leugnen. Gleichzeitig glaubte er jedoch für alle Fälle vorbauen und den Eltern für die Eventualität seiner Verhaftung im Voraus Trost geben zu sollen, den Trost seiner Unschuld. — „Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsucht, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte und mordete!“ Das wäre den armen Eltern ein schwacher Trost gewesen! Zum Glück bedurften sie seiner nicht, Georg blieb unbehelligt und darum hält er es in seinem letzten Briefe aus Gießen gar nicht mehr nöthig, seine Unschuld zu betheuern, er erzählt nur noch von seiner Anklage gegen Georgi und bedauert, daß sie resultatlos geblieben!

Es war ein Glück für den Jüngling, daß die Eltern seiner Betheuerung nicht glaubten. Ohne ihn zu einem Geständniß zu drängen, beriefen sie ihn Ende August nach Darmstadt zurück und ließen ihn nicht wieder nach Gießen gehen. Die letzten Monate, welche Büchner auf deutschem Boden verlebt, hat er im elterlichen Hause zugebracht. —

Auch diese Zeit — vom September 1834 bis zu den letzten Februartagen des nächsten Jahres — war für ihn überreich an Kämpfen, an inneren und äußeren Drangsalen peinlichster Art. Gleichwohl muß uns dieser traurige Winter zugleich als der wichtigste und fruchtbarste Abschnitt dieses kurzen Lebens erscheinen, weil Büchner da sein bestes und berühmtestes Werk schuf: „Dantons Tod". Auf dieses Drama müssen wir also im Folgenden das Hauptgewicht legen. Aber seine Entstehung wie sein Wesen sind so eng mit den persönlichen Verhältnissen des Dichters verknüpft, daß eine eingehende Darlegung derselben schon aus diesem Grunde unerläßlich wird.

Es ist, wie gesagt, nur Unerquickliches davon zu berichten. Vor Allem mußte sich der Jüngling nach dem, was vorangegangen, im elterlichen Hause höchst unbehaglich fühlen. Der Vater begegnete ihm mit Strenge und Mißtrauen und war ja leider zu Beidem vollauf berechtigt. Ahnte auch Dr. Büchner nicht entfernt, welche Rolle Georg unter den Radicalen gespielt, so war er doch fest von dessen Antheilnahme an den hochverrätherischen Bestrebungen überzeugt und dies genügte, um den loyalen Staatsdiener mit herbem Groll, den besorgten Vater mit tiefem Schmerze zu erfüllen. Die stolzen Hoffnungen, die er auf seinen Erstgeborenen gesetzt, drohten zu Schanden zu werden, umsomehr, da ja auch in dessen akademischen Studien eine Pause eingetreten war. Georg litt schwer unter dem Groll des Vaters, welcher sich bei dem Wesen des harten Mannes oft rücksichtslos äußerte und nur dem vermittelnden Einfluß der milden, liebenswürdigen Mutter war es zu danken, daß ein völliger Bruch vermieden blieb. Uebrigens gestand er auch ihr nicht, in

welche Gefahren er sich gestürzt, und sein einziger Vertrauter im Elternhause war der damals siebzehnjährige Bruder Wilhelm, welcher sich eben zum Apotheker ausbildete. Nichts, auch nicht den Groll des Vaters, erzählt dieser Gewährsmann, habe Georg so schmerzlich empfunden, wie den Zwang, die Eltern über seine Thaten und Gesinnungen im Unklaren erhalten zu müssen, und seine einzigen heiteren Tage seien jene gewesen, welche er mit der Braut verbracht. Denn Minna war im Spätherbst 1834 mit ihrer Tante nach Darmstadt gekommen, um sich ihren künftigen Schwiegereltern zu präsentiren, und hatte rasch durch ihre Anmuth und Klugheit ihre Zuneigung gewonnen. Aber der Besuch währte nur kurz und als sie schied, wurde Georg düsterer als vorher und klagte dem Bruder immer wieder, daß er sich wie im Kerker fühle.

Doch brütete er nicht müßig dahin, sondern betrieb eifriger, denn je vorher, „vom Morgengrauen bis Mitternacht" Studien verschiedenster Art. Vor Allem wendete er sich, mit Einwilligung des Vaters, wieder der vergleichenden Anatomie zu, arbeitete in dem kleinen Laboratorium, welches sich dieser eingerichtet, an allerlei Präparaten, die er, von großer manueller Fertigkeit unterstützt, sehr sauber und instructiv herzustellen wußte, und hielt auch im Laufe des Winters eine Reihe von Vorlesungen über Anatomie für junge Leute, die sich dem Studium der Chirurgie zu widmen gedachten. Aber je thätiger er sich in diesen realen Forschungen und Demonstrationen erwies, desto brennender ward ihm, seiner Natur nach, der Drang nach philosophischer und poetischer Lectüre, und er genügte diesem so reichlich, daß seine Gesundheit darunter litt. Nie hat Büchner mehr ge-

wie vor hielten sie die Affaire Minnigerode für einen unglücklichen Zufall und auch die folgenden Verhaftungen konnten sie in dieser Ueberzeugung nicht stutzig machen, weil dieselben fast durchweg junge, unbedeutende Leute betrafen, welche sich an der Agitation nur wenig betheiligt. So trug das System weiser Sparsamkeit, welches der wackere Kuhl in seinem Geschäfte einhielt, auch dazu bei, die Führer sicher zu machen; Büchner konnte an keine Gefahr glauben, so lange Weidig unbehelligt blieb — und umgekehrt. Doch sind die Motive seiner Handlungsweise gewiß weniger in diesem Gefühl der Sicherheit, als in seinen persönlichen Verhältnissen zu suchen. Je schwerer der Druck des Vaters auf ihm lastete, desto sehnsüchtiger empfand der trotzige Jüngling den Drang nach tollkühner Thätigkeit und konnte ihn auch reichlich befriedigen: in jenem Kreise begeisterter Freunde, welchen er im Frühling desselben Jahres zu einer geheimen Gesellschaft vereinigt. Vielleicht hätten seine Reden und Anträge in diesem Vereine minder radical geklungen, wäre er nicht zu Hause vom Vater wie ein Knabe behandelt worden, vielleicht auch konnte er trotz besserer Einsicht nicht mehr jenen Ton herabstimmen, den er selbst eingeführt — nur durch solche Erwägungen wird das Folgende erklärlich . . .

Wer die Stadt Darmstadt durch das Jägerthor verläßt und auf der Dieburger Landstraße den herrlichen Buchenhainen des Kranichsteiner Parks entgegen wandelt, gewahrt am Wege zwischen Gärten und Feldern ein einsames kleines Häuschen mit zerberstendem Mauerwerk, öde und unbewohnt. Wohl keiner der Spaziergänger ahnt, daß sich an diese Räume ein historisches Interesse knüpft — hier hat der letzte deutsche Geheimbund der Dreißiger Jahre sein Wesen getrieben, hier

versammelte sich im Winter 1834 auf 35 die Darmstädter „Gesellschaft der Menschenrechte" unter Büchner's Vorsitz. Von den Theilnehmern scheint keiner mehr am Leben, wenigstens war trotz aller Mühe keiner zu erkunden, die Hessische Regierung hat die diesbezüglichen Acten nicht veröffentlicht — was wir hierüber wissen, stammt aus den Erinnerungen Wilhelm Büchner's und einzelnen Notizen in Noellner's Actenwerke. Fassen wir diese spärlichen Quellen zusammen, so ergibt sich, daß die Gesellschaft nominell ein Jahr, in Wahrheit aber nur einige Monate in Thätigkeit gewesen. Wohl war sie bereits im März 1834 (vergl. S. XCII u. CVIII) von Büchner begründet worden, aber erst vom Herbste ab, nachdem er die persönliche Leitung übernommen, ward Schwung und Eifer bemerkbar. Nun wuchs auch binnen wenigen Wochen die Zahl der Mitglieder, welche während des Sommers nur etwa ein Dutzend betragen, auf das Doppelte und Dreifache; mehr als vierzig Köpfe scheint der Bund nie gezählt zu haben. Es waren dies fast durchweg junge Darmstädter Bürgerssöhne, außer Büchner nur noch zwei oder drei Studenten, ein älterer Mann war nicht darunter. Die Gesellschaft war bekanntlich in Ausführung eines umfassenden Organisationsplanes, als einzelnes Glied einer großen Kette gegründet worden — dieser Zweck war nun freilich gründlich verfehlt, es scheint aber, daß der Ehrgeiz und Eifer der Jünglinge gerade durch das Bewußtsein gestachelt worden, dem einzigen noch aufrechten Geheimbund anzugehören. Die Tendenz blieb unverändert: Erziehung der Mitglieder für die Revolution, Unterstützung radical demokratischer Bestrebungen. Dieser letztere Programmpunkt konnte natürlich wenig zur Ausführung kommen, um so eifriger wurde der erste gepflegt.

Zwei Male wöchentlich versammelten sich die Verbündeten mit Einbruch der Nacht in jenem Gartenhäuschen. Sie hatten dasselbe zu diesem Zwecke gewählt, weil es im Winter unbewohnt war und an einer Chaussee lag, die Nachts sehr selten frequentirt wurde. Gleichwohl ward große Vorsicht bewahrt, die Mitglieder kamen stets einzeln, zu verschiedener Zeit und auf verschiedenen Wegen; die Läden waren fest verschlossen und ringsum Posten aufgestellt. Die Versammlungen begannen mit der Aufnahme neuer Mitglieder, diese legten den Eid darauf ab, jedem Beschluß der Gesellschaft, er laute wie immer, bedingungslos zu gehorchen, „werde ich je zum Verräther“, schloß die Formel, „so mag mir mein Recht werden: der Tod“. Nach Erledigung dieser Formalitäten folgte Vortrag oder freie Discussion über ein politisches oder historisches Thema; das Meiste leistete hiebei der Vorsitzende selbst. So hielt er im November und Dezember eine Reihe von Vorträgen über die französische Revolution und arbeitete im Anschluß daran eine „Erklärung der Menschenrechte“ aus, welche der Verein als Programm acceptirte. Diese Arbeit und die Protocolle der Gesellschaft wurden einige Monate später, nach Büchner's Flucht, von dessen Angehörigen aufgefunden und, da eine Haussuchung zu befürchten stand, verbrannt. Ueber die Discussionen ist wenig zu erkunden gewesen; nach dem einige Jahre später vor dem Richter abgelegten Geständniß eines der Theilnehmer sei einmal darüber debattirt worden, ob ein Meineid in einem politischen Prozesse als ein Verbrechen anzusehen sei; die Gesellschaft habe dies bei der Abstimmung verneint. Doch stammt diese Mittheilung aus trüber Quelle und ist auch innerlich nicht glaubwürdig, sowohl Weidig als Büchner standen sittlich

zu hoch, um den Meineid zu predigen. Im Prozesse gegen den ersteren bildete die Meineids-Theorie einen der Hauptpunkte der Anklage, was jedoch an „Beweisen" hiefür aufgebracht wurde, könnte keinen gerechten Richter zu einem „Schuldig!" bewegen. Das rechte Licht über die Aussage jenes bereitwilligen Zeugen gibt übrigens folgende Mittheilung August Beckers: „Es gehörte zu den Verkehrtheiten meiner Jugend, die unsinnigsten Paradoxen aufzustellen und sie mit der größten Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Wenn ich z. B. einmal öffentlich behauptete, daß Dr. Luther und Schinderhannes die zwei größten Deutschen gewesen, so wird mir jeder, der mich kennt, zugeben, daß dies nicht mein Ernst gewesen sein könne. Ich könnte eine ganze Liste ähnlicher Sätze, die ich vertheidigt habe, anführen. In diesem Sinne mag ich vielleicht auch einmal den falschen Eid vertheidigt haben. Auch Büchner hatte einige Sophismen über den falschen Eid in Bereitschaft, die er oft zum Scherz aufstellte und die „falsche Eidestheorie" nannte." Das klingt nach jeder Richtung glaubwürdig. Ueber einen anderen Discussionsabend berichtet Wilhelm Büchner, jedoch nur vom Hörensagen, da ihn sein Bruder nie in jene Gesellschaft einführte. Man debattirte mehrere Stunden darüber, ob es klüger sei, sogleich eine einheitliche Republik anzustreben, oder sich vorerst darauf zu beschränken, die anderen Dynastien zu Gunsten der Hohenzollern zu beseitigen und im geeinten Deutschland die Revolution zu bewirken. Für beide Ansichten seien leidenschaftliche Verfechter aufgetreten, bis sich die Versammlung endlich, mit der Motivirung, „das mit den Hohenzollern gäbe nur doppelte Arbeit", für den ersteren Weg entschieden.

Außer diesen nächtlichen Versammlungen vereinigten sich die Jünglinge an einigen Tagen der Woche in kleineren Gruppen zur Uebung in den Waffen. In einem verfallenen Kornspeicher wurde das Säbel- und Bajonettfechten geübt und mit der Pistole nach der Scheibe geschossen. Fast alle Theilnehmer waren gut bewaffnet und hielten auch bedeutende Schießvorräthe verborgen. Zu ihrem Glück ergab sich keinerlei Gelegenheit, ernsten Gebrauch davon zu machen. Die äußere Wirksamkeit der „Gesellschaft“ beschränkte sich darauf, den zu Darmstadt und Friedberg Verhafteten Nachrichten zukommen zu lassen und Versuche zu ihrer Befreiung zu machen. Beides wurde mit vielem Scharfsinn in's Werk gesetzt. So war es den Gefangenen einzig gestattet, sich eine Bibel und den Zuckervorrath von Auswärts kommen zu lassen, aber die Verbündeten wußten dies auszunützen. In den Bibeln wurden auf einer der ersten Seiten einzelne Buchstaben mit Punkten versehen und so zu Worten und Sätzen formirt — das Ganze mußte von der Rechten zur Linken, also nach Art der Hebräer, zusammengelesen werden. Unter den Zuckerstücken aber befanden sich immer einige mit fein eingebohrten Röhrchen, in welche dicht zusammengerollte, eng beschriebene Zettelchen gesteckt waren. Die Correspondenz durch die Bibel wurde bald entdeckt und als der Kerkermeister einmal seinen Morgenkaffee aus der Zuckerdüte der Gefangenen versüßte und plötzlich zu seinem Erstaunen ein Zettelchen auf der Oberfläche des braunen Tranks auftauchen sah, da ward auch dies andere Mittel der Verständigung unmöglich gemacht. So führten denn die Bemühungen Büchner's und seiner Anhänger nur zu dem Resultat, daß ihre armen Freunde die Bibel entbehren und bittern Kaffee trinken mußten. Auch die Be-

freiungs-Versuche fielen nicht besser aus. Zwei Wächter waren bestochen, der Kerkermeister sollte durch Opium betäubt werden, auch war bereits Vorsorge für die Beförderung der Befreiten über die Grenze getroffen. Aber die Ausführung verzögerte sich, weil vorher die Genesung des schwer erkrankten Minnigerode abgewartet werden sollte, und als man sich endlich trotzdem zum Handeln entschloß, war es zu spät. Einer der bestochenen Wächter verrieth den Plan und die Gefangenen wurden schärfer bewacht, als früher.

Diese Mißerfolge verstimmten Büchner immer mehr und oft genug klagte er seinem treuen Wilhelm, daß sich kein Mensch unglücklicher fühlen könne als er. War schon sein seltsames Doppelleben, bei Tage als demüthiger Gefangener, der sein vorgeschriebenes Pensum Anatomie erledigen mußte, des Nachts als Dictator einer phantastisch aufgeregten Bande, vollauf geeignet, selbst stärkere Nerven, als er sie hatte, auf's Höchste zu irritiren, so quälte ihn noch obendrein bitterste und leider auch begründete Reue. Er klagte sich an, seine Eltern betrogen, seine Freunde verführt zu haben, und verurtheilte seine Handlungsweise in den schärfsten Ausdrücken. Aber just in diesen Tagen äußerer Aufregung und innerer Selbstqual erwachte in ihm plötzlich und mächtig der Drang nach poetischer Production; zum ersten Male in seinem Leben, sofern man von jenen schwächlichen lyrischen Versuchen seiner Knabenzeit absieht. Das klingt auffällig genug, wird uns aber erklärlich, wenn wir aus seines Bruders Mittheilungen ersehen, daß er zunächst nur eine politisch-sociale Tendenz-Dichtung schreiben wollte. Seine erste Intention erhob sich nicht viel über jene, welche ihm beim „Landboten" die Feder geführt: trostlos und an dem Siege

der Freiheit verzweifelnd, wollte er durch eine Dichtung, welche den Triumph der Republik verherrlichen sollte, sich und Anderen Muth einsprechen. Es war also nur ein Aufbäumen seiner trotzigen Natur, welche darnach rang, die eigene Reue und Hoffnungslosigkeit abzuschütteln. Daß er den Stoff aus der französischen Revolution entnehmen müsse, stand ihm bei seiner genauen Vertrautheit mit dieser Geschichts-Epoche sofort fest, aber ebenso schwankte er keinen Augenblick, die dramatische Form zu wählen. Leitete ihn schon bei diesem letzteren Entschlusse sein poetischer Instinkt, so trat derselbe noch weit mehr hervor, als er den Stoff zu sichten begann, um die passende Periode herauszufinden. Er hatte ursprünglich an die erste glorreiche und noch wenig von Greueln befleckte Epoche der Revolution gedacht, weil sich dieselbe für seine Tendenz am Besten schickte, aber je ernstlicher er sich mit seinem Plane beschäftigte, desto mehr interessirte ihn die Epoche des Schreckens und ihr Höhepunkt: der Untergang Danton's. Indem er sich für letzteren Stoff entschied, hatte bereits der Poet in ihm über den Politiker gesiegt: die Schilderung der Zeit, wo sich die Republik selbst zerfleischte, war nicht geeignet, Propaganda für ihre Ideen zu machen. Und vollends verflüchtigten sich diese Tendenz-Gedanken, als er nun an die Ausführung ging, denn er that dies in trübster Gemüthsstimmung, verzweifelnd an dem Sieg seiner Ideale, und darum weder gewillt noch vermögend, Andere hiefür zu begeistern. Mehr als je vorher fühlte er sich „zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte" und dem Druck des eigenen Geschicks. So war der politische Enthusiasmus wohl der Motor gewesen, der ihn zu poetischer Production hingeleitet, aber er verließ ihn noch vor Beginn der Arbeit.

Unter schwierigeren Verhältnissen mag selten ein poetisches Werk entstanden sein. Büchner's Situation, schon bisher eine peinliche, gestaltete sich allmählig wahrhaft unerträglich. In der zweiten Januarwoche von 1835, als er eben die ersten Szenen seines „Danton" geschrieben hatte, erhielt er plötzlich eine Vorladung des Criminalgerichts in Offenbach. Der Vater war ebenso bestürzt, als erzürnt; die Mutter zerfloß in Thränen, beide beschworen ihn, ihnen die Wahrheit zu gestehen. Er fühle sich rein, erwiderte er, und begab sich nach Offenbach, noch immer der festen Ueberzeugung, daß man keine positiven Beweise gegen ihn habe. Die Vernehmung schien dies zu bestätigen, er wurde blos als Zeuge verhört und sollte namentlich über Schütz aussagen; auch entließ man ihn sofort wieder. Gleichwohl kehrte er sehr beunruhigt heim, denn er hatte den Eindruck empfangen, daß man allerdings von ihm und Weidig noch nichts wisse, umsomehr aber von anderen, weniger compromittirten Bündlern. Dies schien ihm nach wie vor räthselhaft und nur durch das Walten eines sonderbaren Zufalls erklärlich; noch immer ahnte er keinen Verrath; trotzdem konnte er sich nicht verhehlen, daß ihm die Gefahr näher gerückt. Er suchte dieses Angstgefühl in sonderbarer Art zu ersticken: sein Eifer für die „Gesellschaft" steigerte sich, er verbrachte fast jede Nacht in jenem Häuschen an der Dieburger Landstraße und arbeitete bei Tage mit fieberhafter Hast an seinem Drama. Es geschah dies am Secirtische des Laboratoriums und während jener Stunden, wo Dr. Büchner nicht zu Hause war; anatomische Tafeln, mit welchen er das Manuscript bedecken konnte, lagen stets aufgeschlagen auf dem Tische. Außerdem hielt Wilhelm Wache und meldete rechtzeitig die Heimkehr

des Vaters oder andere Störung: er war der Einzige, der um die Arbeit wußte. Da Georg, je mehr dieselbe fortschritt, immer verstörter und aufgeregter wurde, so erlaubte sich der jüngere Bruder einmal eine abmahnende Bemerkung. Georg erwiderte heftig, er gehorche seinem innersten Drange und werde sein Werk selbst dann vollenden, wenn es ihm Verderben bringen müßte; übrigens tröste es ihn schon jetzt, indem es seine Aufmerksamkeit von den jämmerlichen Verhältnissen um ihn her ablenke, und werde ihm obendrein nach der Vollendung ein schön Stück Geld eintragen, dessen er dringend bedürfe. „Wozu?" fragte Wilhelm. — „Es soll mir Freiheit und Leben retten!" war die Antwort. Uebrigens spielte er damals nur mit dem Gedanken der Flucht — an eine ernstliche Gefahr glaubte er selbst dann nicht, als er Ende Januar eine zweite Vorladung erhielt, diesmal nach Friedberg. Abermals wurde er nur als Zeuge vernommen, höflich behandelt und sofort wieder entlassen. „Sie wissen nichts!" sagte er dem Bruder lachend, als er heimkehrte, und ahnte nicht, daß ihn abermals nur Kuhl's directe Intervention gerettet hatte. Obwohl dieser nämlich keinerlei Aussagen gegen Büchner gemacht, ja sogar jeden Verdacht von ihm abzulenken versucht, war Rath Georgi doch durch die bisherigen Resultate der Untersuchung zu der Ueberzeugung von Büchners Schuld gekommen und unterließ nur deßhalb die Verhaftung, weil Kuhl feierlich dessen Unschuld declarirte. Zum Ersatz hierfür enthüllte der Mann das Bestehen der Darmstädter Gesellschaft, gab aber weder den Versammlungsort noch das Waffendepôt an, obwohl ihm Beides wohl bekannt war, sondern begnügte sich damit, drei jüngere, unbedeutende Mitglieder zu denunciren. Und so ward Büchner

eines Morgens — am 2. Februar — durch die Nachricht aufgeschreckt, daß einige Freunde, mit denen er noch Nachts vorher in jenem Häuschen beisammen gewesen, soeben verhaftet worden. Erst diese Hiobspost brach seinen Trotz; in maßloser Aufregung suchte er eiligst die einzelnen Mitglieder auf und mahnte sie zu äußerster Vorsicht. Die Vollversammlungen wurden eingestellt, die Waffen in einem Keller vergraben. Damit noch nicht beruhigt, beschwor Büchner die anderen Vorstände der Gesellschaft, Koch, Kahlert und Nievergelter, zu flüchten. Die beiden Letzteren vermochten diesem Rathe zu folgen und verließen Darmstadt in der ersten Hälfte des Februar, Koch blieb, weil ihm das Geld zur Flucht fehlte. Derselbe Grund zwang Büchner, zu bleiben. Er selbst besaß keinerlei Mittel, unter den Gesinnungsgenossen war Niemand, der sie ihm hätte leihen können, ein Geständniß an die Eltern hätte nur die Mutter trostlos gemacht, den Vater in heftigste Entrüstung versetzt, ohne zu dem gewünschten Resultate zu führen; Dr. Büchner war nicht der Mann, einen Schuldigen, auch wenn es sein eigen Fleisch und Blut war, den Gerichten zu entziehen. Vielleicht sei es gut so, tröstete Georg den besorgten Bruder, vielleicht sei die Flucht überflüssig, die Polizei tappe offenbar noch im Finstern, da ja auch Weidig bisher unbehelligt geblieben. Wie wenig er selbst an diese Hoffnung glaubte, bewies sein verstörtes Antlitz und die fieberhafte Aufregung, die seine Kräfte sichtlich aufrieb. Sein Auge glänzte unheimlich und war dann wieder wie erloschen; er aß fast nichts, sprach nur mühsam und fuhr zusammen wenn er angeredet wurde. Die Eltern drangen in ihn, sich Ruhe zu gönnen, er lehnte dies fast unwillig ab und saß vom frühen Morgen bis in

die Nacht hinein an seinem Arbeitstische, hastig und heimlich Szene um Szene seines Drama's entwerfend. „Ich schreibe im Fieber", sagte er dann dem Bruder, „aber das schadet dem Werke nicht — im Gegentheil! Uebrigens habe ich keine Wahl, ich kann mir keine Ruhe gönnen, bis ich nicht den Danton unter der Guillotine habe und obendrein brauche ich Geld, Geld!" Dies letztere Motiv betonte er immer häufiger, je mehr die Arbeit vorrückte, und je näher ihm die Gefahr kam. Denn von Mitte Februar ab brachte fast jeder Tag eine schlimme Neuigkeit: in Gießen, Butzbach und Darmstadt mehrten sich die Verhaftungen, auch Koch wurde in's Gefängniß geschleppt, in dem er sein Leben beschließen sollte. Als Büchner auf die Nachricht hievon zu einem Freunde eilte, um nähere Erkundigungen einzuziehen, gewahrte er, daß ihm ein Polizist auf Schritt und Tritt folgte, zwei andere waren an den beiden Enden der Straße postirt, in der er wohnte. „Ich bin verloren!" sagte er dem Bruder, als er heimkehrte, brütete einige Stunden stumm und verzweifelt vor sich hin, raffte sich dann jedoch gewaltsam auf. Noch am selben Abend befestigte er mit Wilhelm's Hülfe eine Strickleiter an der hohen Mauer des Hausgartens, um in die benachbarten Gärten flüchten zu können, wenn die Häscher kämen. Die nächsten drei Tage (20.—23. Febr.) verbrachte er wieder am Schreibtisch, vollendete den Entwurf des Drama's, feilte es durch und schrieb es in's Reine. „Ich hätte sonst Wochen daran gewendet", sagte er dem Bruder, „aber nun ist keine Zeit mehr zu verlieren". Man sieht, es war keine Uebertreibung, wenn er später einmal an Gutzkow schrieb: „Für Danton sind die Darmstädtischen Polizeidiener meine Musen gewesen". Die Polizisten patrouillirten fortwährend

vor dem Hause und er mußte sie sehen, wenn er den Blick von der Arbeit erhob. Am 24. Februar schrieb er den Begleitbrief an Gutzkow, und Wilhelm brachte das Manuscript zur Post. Auf dem Titel stand nur: „Dantons Tod. Ein Drama", und statt des Autornamens die Bitte, denselben zu verschweigen. Auf Gutzkow war seine Wahl deßhalb gefallen, weil sich dieser durch seine scharfen, kühnen und freisinnigen Kritiken im Frankfurter „Telegraph" rasch großen Einfluß erworben und auch mit dem sehr geachteten und rührigen Verleger J. D. Sauerländer in intimer Beziehung stand.

Das Begleitschreiben Büchners liegt dem Leser vor (S. 381) — der seltsame Ton desselben kann nicht befremden, wenn man die Verhältnisse erwägt, unter denen es entstand. Ein fieberhaft erregter, verzweifelter Jüngling hat diese Zeilen geschrieben, um die einzige Hoffnung, an die er sich noch klammerte, zu verwirklichen. Aber so deutlich auch die Absicht hervortritt, Neugierde, Theilnahme, ja Mitleid zu erwecken — keine Unwahrheit findet sich in diesem Briefe, ja sogar wenn man sich in das Gefühlsleben des Gepeinigten versetzt, keine Hyperbel. Sein Elend schien ihm in der That jenen Grad erreicht zu haben „welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht!"

Nur mit größter Anstrengung hatte er noch diesen bangen, trotzigen, verzweifelten Hilferuf geschrieben, dann versagten die maßlos überreizten Nerven den Dienst und er verfiel in ein lethargisches Hinbrüten, welches die Familie noch weit besorgter machte als die vorangegangene Aufregung. Aber schon am 27. Februar ward er peinlich aus diesem Zustande aufgerüttelt: durch die Vorladung, noch im Laufe

des Vormittags vor dem Untersuchungsgericht im Darmstädter Arresthause zu erscheinen. In dieser Form waren die meisten Verhaftungen der letzten Tage erfolgt. Büchner wußte, was die Vorladung bedeute. Mit gräßlich entstellten Zügen trat er in das Stübchen Wilhelm's, der eben seinen Koffer packte, weil er am Nachmittage nach Butzbach abreisen sollte, um als Practicant in die dortige Apotheke einzutreten. „Sieh' her", sagte er, „das ist mein Todesurtheil!" Diese Worte erschütterten Wilhelm so tief, daß er sich sofort erbot, statt des Bruders in's Arresthaus zu gehen. Der Gedanke war nicht so abenteuerlich, weil Wilhelm älter aussah, als er war, und weil unter der Vorladung der Name eines Beamten stand, der erst kürzlich nach Darmstadt versetzt worden und Georg nicht kannte. Die Brüder verabredeten nun, daß Wilhelm das Verhör bestehen, sich auch einer Verhaftung nicht widersetzen solle; komme er bis zur Mittagsstunde nicht zurück, so solle dies für Georg das Signal zur Flucht sein. Der sechzehnjährige Knabe machte sich beherzt auf den Weg, ward aber, als er im Arresthause die Vorladung vorwies, nicht vor den fremden Beamten geführt, sondern zufällig vor einen Darmstädter Richter, welcher die Brüder sehr genau kannte, da Dr. Büchner sein Hausarzt war. „Was willst Du hier, Wilhelm?" fragte er streng und als nun dieser stammelnd erwiderte, Georg sei krank und er komme, um ihn zu entschuldigen, erwiderte der edle Mann mit scharfer Betonung: „Merke wohl auf! Wenn dein Bruder krank ist, so wollen wir ihm zwei Tage Ruhe gönnen, dann aber muß er in's Arresthaus!" Der Knabe verstand den Sinn dieser Worte, dankte gerührt und eilte erfreut heim. Georg aber gerieth über diesen Bescheid in

Verzweiflung, er hatte gehofft, so lange in Darmstadt bleiben zu können, bis das Geld aus Frankfurt eintraf, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Gutzkow die Firma Sauerländer zur Uebernahme des Verlags und sofortiger Honorirung veranlassen werde. Wie sollte er sich jetzt, binnen achtundvierzig Stunden, die Mittel zur Flucht schaffen? Nun besaß Wilhelm allerdings zwei Louisdors, welche ihm der Vater am Morgen zur Beschaffung einiger Lehrbücher übergeben, aber er wagte es nicht dies Geld zu opfern, und auch Georg mochte ihn nicht dem Zorne des Vaters aussetzen. So schieden beide am Nachmittag des 27. Februar in düsterster Stimmung. „Wir sehen uns nie wieder", sagte Georg, und die traurige Ahnung hat sich erfüllt.

Wilhelm Büchner ist, wie erwähnt, unser einziger Berichterstatter über jene Tage. Was sich nach seinem Abgange begeben, wie Georg die letzten Stunden im elterlichen Hause verbracht, woher er die Mittel zur Flucht genommen, war nicht zu erkunden. Höchstwahrscheinlich hat er in der Frühe des ersten März, knapp vor Ablauf des Termines, welchen ihm jener milde, barmherzige Richter gestellt, Darmstadt verlassen. Der Vater und die Geschwister ahnten nichts davon; hingegen scheint die Mutter seinen Plan erfahren und ihm einige Unterstützung gegeben zu haben. Diese Vermuthung ist durch das innige Verhältniß zwischen Frau Caroline und ihrem Liebling wohlberechtigt, auch darum, weil nur so erklärlich wird, daß dieser in letzter Stunde denn doch plötzlich über die nöthigen Mittel verfügte. Die Krise ging, wie er später nach Hause berichtete, „rasch und bequem" vor sich; allerorts wurde er von Anhängern seiner Partei gastlich aufgenommen und weiter befördert, zunächst nach

Worms, dann durch die Rheinpfalz an die französische Grenze, welche er am 9. März 1835 bei Weißenburg überschritt. Er hatte diese Grenzstation gewählt, weil er hier ohne Paß durchzukommen hoffte, was auch gelang. Kaum in Sicherheit, schrieb er an die Eltern uud theilte die Motive der Flucht mit — daß er sich in diesem Briefe (S. 344) an Vater und Mutter wendet, spricht nicht gegen obige Vermuthung, da Dr. Büchner keinesfalls erfahren durfte, daß seine Gattin Mitwisserin gewesen. Der Brief ist nach mancherlei Richtung bemerkenswerth. Vor Allem muß es auffallen, daß Büchner noch immer nicht die Wahrheit gesteht und sich für einen ungerecht Verfolgten ausgibt. Vielleicht verhinderte ihn der Trotz, die jahrelang festgehaltene Täuschung einzugestehen, vielleicht auch das edlere Motiv, die Eltern in ihrem tiefen Schmerze zu trösten. Hingegen kann es nicht befremden, daß er als sein einziges Ziel „das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften" bezeichnet und die literarischen Hoffnungen, die ihn gerade damals so lebhaft erfüllten, gänzlich verschweigt. Denn abgesehen davon, daß er noch nichts von dem Schicksale seines Drama's erfahren, mußte er jede Andeutung hierüber schon deßhalb unterlassen, weil der Vater durch die Mittheilung von einer dichterischen Arbeit nur noch heftiger erzürnt worden wäre. Auch hatte er niemals die Absicht, seine materielle Existenz durch literarische Thätigkeit zu begründen. „Ruhm will ich davon haben, nicht Brod", pflegte er später zu sagen. Im Uebrigen athmet der Brief den frischen Lebensmuth des Geretteten, der noch obendrein einem Wiedersehen mit der geliebten Braut entgegensieht, und in dieser Stimmung bewegt ihn auch das Bewußtsein, von nun ab keine Unterstützung von

Hause erwarten zu dürfen, nur zu den muthvollen Worten: „Ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte“.

Dr. Büchner hat weder diesen Brief, noch einen der folgenden bei Lebzeiten des Sohnes gelesen; so lange Georg lebte galt er ihm als todt, er gewährte ihm keine Unterstützung, erkundigte sich nicht nach seinen Schicksalen, ja sogar sein Name durfte nie vor ihm genannt werden. Wer dies allzuhart findet, mag aber auch nicht vergessen, wie tief diesen geraden, grundehrlichen Mann die Erkenntniß empören mußte, daß ihn der Sohn jahrelang betrogen, wie diesem loyalen Staatsdiener das politische Vergehen desselben nicht minder verwerflich erschien als irgend ein gemeiner Frevel, wie bitter endlich sein Vaterherz das Scheitern aller Hoffnungen empfinden mußte, welche er an den genialen Jüngling geknüpft. Auch ging seine Härte nicht über das Menschliche hinaus; er ließ es geschehen, daß Gattin und Kinder eifrig mit dem Flüchtling correspondirten, und als Frau Caroline überaus sparsam wurde, um den Sohn von dem Wirthschaftsgelde unterstützen zu können, verlor er kein Wort darüber, warum es plötzlich so karg im Hause zugehe, obwohl er den Sachverhalt wohl wußte. Er selbst freilich hat Georg's in jener Zeit nie erwähnt, auch dann nicht, als Ende März jene Hundert Gulden in Darmstadt eintrafen, welche J. D. Sauerländer als Honorar für „Dantons Tod“ gewährt. Da übergab er Geld und Brief schweigend der Gattin.

Dies lenkt uns zu dem Schicksal jenes Manuscripts zurück. Wir erzählen dasselbe am Besten mit den Worten des Mannes, der sich das größte Verdienst um Georg Büchner erworben, Karl Gutzkow's.

„In den letzten Tagen des Februars 1835", berichtet derselbe im „Frankfurter Telegraph", Nr. 42 vom Juni 1837, „dieses für die Geschichte unserer neueren schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von älteren und jüngeren Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt a. M. nach Literaten-Art das Handwerk begrüßte. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Brief, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Es war ein Drama: „Danton's Tod". Man sah es der Production an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Szenen, die Worte folgten sich rapid und ungestüm. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Aber diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen, scharfen Umrissen schnell, im Fluge an die Wand zu schreiben. Die ersten Szenen die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme des Buchhändlers Sauerländer noch an jenem Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl von Szenen, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers".

So hatte sich Büchners Hoffnung erfüllt; Gutzkow schloß mit dem Verleger einen Vertrag, wonach dieser gegen Bezahlung von Hundert Gulden das Recht erwarb, zuerst einzelne Szenen in der von ihm verlegten Zeitschrift „Phönix"

zu veröffentlichen und dann eine Buchausgabe zu veranstalten. Das Geld ging nach Darmstadt ab. Wenige Tage hernach erschien in sämmtlichen, süddeutschen Zeitungen der Steckbrief, welches das Darmstädter Gericht dem Flüchtigen nachgesandt. Gutzkow war dadurch sehr beunruhigt, erhielt jedoch Anfang April zu seiner Freude ein Schreiben Büchners aus Straßburg, worin sich dieser nach seinem Manuscripte erkundigte. Der curiose Ton der wenigen Zeilen (S. 383) ist sehr befremdend; die beste Erklärung hierfür hat der Empfänger selbst gegeben: „Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons; der junge Dichter muß seine Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, mit der er sein Drama gemalt". Auf diesen Brief folgte unmittelbar ein anderer, worin Büchner den Empfang des Geldes bestätigte, herzlichst dankte und in fieberhaft erregten Worten bat, das Erscheinen des Werkes sofort zu veranlassen.

Doch ging dies nicht so leicht, obwohl Gutzkow und der Verleger den gleichen Wunsch hegten. Ein wortgetreuer Abdruck des Manuscripts hätte nie die Censur passiren können, und so griff Gutzkow, „um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen", zum Rothstift und strich oder veränderte jene Stellen, von welchen aus politischen oder moralischen Gründen Gefahr für das Werk zu befürchten war. Da er diese Arbeit begreiflicher Weise widerwillig verrichtete und oft lange schwankte, ob diese oder jene Stelle nicht denn doch gerettet werden könne, so konnte er erst Mitte Mai das redigirte Manuscript abliefern. Doch trug Sauerländer, obwohl einer der muthigsten und freisinnigsten Verleger Deutschlands, noch immer Anstand, es zum Druck zu

befördern, und übergab es zu weiterer Bearbeitung dem damals in Frankfurt lebenden, österreichischen Schriftsteller Eduard Duller, der höchst willkührlich damit umsprang und sich nicht blos Striche, sondern auch Zusätze erlaubte. In dieser verstümmelten Form erschien das Werk endlich, nachdem der „Phönix" vom Juni einige Szenen daraus mitgetheilt, Anfang Juli 1835 im Buchhandel. Alles Nähere hierüber findet sich an anderer Stelle (S. 95 ff.) übersichtlich zusammen gestellt. Hier sei nur angeführt, daß der Abdruck an nicht weniger als Einhundertelf Stellen vom Manuscripte abwich. Wer dieselben prüft, wird sicherlich Gutzkow's Worten beistimmen, daß damals nur „ein nothdürftiger Rest des Werkes, die Ruine einer Verwüstung" erschienen. Gegen Georg Büchners ausdrücklichen Wunsch war sein Name auf dem Titelblatte genannt, und außerdem hatte sich Duller erlaubt, den geschmacklosen Nebentitel „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenherrschaft" hinzuzufügen.

K. E. F.

So erschien denn „Danton's Tod," während sein Verfasser als Flüchtling in der Fremde lebte, und wurde durch Gutzkow mit einer der glänzendsten Kritiken in die literarische Welt eingeführt. (Man vergl. S. 446). — Die kritische Welt kam in Bewegung. Während das „Junge Deutschland" unter seiner literarischen Fünfherrschaft (Wienbarg, Gutzkow, Heine, Laube, Mundt), das damals noch in dem süßen Wahne lebte, mit der Macht der Idee die Macht der Bajonnette und des Geldes bekämpfen zu können, und das noch nicht die traurige Erfahrung des Verbotenwerdens gemacht hatte — während das junge Deutschland in Büchner

einen starken Mitkämpfer erblickte und seinen Beifall nicht sparte, konnte es natürlich von reactionär-pietistischer Seite nicht an der Bekämpfung eines Autors fehlen, der die Principien der Revolution und der Freigeisterei so offen und mit so seltenem Talent entwickelt hatte, und zwar gerade aus derjenigen Periode der Französischen Umwälzung, welche man bisher nur verstohlen und alsdann nicht ohne die lebhaftesten Aeußerungen eines frommen Abscheues zu nennen gewohnt war. Büchner selbst blieb diesem Treiben ziemlich fremd; nur versprengte Nachrichten über das Schicksal seines Erstlings kamen zu ihm über den Rhein; dagegen blieb er von jetzt an in fortwährender brieflicher Verbindung mit Gutzkow. (Man vergl. S. 381 u. flgd.) In den abgedruckten Briefen aus Straßburg vom 5. Mai (S. 347) und vom 28. Juli 1835 (S. 353) gibt er einen zur Beurtheilung wesentlichen Commentar zu „Danton" und eine Selbstrecension desselben. —

Der großen geistigen Aufregung folgte in Straßburg Abspannung, aber auch eine wohlthätige Ruhe und Erholung in der Nähe der Geliebten. Büchner fühlte sich sicher vor den gefürchteten Leiden eines langwierigen Kerkers, und eine heitere Stimmung spricht aus seinen Briefen, die nur durch die Sorge um seine Zukunft und den Schmerz über die Leiden seiner politischen Freunde in Deutschland getrübt wird. Dem politischen Treiben, das um jene Zeit durch den in Lausanne in der Schweiz zwischen den Abgesandten des „Jungen Europa" und denen der französischen Republikaner geschlossenen Verbrüderungsvertrag (10. April 1836) neue Nahrung erhielt, blieb er von jetzt an fern. Gutzkow schreibt darüber: „Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu

träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese." (Man vergl. den Brief an Gutzkow auf S. 383 und denjenigen an seinen Bruder Wilhelm auf Seite 349—50.)

In Straßburg wandte sich Büchner wieder ganz seinen ernsten Studien zu; beinahe auf sich allein angewiesen, suchte er sich mit Macht eine Stellung zu erringen. Sein Erfolg auf dem Felde der dramatischen Poesie war weit entfernt, ihn seinem ursprünglichen Studienplane zu entfremden. Wenn er auch die praktische Medicin entschieden aufgab, so setzte er doch die naturwissenschaftlichen Studien um so eifriger fort. Nachrichten aus Zürich über die schlechte Besetzung einiger naturwissenschaftlichen Fächer ließen ihn den Gedanken fassen, sich für einen Lehrcursus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorgetragen worden war, vorzubereiten. Der berühmte Lauth und Düvernoy, Professor der Zoologie, leisteten ihm für diese Studien allen Vorschub und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliothek sowohl, wie einiger bedeutenden Privatbibliotheken möglich. Einige leichte literarische Arbeiten, die ihn zwischendurch beschäftigten, betrachtete er mehr als Erholung. Auf Sauerländer's Anstehen übersetzte er in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die „Tudor" und „Borgia" mit ächt dichterischer Verwandtschaft zum Original. (Man vergl. S. 241—259.) Alfred de Müsset zog ihn, wie Gutzkow erzählt, an, während er nicht wußte, „wie er sich durch Victor Hugo durchnagen" solle. Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", Alfred de Müsset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte".

— In Gutzkow's Literaturblatt sollte Büchner auf dessen Wunsch Kritiken der neu erscheinenden französischen Literatur liefern. — Zugleich mit den naturwissenschaftlichen Studien betrieb Büchner in Straßburg philosophische, und zwar namentlich als Grundlage „Geschichte der Philosophie". Unter den neueren Philosophen waren es Cartesius und Spinoza, mit deren Systemen er sich hauptsächlich beschäftigte und aufs Innigste vertraut machte. (Man vergl. S. 303—321). Daneben fand sein rastloser Eifer noch Zeit, das Englische zu erlernen. Er studirte meist anhaltend von Morgens früh bis um Mitternacht. — Seine vergleichend anatomischen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. Er ging sogleich an die Arbeit, und dieselbe beschäftigte ihn fast ausschließlich in dem Winter von 1835 auf 1836. (Man vergl. S. 291 u. flgde.)

Im October 1835 erhielt Büchner durch besondere Vergünstigung eine französische Sicherheitskarte, die ihn aller Chikanen überhob, welche damals gegen die Refügies in Folge auswärtiger Noten im Schwange waren. Es waren kaum acht bis zehn deutsche Flüchtlinge in Straßburg, alle mit ihren Studien beschäftigt, und die deutschen Regierungen träumten von Einfällen derselben über den Rhein. Von politischen Leidensgenossen und Freunden aus Deutschland traf Büchner in Straßburg nach und nach: Koch, Geilfuß, Dittmar, Stamm, Schütz, Walloth, Heumann, Schulz, Nievergelter, Becker, Rosenstiel, Wiener und Andere; sie zerstreuten sich immer bald wieder, einige nach Paris, andere

in die Schweiz, nach Belgien und nach Amerika. — In Straßburg selbst besaß er einen kleinen, aber bedeutenden Kreis von Freunden, worunter Professor Baum, der um jene Zeit mit einer Abhandlung über die Methodisten einen französischen Preis von 3000 Franken gewonnen hatte, ferner die beiden Dichter Stöber (Adolph und August), Dr. Böckel, Follenius und Andere. (Man vergl. S. XLV.)

Im September 1835 wurde bekanntlich als Organ des „Jungen Deutschland“ die deutsche Revue durch Gutzkow und Wienbarg gegründet, und sollte mit Anfang des Jahres 1836 erscheinen. Büchner wurde zum Mitarbeiten eingeladen. Er sagte zu, wenn auch nicht zu regelmäßigen Beiträgen, und sein Name wurde unter den Mitarbeitern in der Ankündigung aufgeführt. Für diese deutsche Revue hatte Büchner seine Novelle „Lenz“ bestimmt. Er hatte in Straßburg interessante und bis da unbekannte Notizen über Lenz, den unglücklichen Dichter aus der Sturm- und Drangperiode, den Jugendfreund Goethe's, erhalten. Lenz, nachdem er sich längere Zeit mit Goethe zugleich in Straßburg aufgehalten, verliebte sich in die bekannte Goethe'sche Friederike und wurde zuletzt verrückt. Die Novelle ist, da die deutsche Revue noch vor ihrem Erscheinen unterdrückt wurde, leider Fragment geblieben und behandelt in dieser Form jenen Moment in Lenzen's Leben, wo derselbe, nachdem er in Weimar nicht bleiben konnte, zum zweiten Mal in das Elsaß und in einem halbwahnsinnigen Zustand zu dem durch seine pietistische Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Waldbach kam. Büchner hat seine Erkundigungen über diesen Aufenthalt Lenzen's an

Ort und Stelle eingezogen. (Man vergl. die „Anmerkung zu Lenz“ auf S. 240).

Mit dem Verbot der deutschen Revue war die literarische Verbindung und Richtung, die man das „Junge Deutschland“ nannte, so ziemlich zu Ende, und seine Koryphäen verfolgten von nun an jeder seinen eigenen Weg. Was Büchner's Verhältniß zum Jungen Deutschland und seine Meinung über dasselbe angeht, so verweisen wir auf den Brief vom 1. Januar 1836 (S. 361 u. flgde.), worin er sich entschieden darüber ausspricht. — Da nun Büchner die Absicht hatte, schon im Frühjahre des Jahres 1836 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, so beeilte er sich mit seiner Abhandlung sehr. Im März 1836 war sie fertig, und nachdem er in der Straßburger gelehrten Gesellschaft für Naturwisssenschaften mit sehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenstand gehalten hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag der Professoren Lauth und Düvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieselbe zum Druck auf ihre Kosten zuzulassen. Zugleich ernannte sie Büchner zum correspondirenden Mitglied. Die Schrift erhielt den Titel: *Sur le système nerveux du barbeau* (über das Nervensystem der Fische) und wurde von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften für eine meisterhafte Arbeit erklärt, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. (Ein kurzer Auszug aus dieser Schrift ist auf Seite 296 wiedergegeben.) Theils die Verzögerung des Druckes der Schrift, theils politische Maßregeln, die damals gegen die Flüchtlinge in der Schweiz ergriffen wurden, bewogen Büchner, seine Uebersiedelung nach Zürich noch bis zum Herbste zu verschieben. Die ihm da-

durch freigewordene Zeit benutzte er, um sowohl seinen anatomischen Cursus bis zu Ende vorzubereiten, als auch namentlich zur Vervollständigung seiner philosophischen Studien. Er präparirte, um mit zwei Fächern ausgerüstet nach Zürich zu kommen, einen vollständigen Lehr-Cursus über „die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza“. In dem Nachlasse befindet sich sowohl eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Darstellung der Systeme von Cartesius und Spinoza, als auch eine ganz ausgearbeitete Geschichte der älteren griechischen Philosophie. (Man vergl. S. 301—321). Da Büchner in demselben Sommer auch dramatische Poesien vollendete, von denen wir noch reden werden, so beweisen diese Arbeiten einen enormen Fleiß. Seine Mutter und Schwester, die ihn diesen Sommer in seinem Exil besuchten, fanden ihn zwar gesund, aber doch in einer großen nervösen Aufgeregtheit und ermattet von den anhaltenden geistigen Anstrengungen. Er äußerte damals oft: „Ich werde nicht alt werden“. Dennoch ließen sein angeborner Lebensmuth und die Aussicht in eine ruhmreiche Zukunft ihn oft sehr heiter sein. (Man vergl. den aus dieser Zeit stammenden Brief an Gutzkow auf S. 385—88.) —

Das Lustspiel „Leonce und Lena“, das zweite Stück der Sammlung, ist in demselben Sommer entstanden. Die Cotta'sche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abschreiben des Concepts ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuscript zwei Tage zu spät und erhielt es uneröffnet zurück. Außerdem muß er in derselben Zeit

noch ein zweites Drama vollendet haben, das nicht mehr vorhanden ist; wenigstens schreibt er im September 1836, nachdem er von zwei fertigen Dramen schon in früheren Briefen gesprochen: „Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid.“ (Man vergl. S. 368 u. 369).

Unterdessen war die Abhandlung über das Nervensystem der Fische nach Zürich geschickt, und auf Grund derselben das Doctordiplom der philosophischen Fakultät sogleich an Büchner ausgefertigt worden. Zugleich wurde er eingeladen, eine Probevorlesung in Zürich zu halten, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten.

Am 18. October 1836 reiste Büchner nach Zürich, vorbereitet auf zwei Lehrcurse, einen über vergleichende Anatomie, den anderen über Philosophie. Dem letzteren gab seine eigne Neigung den Vorzug; doch da Professor Bobrik bereits philosophische Vorlesungen angekündigt hatte, so sparte er, um Collisionen zu vermeiden, diesen Plan für das folgende Sommersemester auf und entschloß sich zur vergleichenden Anatomie. Büchner's Probevorlesung, aus deren Eingang wir einen kurzen Abriß auf Seite 291 ff. gegeben haben, wurde vor einem sehr zahlreichen Publikum gehalten und erntete den allgemeinsten Beifall. Der berühmte Oken, Professor in Zürich, war entzückt davon, und sowohl er, als Arnold, Professor der Anatomie, wurden sehr für Büchner eingenommen, nachdem sie bereits früher das günstigste Urtheil über die Abhandlung gefällt hatten. Arnold stellte ihm seine

Bibliothek zur Verfügung; und Oken, nachdem der Züricher Erziehungsrath Büchner zum Privatdocenten ernannt hatte, empfahl die Vorlesungen desselben vom Katheder herab und schickte seinen eigenen Sohn in dieselben. Dadurch wurde Büchner mit Oken und dessen Familie bald sehr befreundet und lernte in seinem Haus im Verlaufe des Winters mehrere der bedeutendsten Männer jener Zeit kennen. Schönlein, der damals noch in Zürich docirte, erkundigte sich bald nach Büchner, lud denselben ein und stellte ihm seine werthvollen Präparate zur Verfügung. Ueberhaupt wurde der junge Gelehrte von allen Seiten auf das Zuvorkommendste aufgenommen, und man hatte sogar im Züricher Erziehungsrathe die Absicht, für ihn eine Professur der vergleichenden Anatomie zu creiren. Seine Vorlesung beschäftigte ihn vollauf, da es damals in Zürich beinahe völlig an vergleichend anatomischen Präparaten fehlte, und er dieselben fast alle selbst anfertigen mußte. Er schreibt an seinen Bruder: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern". — Von früheren politischen Leidensgenossen fand er in Zürich außer Schulz: Trapp, Geilfuß und Braubach. Mit Dr. Wilhelm Schulz und dessen Frau, die ihn mit der aufopferndsten Sorgfalt auf seinem Krankenlager gepflegt hat, war er namentlich aufs Innigste befreundet; ebenso mit Professor Sell und dem damaligen Tagsatzungsgesandten Dr. Zehnder, bei dem er wohnte.

Die Briefe aus der Zeit des Züricher Aufenthaltes sind meist heiter und voll Zufriedenheit. Häufig fragt er in denselben nach den Darmstädter Gefangenen (Minnigerode, Küchler, Gladbach und Andere), deren Untersuchungen damals mit besonderer Strenge geführt wurden, und immer

wirft die Erinnerung an seine unglücklichen Freunde, die leiden müssen, während er frei ist, einen düstern Schatten in seine sonst fröhliche Stimmung.

Was Büchner's literarisch-produktive Thätigkeit in Zürich angeht, so ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob hier etwas Neues entstanden oder nur früher Angefangenes weiter geführt worden ist. Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde „in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen.“ (S. 378). Diese Briefstelle ist räthselhaft, wie die früher schon angeführte. In dem Nachlasse fand sich außer Leonce und Lena und einem ziemlich weit gediehenen Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels (man vergl. S. 201—204) Nichts von dramatischen Sachen vor. Das dritte Drama, dessen Büchner Erwähnung thut, kann nur dasselbe sein, das schon in dem angeführten Straßburger Briefe (S. 368) vorkommt, und von dem keine Spur aufgefunden werden konnte. Es handelte, wie aus mündlichen Mittheilungen des Dichters an seine Braut hervorzugehen scheint, von dem Florentiner Pietro Aretino. — Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrengte, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Zunge.* Als man unter seinen Papieren das Drama nicht fand, vermuthete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.

* Auf diesen Moment beziehen sich einige, sonst unverständliche, Verse in Herwegh's Gedicht an Büchner.

Mit Anfang des Jahres 1837 scheint Büchner's Stimmung trüber geworden zu sein, wohl nur durch das Unangenehme der längeren Trennung von seiner Braut, da mit seinen sonstigen Angelegenheiten Alles nach Wunsch ging. (Man vergl. die Briefe an die Braut auf S. 378—380).

Die neue Wohnung am See bei dem „kleinen Wirth“ (S. 380) sollte Büchner nicht mehr beziehen. Am 2. Februar klagte er das erste Unwohlsein, das sich rasch zu einer heftigen Krankheit ausbildete. Dr. Zehnder und Schönlein leiteten die ärztliche Behandlung. Seine Freunde Wilhelm Braubach und Schmid, sowie die Frau von Schulz pflegten ihn mit aufopfernder Sorgfalt und mit der Liebe, die er bei allen ihm näher Stehenden für sich erweckt hatte. (Man vergl. den Bericht der Frau Schulz über „Büchner's letzte Tage“ auf Seite 421 ff.) Schulz selbst erzählt die letzten Lebensaugenblicke des Dichters in seinem damals in der Züricher Zeitung erschienenen Nekrolog. (Man vergl. S. 435 u. 436.)

Büchner's Krankheit und Tod erregten die lebhafteste Theilnahme an dem Orte, wo er erst seit wenigen Monaten gelebt hatte. Die ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt, die beiden Bürgermeister an der Spitze, folgten seiner Bahre. — Große Hoffnungen und das Lebensglück eines edlen Mädchens wurden mit ihm zu Grabe getragen. „Mein Leben,“ schrieb damals seine Braut, „gleicht einem schwülen Sommertage! Morgens heitere angenehme Luft — in etlichen Stunden Sturm und Gewitter, zerknickte Blumen, zerschlagene Pflanzen. Meine Ansprüche auf Lebensglück, auf eine heitere Zukunft zu Grabe getragen, Alles, Alles verloren — —“

Am 15. Februar 1837 wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Februar Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Zwei Tage später, am 23. Februar, erlitt sein unglücklicher Glaubensgenosse, Pfarrer Weidig, in den Darmstädter Kerkern seinen schauervollen und immer noch in die Geheimnisse eines fürchterlichen Augenblickes begrabenen Tod. Keiner von den Dreien sollte die Wonne haben, die Zeit zu sehen, an deren Herbeiführung sie die Kräfte ihres Lebens gesetzt hatten; aber auch der Schmerz wurde ihnen erspart, die Wiedervernichtung Dessen zu erleben, was diese Zeit als Groß und Wahr für immer errungen zu haben glaubte! —

Büchner zählte 23½ Jahr als ihn der Tod ereilte, und das, was dieser kräftige Geist in so jungen Jahren bereits geleistet hatte, mag zeigen, was er geleistet haben würde, wenn ein bitteres Geschick milder gegen ihn gewesen wäre. Büchner war groß, schlank, von schönen und einnehmenden Gesichtszügen; das lodernde Feuer seines Geistes wurde gedämpft durch eine gewisse Milde und Sanftmuth seines Wesens, die oft selbst zum Melancholischen hinneigte. Wer ihn nach „Danton" und seinem politischen Auftreten beurtheilt und ihn für einen wilden, das Maaß überschreitenden Charakter hält, irrt sich sehr. Die innige Harmonie seiner Seelenkräfte ließ keine derselben auf Kosten der anderen sich vordrängen, und ein tiefes, weiches Gemüth spricht sich fast in jeder Zeile seiner Briefe aus. „Er hatte die Rede und den Gedanken," sagt Gutzkow, „stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer, an jungen Gelehrten so seltenen Be-

sonnenheit seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren." — Sein inniges, fast schwärmerisches Zusammenleben mit der Natur, deren Geheimnisse zu ergründen sein Studium war, und die er mit dem doppelten Auge des Dichters und Forschers betrachtete, spricht nicht minder für die Weichheit seiner Seele. Tagelang streifte er in den schönen Gebirgen des Elsaß umher, gleich seinem „Lenz", und schien gleich ihm mit seiner Umgebung zu verwachsen, sich in sie aufzulösen.

„Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah."

singt Herwegh. In Lenzen's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzustände, und das Fragment ist halb und halb des Dichters eigenes Porträt. Sonderbar und auffallend ist dabei die schwermüthige und zerrissene Gemüthsstimmung, in die er sich mit einer gewissen Lust am Wehe hineinzuwühlen schien; immer spielt seine Phantasie, wie auch schon früher in „Danton", am Liebsten mit Tod und Verwesung, mit der raschen Vergänglichkeit des Irdischen.

Diese gemüthliche und tiefsinnige Seite seines Charakters, verbunden mit seinem Hasse gegen die sogenannte idealistische Richtung in der Literatur, hatte ihn ihm eine große Vorliebe für Volkslieder, namentlich mehr schmerzlichen Inhalts, erzeugt; er sammelte sie, wo er konnte, und das Trauerspiel-Fragment, dessen wir Erwähnung thaten, enthält deren fast auf jeder Seite. Lenzen läßt er darüber ausführlich reden. Dieselbe Stelle im „Lenz" gibt zugleich eine Darlegung seiner Ansichten über die Grundregeln der Aesthetik und deren Beziehungen zur Wirklichkeit und zum Leben; seine darin ausgesprochene Hinneigung zum Natürlichen, seine

Meinung, daß die Kunst nur der Geschichte und der Natur dienen, sie aber nicht meistern solle, sein Haß gegen den Idealismus sind die Ursache und Erklärung für Manches in seinen literarischen Erzeugnissen, was sich vielleicht weiter als zulässig von dem idealen Standpunkte der Kunst entfernt. Seine Ansichten waren die richtigen; nur trieben ihn die Verkehrtheit und Fadheit der extrem-idealistischen Richtung manchmal etwas zu sehr auf die entgegengesetzte Seite.

In der Gesellschaft war Büchner munter, nie zurückstoßend, nur scharf und eine übermüthige Satyre entwickelnd, wo gemeine Gesinnung oder hohlköpfige Anmaßung an ihn herantraten. Sein treffender Witz, seine launigen Einfälle, die, wenn er in guter Stimmung war, in sprudelnder Fülle einander drängten, belebten die Unterhaltung und machten ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Was seinen politischen Charakter anlangt, so war Büchner noch mehr Socialist, als Republikaner; sein tiefes Mitgefühl für die Leiden des Volkes und sein richtiger Scharfblick hatten ihn damals schon erkennen lassen, daß es sich bei den Stürmen der Zukunft weniger um eine Reform der Gesetze, als um eine solche der Gesellschaft handle. Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheilslos die Schwäche der geheimen revolutionären Kräfte und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den Doctrinärismus derjenigen Partei, die sich die „liberale" nennen ließ; seine Streitigkeiten mit Weidig, seine Briefe sind Belege dafür. Seine Schrift: „Der Landbote", ist, wie sein Mitschuldiger im Verhör richtig bemerkte, mehr eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, als eine politische

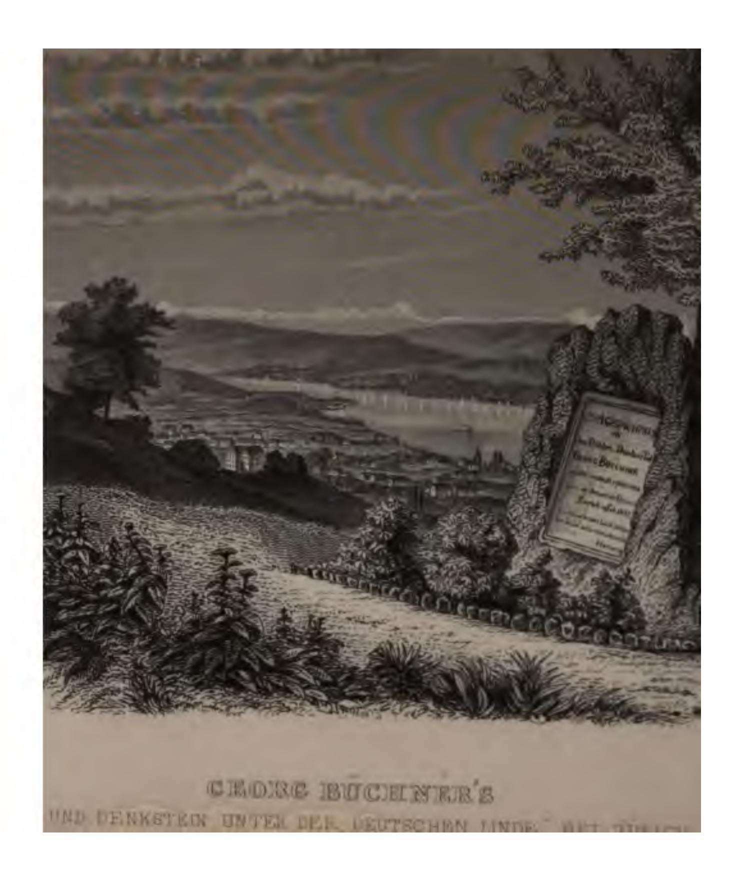
Flugschrift. In „Danton" läßt er den Proletarier ausrufen: „Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden!" — Büchner würde niemals, hätte er das Jahr 1848 erlebt, auf Seite Derjenigen gestanden haben, welche durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt.

Die Philosophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, sondern wie Einer, der von dem Baume der Wissenschaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde", sagt Gutzkow, „wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt."



Flugschrift. In „Danton" läßt er den Proletarier ausrufen: „Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln; aber wir werden uns losschneiden!" — Büchner würde niemals, hätte er das Jahr 1848 erlebt, auf Seite Derjenigen gestanden haben, welche durch lächerlichen Eigendünkel und kindische Furcht die Freiheit verrathen haben, die man in ihren Händen für gesichert hielt.

Die Philosophie betrieb Büchner nicht wie ein Gelehrter, sondern wie Einer, der von dem Baume der Wissenschaft die Früchte des Lebens pflücken will. „Büchner würde", sagt Gutzkow, „wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt."



GEORG BÜCHNER'S

UND DENKSTEIN UNTER DER „DEUTSCHEN LINDE" BEI ZÜRICH



Danton's Tod.

Ein Drama.

Personen.

Georg Danton, Legendre, Camille Desmoulins, Hérault-Séchelles, Lacroix, Philippeau, Fabre d'Eglantine, Mercier, Thomas Payne,	Deputirte.
Robespierre, St. Just, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud Varennes,	Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses.

Chaumette, Procurator des Gemeinderaths.
Dillon, ein General.
Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger.

Herrmann, Dumas,	Präsidenten des Revolutions-Tribunals.

Paris, ein Freund Danton's.
Simon, Souffleur.
Laflotte.
Julie, Danton's Gattin.
Lucile, Gattin des Camille Desmoulins.

Rosalie, Adelaide, Marion,	Grisetten.

Männer und Weiber aus dem Volke, Grisetten, Deputirte, Henker u. s. w.

Erster Act.

Hérault Séchelles, einige Damen (am Spieltische), **Danton**, **Julie**, seine Gattin (etwas weiter weg, **Danton** auf einem Schemel zu den Füßen **Julien's**).

Danton. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig. sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Coeur und anderen Leuten immer das Carreau hin. Sie hat ungeschickte Beine und fällt leicht; ihr Mann trägt die Beulen hiefür auf der Stirne, hält sie für Hitzpocken und lacht dazu. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubst du an mich?

Danton. Was weiß ich! Wir wissen wenig von einander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nach einander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir sind sehr einsam.

Julie. Du kennst mich, Danton.

Danton. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh',

wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault). Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht so ein, es ist nicht zum Ansehen.

Hérault. Seh'n Sie nur, das Ding hat eine ganz eigene Physiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend). Oh!

Danton. Nein! höre! Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Hérault. Das war ein verliebtes Abenteuer, es kostet Geld, wie alle anderen.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubstummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will sogar behaupten, gerade d i e würden um leichtesten verstanden. Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren

und Damen fallen so unanständig übereinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rothe Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz dabei bekommen und nichts sehen können?

Camille. Du parodirst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfelde verloren, bist du im Wettlauf oder im Schwerdtkampfe besiegt worden? Hat ein Anderer besser gesungen oder besser die Cither geschlagen?" Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinen-Romantik dagegen!

Philippeau. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthume, man hat die Hebertisten nur aufs Schaffot geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhren, vielleicht auch weil die Decemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als sie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just säh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen.

Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein, wie neugeborne Kinder, Särge zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: Der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßenen Deputirten müssen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. — Die Revolution muß aufhören, und die Republick muß anfangen. — In unseren Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudringen. — Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf. Die Individualität der Mehrzahl muß sich in der Physiognomie des Staates offenbaren.

Camille. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder häßlich sein, sie hat einmal das Recht zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachan-

tinnen, olympische Spiele, Rosen in den Locken, funkelnden Wein, wallende Busen und melodische Lippen; ach, die gliederlösende, böse Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, sich in die Ecke zu setzen und Rüben zu kochen, aber sie sollen uns keine Gladiatorenspiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden. — Danton! du wirst den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was soll das hier? das versteht sich von selbst.

Danton. O, es versteht sich Alles von selbst. Wer soll denn aber alle die schönen Dinge ins Werk setzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und“ dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zusammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter stehen und seine Töchter an sie verheirathen, aber das ist Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katone nie ansehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (Er erhebt sich.)

Julie. Du gehst?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Souffleur **Simon.** Sein **Weib.**

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dieß Geripp'! Du Vestalin!

Weib. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand.
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht,
du Hurenbett! —

(Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was gibt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! Nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der erstickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gut, sonst würde der Name nach Schnaps riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sinkt um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Schnaps stellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Vampyrzunge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was gibt's denn?

Weib. Seht ihr: ich saß da so auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, sie bekennt.

Weib. Du Judas, hättest du nur ein Paar Hosen hinauf=

zuziehen, wenn die jungen Herren nicht die Hosen bei ihr herunterließen? Du Branntweinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnlein zu laufen aufhört? He? — Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat damit geschafft, als sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen, he? Und thut's ihr auch weh dabei, he? Du Dummkopf!

Simon. Ha, Lucretia! ein Messer; gebt mir ein Messer, Römer! Ha, Appius Claudius!

Erster Bürger. Ja, ein Messer, aber nicht für die arme Hure! Was that sie? Nichts! Ihr Hunger hurt und bettelt. Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! Weh über die, so mit den Töchtern des Volkes huren! Ihr habt Kollern im Leib, und sie haben Magendrücken; ihr habt Löcher in den Jacken, und sie haben warme Röcke; ihr habt Schwielen in den Fäusten, und sie haben Sammthände. Ergo ihr arbeitet und sie thun nichts, ergo ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen, ergo: wenn ihr von eurem gestohlnen Eigenthum ein Paar Heller wieder haben wollt, müßt ihr huren und betteln, ergo: sie sind Spitzbuben, und man muß sie todtschlagen.

Dritter Bürger. Sie haben kein Blut in den Adern, als das sie uns ausgesaugt haben. Sie haben uns gesagt: schlagt die Aristokraten todt, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laterne gehenkt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brod! wir haben das Veto todtgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir haben die Girondisten guillotinirt. Aber sie haben die Todten

ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen damit schmelzen. Fort! Todtgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat!

Erster Bürger. Todtgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

Zweiter Bürger. Todtgeschlagen, wer auswärts geht!

Alle schreien: Todtgeschlagen, todtgeschlagen!

(Einige schleppen einen jungen Menschen herbei)

Einige Stimmen. Er hat ein Schnupftuch! ein Aristokrat! an die Laterne! an die Laterne!

Zweiter Bürger. Was? er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne!

(Eine Laterne wird heruntergelassen.)

Junger Mensch. Ach, meine Herren!

Zweiter Bürger. Es gibt hier keine Herren! An die Laterne!

(Einige singen:

Die da liegen in der Erden,
Von die Würm' gefressen werden;
Besser hangen in der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Junger Mensch. Erbarmen!

Dritter Bürger. Nur ein Spielen mit einer Hanf-Locke um den Hals! Es ist nur ein Augenblick! Wir sind barmherziger, als ihr. Unser Leben ist der Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschneiden. — An die Laterne!

Danton (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen) Zwischen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen. (Ab.)

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt.

Eine Gasse.

Soufleur **Simon.** Sein **Weib.**

Simon (schlägt das Weib). Du Kuppelpelz, du runzliche Sublimatpille, du wurmstichiger Sündenapfel!

Weib. Zu Hilfe! Hilfe!

(Es kommen Leute gelaufen:)

Reißt sie auseinander, reißt sie auseinander!

Simon. Nein, laßt mich, Römer! Zerschellen will ich dieß Geripp'! Du Vestalin!

Weib. Ich eine Vestalin? Das will ich sehen, ich?

Simon. So reiß ich von den Schultern dein Gewand.
Nackt in die Sonne schleudr' ich dann dein Aas,
In jeder Runzel deines Leibes nistet Unzucht,
du Hurenbett! —

(Sie werden getrennt.)

Erster Bürger. Was gibt's?

Simon. Wo ist die Jungfrau? Sprich! Nein, so kann ich nicht sagen. Das Mädchen! Nein, auch das nicht; die Frau, das Weib! Auch das, auch das nicht! Nur noch Ein Name; o, der erstickt mich! Ich habe keinen Athem dafür.

Zweiter Bürger. Das ist gut, sonst würde der Name nach Schnaps riechen.

Simon. Alter Virginius, verhülle dein kahles Haupt, — der Rabe Schande sitzt darauf, und hackt nach deinen Augen. Gebt mir ein Messer, Römer! (Er sinkt um.)

Weib. Ach, er ist sonst ein braver Mann, er kann nur nicht viel vertragen; der Schnaps stellt ihm gleich ein Bein.

Zweiter Bürger. Dann geht er mit dreien.

Weib. Nein, er fällt.

Zweiter Bürger. Richtig, erst geht er mit dreien, und dann fällt er auf das dritte, bis das dritte selbst wieder fällt.

Simon. Du bist die Vampyrzunge, die mein wärmstes Herzblut trinkt.

Weib. Laßt ihn nur, das ist so die Zeit, worin er immer gerührt wird; es wird sich schon geben.

Erster Bürger. Was gibt's denn?

Weib. Seht ihr: ich saß da so auf dem Stein in der Sonne, und wärmte mich; — seht ihr, denn wir haben kein Holz, seht ihr —

Zweiter Bürger. So nimm deines Mannes Nase.

Weib. Und meine Tochter war da hinunter gegangen um die Ecke, — sie ist ein braves Mädchen und ernährt ihre Eltern.

Simon. Ha, sie bekennt.

Weib. Du Judas, hättest du nur ein Paar Hosen hinauf=

Der Jacobinerklubb.

Ein Lyoner. Die Brüder von Lyon senden uns, um in eure Brust ihren bitteren Unmuth auszuschütten. Wir wissen nicht, ob der Karren, auf dem Ronsin zur Guillotine fuhr, der Todtenwagen der Freiheit war, aber wir wissen, daß seit jenem Tage die Mörder Chalier's wieder so fest auf den Boden treten, als ob es kein Grab für sie gäbe. Habt ihr vergessen, daß Lyon ein Flecken auf dem Boden Frankreichs ist, den man mit den Gebeinen der Verräther zudecken muß? Habt ihr vergessen, daß diese Hure der Könige ihren Aussatz nur in dem Wasser der Rhone abwaschen kann? Habt ihr vergessen, daß dieser revolutionäre Strom die Flotten Pitt's im Mittelmeer auf den Leichen der Aristokraten muß stranden machen? Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution. Der Athemzug eines Aristokraten ist das Röcheln der Freiheit. Nur ein Feigling stirbt für die Republik, ein Jacobiner tödtet für sie. Wißt: finden wir in euch nicht mehr die Spannkraft der Männer des 10. August, des September und des 31. Mai, so bleibt uns, wie dem Patrioten Gaillard, nur der Dolch des Cato.

(Beifall und verwirrtes Geschrei.)

Ein Jacobiner. Wir werden den Becher des Socrates mit euch trinken!

Legendre (schwingt sich auf die Tribüne). Wir haben nicht nöthig, unsere Blicke auf Lyon zu werfen. Die Leute, die seidene Kleider tragen, die in Kutschen fahren, die in den Logen im Theater sitzen und nach dem Dictionär der Akademie sprechen, tragen seit einigen Tagen die Köpfe fest auf den Schultern. Sie sind witzig und sagen, man muß Marat

und Chalier zu einem doppelten Märtyrerthum verhelfen, und sie in effigie guillotiniren.

(Heftige Bewegung in der Versammlung.)

Einige Stimmen. Das sind todte Leute, ihre Zunge guillotinirt sie.

Legendre. Das Blut dieser Heiligen komme über sie! Ich frage die anwesenden Mitglieder des Wohlfahrts-Ausschusses, seit wann ihre Ohren so taub geworden sind? —

Collot d'Herbois (unterbricht ihn). Und ich frage dich, Legendre, wessen Stimme solchen Gedanken Athem gibt, daß sie lebendig werden und zu sprechen wagen? Es ist Zeit, die Masken abzureißen. Hört! die Ursache verklagt ihre Wirkung, der Ruf sein Echo, der Grund seine Folge. Der Wohlfahrts-Ausschuß versteht mehr Logik, Legendre. Sei ruhig. Die Büsten der Heiligen werden unberührt bleiben, sie werden wie Medusenhäupter die Verräther in Stein verwandeln.

Robespierre. Ich verlange das Wort.

Die Jacobiner. Hört, hört den Unbestechlichen!

Robespierre. Wir warteten nur auf den Schrei des Unwillens, der von allen Seiten ertönt, um zu sprechen. Unsere Augen waren offen, wir sahen den Feind sich rüsten und sich erheben, aber wir haben das Lärmzeichen nicht gegeben; wir ließen das Volk sich selbst bewachen, es hat nicht geschlafen, es hat an die Waffen geschlagen. Wir ließen den Feind aus seinem Hinterhalt hervorbrechen, wir ließen ihn anrücken, jetzt steht er frei und ungedeckt in der Helle des Tages, jeder Streich wird ihn treffen, er ist todt, sobald ihr ihn erblickt habt. — Ich habe es euch schon einmal gesagt: in zwei Abtheilungen, wie in zwei Heereshaufen, sind

die inneren Feinde der Republik zerfallen. Unter Bannern von verschiedener Farbe und auf den verschiedensten Wegen eilen sie Alle dem nämlichen Ziele zu. Die eine dieser Faktionen ist nicht mehr. In ihrem affectirten Wahnsinne suchte sie die erprobtesten Patrioten als abgenutzte Schwächlinge bei Seite zu werfen, um die Republik ihrer kräftigsten Arme zu berauben. Sie erklärte der Gottheit und dem Eigenthum den Krieg, um eine Diversion zu Gunsten der Könige zu machen. Sie parodirte das erhabene Drama der Revolution, um dieselbe durch studirte Ausschweifungen bloszustellen. Hebert's Triumph hätte die Republik in ein Chaos verwandelt, und der Despotismus war befriedigt. Das Schwert des Gesetzes hat den Verräther getroffen. Aber was liegt den Fremden daran, wenn ihnen Verbrecher einer andern Gattung zur Erreichung des nämlichen Zweckes bleiben? Wir haben Nichts gethan, wenn wir noch eine andere Faktion zu vernichten haben. — Sie ist das Gegentheil der vorhergehenden. Sie treibt uns zur Schwäche, ihr Feldgeschrei heißt: Erbarmen! Sie will dem Volke seine Waffen und die Kraft, welche die Waffen führt, entreißen, um es nackt und entnervt den Königen zu überantworten. — Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend, — die Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, — der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts Anderes, als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. Sie sagen: der Schrecken sei die Waffe einer despotischen Regierung, die unsrige gleiche also dem Despotismus. Freilich, aber so, wie das Schwerdt in den Händen eines Freiheitshelden dem Säbel gleicht, womit der Satellit

des Tyrannen bewaffnet ist. Regiere der Despot seine thierähnlichen Unterthanen durch den Schrecken, er hat Recht als Despot. Zerschmettert durch den Schrecken die Feinde der Freiheit, und ihr habt als Stifter der Republik nicht minder Recht. Die Revolutionsregierung ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei. Erbarmen mit den Royalisten! rufen gewisse Leute. Erbarmen mit Bösewichtern? Nein! Erbarmen für die Unschuld, Erbarmen für die Schwäche, Erbarmen für die Unglücklichen, Erbarmen für die Menschheit! Nur dem friedlichen Bürger gebührt der Schutz der Gesellschaft! In einer Republik sind nur Republikaner — Bürger; Royalisten und Fremde sind Feinde. Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade, ihnen verzeihen, ist Barbarei. Alle Aeußerungen einer falschen Empfindsamkeit scheinen mir Seufzer, welche nach England oder Oestreich fliegen. — Aber, nicht zufrieden, den Arm des Volkes zu entwaffnen, sucht man noch die heiligsten Quellen seiner Kraft durch das Laster zu vergiften. Dies ist der feinste, gefährlichste und abscheulichste Angriff auf die Freiheit. Nur der höllischste Macchiavellismus, doch — nein! ich will nicht sagen, daß ein solcher Plan in dem Gehirne eines Menschen hätte ausgebrütet werden können! Es mag unwillkürlich geschehen, doch die Absicht thut nichts zur Sache, die Wirkung bleibt die nämliche, die Gefahr ist gleich groß! Das Laster ist das Kainszeichen des Aristokratismus. In einer Republik ist es nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches Verbrechen; der Lasterhafte ist der politische Feind der Freiheit, er ist ihr um so gefährlicher, je größer die Dienste sind, die er ihr scheinbar erwiesen. Der gefährlichste Bürger ist derjenige, welcher leichter ein Dutzend rother Mützen verbraucht,

als eine gute Handlung vollbringt. Ihr würdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Carossen fahren, und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen, ist das Volk geplündert, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volkes mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquis und Grafen der Revolution reiche Weiber heirathen, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? — Wir dürfen wohl staunen, wenn wir sie Einfälle haben, schöngeistern und so Etwas von gutem Tone bekommen hören. Man hat vor Kurzem auf eine unverschämte Weise den Tacitus parodirt, ich könnte mit dem Sallust antworten und den Catilina travestiren; doch ich denke, ich habe keine Striche mehr nöthig, die Porträts sind fertig. — Keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand mit den Menschen, welche nur auf Ausplünderung des Volkes bedacht waren, welche diese Ausplünderung ungestraft zu vollbringen hofften, für welche die Republik eine Spekulation und die Revolution ein Handwerk war! In Schrecken gesetzt durch den reißenden Strom der Beispiele, suchen sie ganz leise die Gerechtigkeit abzukühlen. Man sollte glauben, jeder sage zu sich selbst: „wir sind nicht tugendhaft genug, um so schrecklich zu sein. Philosophische Gesetzgeber! erbarmt euch unserer Schwäche; ich wage euch nicht zu sagen, daß ich lasterhaft bin; ich sage euch also lieber: seid nicht grausam." Beruhige dich, tugendhaftes Volk, beruhigt euch, ihr Patrioten, sagt euern Brüdern zu Lyon: das Schwert des Gesetzes roste nicht in den Händen, denen ihr es anvertraut habt. Wir

werden der Republik ein großes Beispiel geben. (Allgemeiner Beifall.)

Viele Stimmen. Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre!

Präsident. Die Sitzung ist aufgehoben.

Eine Gasse.

Lacroix. Legendre.

Lacroix. Was hast du gemacht, Legendre? Weißt du auch, wem du mit deinen Büsten den Kopf herunterwirfst?

Legendre. Einigen Stutzern und eleganten Weibern, das ist Alles.

Lacroix. Du bist ein Selbstmörder, ein Schatten, der sein Original und somit sich selbst ermordet.

Legendre. Ich begreife nicht.

Lacroix. Ich dächte: Collot hätte deutlich gesprochen.

Legendre. Was macht das? Es war, als ob eine Champagnerflasche spränge. Er war wieder betrunken.

Lacroix. Narren, Kinder und — nun? — Betrunkene sagen die Wahrheit. Wen glaubst du denn, daß Robespierre mit dem Catilina gemeint habe?

Legendre. Nun?

Lacroix. Die Sache ist einfach. Man hat die Atheisten und Ultrarevolutionärs aufs Schaffot geschickt; aber dem Volk ist nicht geholfen, es läuft noch baarfuß in den Gassen und will sich aus Aristokraten-Leder Schuhe machen. Der Guillo-

tinen-Thermometer darf nicht fallen; noch wenige Grade, und der Wohlfahrts-Ausschuß kann sich sein Bett auf dem Revolutionsplatz suchen.

Legendre. Was haben damit meine Büsten zu schaffen?

Lacroix. Siehst du es noch nicht? Du hast die Contre-Revolution officiell bekannt gemacht, du hast die Decemvirn zur Energie gezwungen, du hast ihnen die Hand geführt. Das Volk ist ein Minotaurus, der wöchentlich seine Leichen haben muß, wenn er sie nicht auffressen soll.

Legendre. Wo ist Danton?

Lacroix. Was weiß ich! Er sucht eben die mediceische Venus stückweise bei allen Grisetten im Palais-Royal zusammen; er macht Mosaik, wie er sagt. Der Himmel weiß, bei welchem Glied er gerade ist. Es ist ein Jammer, daß die Natur die Schönheit, wie Medea ihren Bruder, zerstückt und sie so in Fragmenten in die Körper gesenkt hat. — Gehn wir ins Palais-Royal! (Beide ab.)

Ein Zimmer.

Danton. Marion.

Marion. Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton. Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion. Nein, laß mich einmal so. Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung, sie sagte mir immer: die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus

kamen, und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war Alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch Niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Theil hatte. Ich gerieth in eine eigene Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in Eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns Beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut zwischen zwei Betttüchern bei einander liegen, als auf zwei Stühlen bei einander sitzen dürften. Ich fand dabei mehr Vergnügen, als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur Ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in Einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt' er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los, und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht, ich solle mein Kleid nur

behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das Einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit Allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröthe. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter, sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die anderen Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage und beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon; ich kenne keinen Absatz, keine Veränderung; ich bin immer nur Eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Gluth, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton. Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion. Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton. Ich möchte ein Theil des Aethers sein, um dich in meiner Fluth zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

Lacroix, Adelaide, Rosalie treten ein.

Lacroix (bleibt in der Thüre stehn). Ich muß lachen, ich muß lachen.

Danton (unwillig). Nun?

Lacroix. Die Gasse fällt mir ein.

Danton. Und?

Lacroix. Auf der Gasse waren Hunde, eine Dogge und ein Bologneser Schooßhündlein, die quälten sich.

Danton. Was soll das?

Lacroix. Das fiel mir nun gerade so ein, und da mußt' ich lachen. Es sah erbaulich aus! Die Mädel guckten aus den Fenstern; man sollte vorsichtig sein und sie nicht einmal in der Sonne sitzen lassen. Die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Händen; das macht Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleisch hingen uns an den Rockschößen und wollten den Segen. Legendre gibt Einer die Disciplin, aber er wird einen Monat dafür zu fasten bekommen. Da bringe ich zwei von den Priesterinnen mit dem Leib.

Marion. Guten Tag, Demoiselle Adelaide, guten Tag, Demoiselle Rosa.

Rosalie. Wir hatten schon lange nicht das Vergnügen.

Marion. Es war mir recht leid.

Adelaide. Ach Gott, wir sind Tag und Nacht beschäftigt.

Danton (zu Rosalie). Ei, Kleine, du hast geschmeidige Hüften bekommen.

Rosalie. Ach ja, man vervollkommnet sich täglich.

Lacroix. Was ist der Unterschied zwischen dem antiken und einem modernen Adonis?

Danton. Und Adelaide ist sittsam-interessant geworden; eine pikante Abwechslung. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Feigenblatt, das sie sich vor den ganzen Leib hält. So ein Feigenbaum an einer so gangbaren Straße gibt einen erquicklichen Schatten.

Adelaide. Ich wäre ein Heerdweg, wenn Monsieur —

Danton. Ich verstehe; nur nicht böse, mein Fräulein!

Lacroix. So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Leisten, und aus seinem Blute sprossen nicht Rosen hervor, sondern schießen Quecksilberblüthen an.

Danton. O laß das; Fräulein Rosalie ist ein restaurirter Torso, woran nur die Hüften und Füße antik sind. Sie ist eine Magnetnadel; was der Pol-Kopf abstößt, zieht der Pol-Fuß an; die Mitte ist ein Aequator, wo jeder die Sublimattaufe nöthig hat, der zum Erstenmal die Linie passirt.

Lacroix. Zwei barmherzige Schwestern; jede dient in einem Spital, d. h. in ihrem eignen Körper.

Rosalie. Schämen Sie sich, unsere Ohren roth zu machen!

Adelaide. Sie sollten mehr Lebensart haben.

(**Adelaide** und **Rosalie** ab.)

Danton. Gute Nacht, ihr hübschen Kinder!

Lacroix. Gute Nacht, ihr Quecksilber-Gruben.

Danton. Sie dauern mich, sie kommen um ihr Nachtessen.

Lacroix. Höre, Danton, ich komme von den Jakobinern.

Danton. Nichts weiter?

Lacroix. Die Lyoner verlasen eine Proclamation; sie meinten, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich in die Toga zu wickeln. Jeder machte ein Gesicht, als wollte er zu seinem Nachbar sagen: Paetus, es schmerzt nicht! — Legendre rief: man wolle Chalier's und Marat's Büsten zerschlagen. Ich glaube, er will sich das Gesicht wieder roth machen; er ist ganz aus der terreur herausgekommen, die Kinder zupfen ihn auf der Gasse am Rock.

Danton. Und Robespierre?

Lacroix. Fingerte auf der Tribüne und sagte: die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. Die Phrase machte mir Halsweh.

Danton. Sie hobelt Bretter für die Guillotine.

Lacroix. Und Collot schrie wie besessen, man müsse die Masken abreißen.

Danton. Da werden die Gesichter mitgehen.

(Paris tritt ein.)

Lacroix. Was gibt's, Fabricius?

Paris. Von den Jakobinern weg ging ich zu Robespierre; ich verlangte eine Erklärung. Er suchte eine Miene zu machen wie Brutus, der seine Söhne opfert. Er sprach im Allgemeinen von den Pflichten, sagte: der Freiheit gegenüber kenne er keine Rücksicht, er würde Alles opfern, sich, seinen Bruder, seine Freunde.

Danton. Das war deutlich; man braucht nur die Scala herumzukehren, so steht er unten, und hält seinen Freunden die Leiter. Wir sind Legendre Dank schuldig, er hat sie sprechen gemacht.

Lacroix. Die Hebertisten sind noch nicht todt, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die

Schaale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrts-Ausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nöthig, er braucht einen schweren Kopf.

Danton. Ich weiß wohl, — die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder. (Nach einigem Besinnen.) Doch, sie werden's nicht wagen.

Lacroix. Danton, du bist ein todter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

Danton. Mein Name! das Volk!

Lacroix. Dein Name! du bist ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung eins; es schlägt die Nachzügler todt. Die Schneider von der Section der rothen Mütze werden die ganze römische Geschichte in ihrer Nadel fühlen, wenn der Mann des September ihnen gegenüber ein Gemäßigter ist.

Danton. Sehr wahr, und außerdem — das Volk ist wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu sehen, was darin steckt.

Lacroix. Und außerdem, Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt, d. h. wir genießen; und das Volk ist tugendhaft, d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht; es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat, und es geht nicht in's Bordell, weil es nach Käse und Häring aus dem Halse riecht, und die Mädel davor einen Ekel haben.

Danton. Es haßt die Genießenden, wie ein Eunuch die Männer.

Lacroix. Man nennt uns Spitzbuben und (sich zu den Ohren Danton's neigend) es ist, unter uns gesagt, so halbwegs was Wahres daran. Robespierre und das Volk werden tugendhaft sein, St. Just wird einen Roman schreiben, und Barrère wird eine Carmagnole schneidern und dem Convent das Blutmäntelchen umhängen und — ich sehe Alles.

Danton. Du träumst. Sie hätten nie Muth ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie könnten mich noch nöthig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

Lacroix. Wir müssen handeln.

Danton. Das wird sich finden.

Lacroix. Es wird sich finden, wenn wir verloren sind.

Marion (zu Danton). Deine Lippen sind kalt geworden, deine Worte haben deine Küsse erstickt.

Danton (zu Marion). So viel Zeit zu verlieren! das war der Mühe werth! (zu Lacroix) Morgen geh' ich zu Robespierre, ich werde ihn ärgern, da kann er nicht schweigen. Morgen also! Gute Nacht, meine Freunde, gute Nacht, ich danke euch.

Lacroix. Packt euch, meine guten Freunde, packt euch! Gute Nacht, Danton, die Schenkel der Demoiselle guillotiniren dich, der mons Veneris wird dein tarpejischer Fels.

Ein Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht

thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die sociale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht todt, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere schlechter zu finden, als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: du lügst, du lügst?!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich, wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe werth, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein Anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Waschzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abge-

schlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf spucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, so lange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht geniren, so herum zu gehen, hast du deßwegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht eben so gut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugnest die Tugend?

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, das heißt, er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfst es nicht proscribiren, ums Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Contrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (**Er geht; im Hinausgehen zu Paris**): Wir dürfen

keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (**Danton** und **Paris** ab).

Robespierre (allein.) Geh' nur! Er will die Rosse der Revolution am Bordell halten machen, wie ein Kutscher seine dressirten Gäule; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ist's das eigentlich? — Sie werden sagen: seine gigantische Gestalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deßwegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie Recht hätten? — Ist's denn so nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichten Berechnungen und den Schlammbänken dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Hand abhauen, die es zu halten wagt, und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Gesellschaft, die der todten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Aussatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Absatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause): Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt ans Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und wälzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, kaum geahnt, wirr und gestaltlos, die scheu vor

des Tages Licht sich verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehlen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler, ist nicht unser Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

(**St. Just** tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finstern? He, Licht, Licht!

St. Just. Kennst du meine Stimme?

Robespierre. Ah, du St. Just!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Just. Warst du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn und sprach in Epigrammen, er duzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Waden drein, und die Leute blieben stehen und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffes verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.

Robespierre. Was wollt ihr thun?

St. Just. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrts-Ausschuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umstände.

St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht zerstücken, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Just. Wir müssen ihn in seiner vollen Waffenrüstung beisetzen, und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten: Lacroix —

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenschreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Just. Hérault-Séchelles —

Robespierre. Ein schöner Kopf!

St. Just. Er war der schöngemalte Anfangsbuchstabe der Constitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewischt. — Philippeau, Camille! —

Robespierre. Auch den?

St. Just (überreicht ihm ein Papier) Das dacht' ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.

St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (liest). „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betschwestern stehen wie Maria und Magdalena unten. St. Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Convent mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz.“

St. Just. Ich will ihn den seinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (liest weiter). „Sollte man glauben, daß der saubere Frack des Messias das Leichenhemd Frankreichs ist, und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? — Und du Barrère, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er ist eine Wittwe, die schon ein halbes Dutzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?" — Also auch du, Camille! — Weg mit ihnen! Rasch! nur die Todten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?

St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte sie schrecken.

St. Just. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mahlzeit; ich gebe dir mein Wort.

Robespierre. Dann rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch!

(**St. Just** ab.)

Robespierre. Ja wohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eigenen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch

ist was von Narrheit in dem Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethsemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöst Keiner den Andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es ist Alles wüst und leer — ich bin allein.

Zweiter Act.

Ein Zimmer.

Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (kleidet sich um). Aber die Zeit verliert uns. — Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen darüber zu ziehen, und des Abends ins Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen, und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das Nämliche thun, so daß Alles doppelt geschieht, — das ist sehr traurig.

Camille. Du sprichst in einem ganz kindischen Tone.

Danton. Sterbende werden oft kindisch.

Lacroix. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Thal, als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribüne erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt, wie der schändliche Hebert, sterben.

Danton. Du hast ein schlechtes Gedächtniß, du nanntest mich einen todten Heiligen. Du hattest mehr Recht, als du selbst glaubtest. Ich war bei den Sectionen, sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse; du hattest Recht.

Lacroix. Warum hast du es dazu kommen lassen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rocke herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das ist erbärmlich. So ein armseliges Instrument zu sein, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das ist nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution setzt mich in Ruhe, aber auf andere Weise, als ich dachte. — Uebrigens auf was sich stützen? — Unsere Huren könnten es noch mit den Guillotinen-Betschwestern aufnehmen; sonst weiß ich nichts. Es läßt sich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung sei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen

31. Mai, sie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre ist das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgestrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, die Revolution hat uns gemacht. — Und — wenn es ginge — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren lassen. Ich habe es satt; wozu sollen wir Menschen mit einander kämpfen? Wir sollten uns neben einander setzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, als wir geschaffen wurden; es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten.

Camille. Pathetischer gesagt, würde es heißen: wie lange soll die Menschheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder fressen? Oder wie lange sollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöschbarem Durst einander das Blut aus den Adern saugen? Oder, wie lange sollen wir Algebraisten im Fleisch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten x unsere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern schreiben?

Danton. Du bist ein starkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Pistolenschuß schallt gleich wie ein Donnerschlag. Desto besser für dich, du solltest mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt seinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden sich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu sein, oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter sterben!

Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Coulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikuliren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns, wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geist genug für ein Epos in fünfzig oder sechzig Gesängen? 's ist Zeit, daß man das bischen Essenz nicht mehr aus Zubern, sondern aus Liqueurgläschen trinkt, so bekömmt man doch das Maul voll; sonst konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zusammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zu viel, das Leben ist nicht der Arbeit werth, die man sich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh, Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit? — Und endlich — und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. (Zu Camille.) Komm, mein Junge, ich sage dir: sie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(**Danton** und **Camille** ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniren lassen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anständigen Fall studiren.

Eine Promenade.

Spaziergänger.

Ein Bürger. Meine gute Jaqueline, ich wollte sagen Corn — — wollt' ich: Cor — —

Simon. Cornelia, Bürger, Cornelia.

Bürger. Meine gute Cornelia hat mich mit einem Knäblein erfreut.

Simon. Hat der Republik einen Sohn geboren.

Bürger. Der Republik? Das lautet zu allgemein; man könnte sagen —

Simon. Das ist's gerade, das Einzelne muß sich dem Allgemeinen —

Bürger. Ach ja, das sagt meine Frau auch.

Bänkelsänger (singt).

Was doch ist, was doch ist
Aller Männer Freud' und Lüst?

Bürger. Ach mit dem Namen, da komme ich gar nicht ins Reine.

Simon. Tauf' ihn: Pike, Marat.

Bänkelsänger.

Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

Bürger. Ich hätte gern drei; es ist doch was mit der Zahl Drei, und dann was Nützliches und was Rechtliches; jetzt hab' ich's: Pflug, Robespierre. Und dann das dritte?

Simon. Pike.

Bürger. Ich dank' Euch, Nachbar; Pike, Pflug, Robespierre, das sind hübsche Namen, das macht sich schön.

Simon. Ich sage dir, die Brust deiner Cornelia wird wie das Euter der römischen Wölfin — nein, das geht nicht, Romulus war ein Tyrann, das geht nicht. (Gehn vorbei.)

Ein Bettler (singt). „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos!" Liebe Herren, schöne Damen!

Erster Herr. Kerl, arbeite, du siehst ganz wohlgenährt aus.

Zweiter Herr. Da! (Er gibt ihm Geld.) Er hat eine Hand wie Sammet. Das ist unverschämt.

Bettler. Mein Herr, wo habt Ihr Euren Rock her?

Zweiter Herr. Arbeit, Arbeit! du könntest den nämlichen haben; ich will dir Arbeit geben, komm' zu mir, ich wohne —

Bettler. Herr, warum habt Ihr gearbeitet?

Zweiter Herr. Narr, um den Rock zu haben.

Bettler. Ihr habt Euch gequält, um einen Genuß zu haben, denn so ein Rock ist ein Genuß, ein Lumpen thut's auch.

Zweiter Herr. Freilich, sonst geht's nicht.

Bettler. Daß ich ein Narr wäre. Das hebt einander. Die Sonne scheint warm an das Eck und das geht ganz leicht. (Singt): „Eine Hand voll Erde und ein wenig Moos — —"

Rosalie (zu Adelaiden). Mach fort, da kommen Soldaten. Wir haben seit gestern nichts Warmes in den Leib gekriegt.

Bettler. „Ist auf dieser Erde einst mein letztes Loos!" Meine Herren, meine Damen!

Soldat. Halt! wo hinaus, meine Kinder? (Zu Rosalie.) Wie alt bist du?

Rosalie. So alt wie mein kleiner Finger.

Soldat. Du bist sehr spitz.

Rosalie. Und du sehr stumpf.

Soldat. So will ich mich an dir wetzen. (Er singt.)

Christinlein, lieb' Christinlein mein,
Thut dir der Schaden weh,
Schaden weh, Schaden weh, Schaden weh?!

Rosalie (singt):

Ach nein, ihr Herrn Soldaten,
Ich hätt' es gerne meh',
Gerne meh, gerne meh, gerne meh!

Danton und **Camille** treten auf.

Danton. Geht das nicht lustig? — Ich wittre was in der Atmosphäre, es ist, als brüte die Sonne Unzucht aus.

(Gehen vorbei)

Junger Herr. Ach, Madame, der Ton einer Glocke, das Abendlicht an den Bäumen, das Blinken eines Sternes — —

Madame. Der Duft einer Blume, die natürlichen Freuden, dieser reine Genuß der Natur! (Zu ihrer Tochter.) Sieh, Eugenie — nur die Tugend hat Augen dafür.

Eugenie (küßt ihrer Mutter die Hand.) Ach, Mama! Ich sehe nur Sie.

Madame. Gutes Kind!

Junger Herr (zischelt Eugenien ins Ohr). Sehen Sie dort die hübsche Dame mit dem alten Herrn?

Eugenie. Ich kenne sie.

Junger Herr. Man sagt, ihr Friseur habe sie à l'enfant frisirt.

Eugenie (lacht). Böse Junge.

Junger Herr. Der alte Herr geht neben ihr, er sieht

das Knöspchen schwellen und führt es in die Sonne spazieren, und meint, er sei der Gewitterregen, der es habe wachsen machen.

Eugenie. Wie unanständig! ich hätte Lust, roth zu werden.

Junger Herr. Das könnte mich blaß machen. —

Danton (zu Camille). Muthe mir nur nichts Ernsthaftes zu. Ich begreife nicht, warum die Leute nicht auf der Gasse stehen bleiben und einander ins Gesicht lachen. Ich meine, sie müßten zu den Fenstern und aus den Gräbern herauslachen, und der Himmel müsse bersten, und die Erde müsse sich wälzen vor Lachen. (Gehen ab.)

Erster Herr. Ich versichere Sie, eine außerordentliche Entdeckung. Alle technischen Künste bekommen dadurch eine andere Physiognomie. Die Menschheit eilt mit Riesenschritten ihrer hohen Bestimmung entgegen.

Zweiter Herr. Haben Sie das neue Stück gesehen? Ein babylonischer Thurm, ein Gewirr von Gewölben, Treppchen, Gängen, und das Alles so leicht und kühn in die Luft gesprengt. Man schwindelt bei jedem Tritt. Ein bizarrer Kopf. (Er bleibt verlegen stehen.)

Erster Herr. Was haben Sie denn?

Zweiter Herr. Ach nichts! Ihre Hand, Herr! die Pfütze, so! Ich danke Ihnen, kaum kann ich vorbei; das konnte gefährlich werden.

Erster Herr. Sie fürchteten doch nicht?

Zweiter Herr. Ja, die Erde ist eine dünne Kruste, ich meine immer, ich könnte durchfallen, wo so ein Loch ist. — Man muß mit Vorsicht auftreten, man könnte durchbrechen. Aber gehn Sie ins Theater, ich rathe es Ihnen.

Ein Zimmer.

Danton. Camille. Lucile.

Camille. Ich sage Euch, wenn sie nicht Alles in hölzernen Copien bekommen, verzettelt in Theatern, Concerten und Kunst-Ausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt Einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird, und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen, — welch' ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmt Einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht, und läßt das Ding sich drei Acte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheirathet oder todt schießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Leben wiedergiebt, wie eine Thonpfeife mit Wasser die Nachtigall — ach! die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Copisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalion's Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton. Und die Künstler gehn mit der Natur um, wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete

und sagte: ich erhasche die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern. (Danton wird hinausgerufen.)

Camille. Was sagst du, Lucile?

Lucile. Nichts, ich sehe dich so gern sprechen.

Camille. Hörst mich auch?

Lucile. Ei freilich.

Camille. Habe ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe?

Lucile. Nein, wahrhaftig nicht. (Danton kommt zurück.)

Camille. Was hast du?

Danton. Der Wohlfahrts-Ausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Muth zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.

Camille. Danton, noch ist es Zeit.

Danton. Unmöglich, — aber ich hätte nicht gedacht —

Camille. Deine Trägheit!

Danton. Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.

Camille. Wo gehst du hin?

Danton. Ja, wer das wüßte!

Camille. Im Ernst, wohin?

Danton. Spazieren, mein Junge, spazieren. (Er geht.)

Lucile. Ach, Camille!

Camille. Sei ruhig, lieb Kind.

Lucile. Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — — Mein Camille, das ist Unsinn, gelt, ich bin wahnsinnig?

Camille. Sei ruhig, Danton und ich sind nicht Eins.

Lucile. Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf, — warum denn grade das eine? Wer sollte mir's nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

Camille. Ich wiederhole dir: du kannst ruhig sein. Gestern sprach ich mit Robespierre; er war freundlich. Wir sind ein wenig gespannt, das ist wahr; verschiedene Ansichten, sonst nichts!

Lucile. Such' ihn auf.

Camille. Wir saßen auf einer Schulbank. Er war immer finster und einsam. Ich allein suchte ihn auf und machte ihn zuweilen lachen. Er hat mir immer große Anhänglichkeit gezeigt. Ich gehe.

Lucile. So schnell, mein Freund? Geh'! Komm! Nur das (sie küßt ihn) und das! Geh'! Geh'! (Camille ab.) — Das ist eine böse Zeit. Es geht einmal so. Wer kann da drüber hinaus? Man muß sich fassen (singt)

Ach scheiden, ach scheiden, ach scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?

Wie kommt mir grade das in den Kopf? Das ist nicht gut, daß es den Weg so von selbst findet. — Wie er hinaus ist, war mir's, als könnte er nicht mehr umkehren, und müsse immer weiter weg von mir, immer weiter. — Wie das Zimmer so leer ist; die Fenster stehen offen, als hätte ein Todter darin gelegen. Ich halt' es da oben nicht aus. (Sie geht.)

Freies Feld.

Danton. Ich mag nicht weiter. Ich mag in dieser Stille mit dem Geplauder meiner Tritte und dem Keuchen

meines Athems nicht Lärmen machen. (Er setzt sich nieder, nach einer Pause.) Man hat mir von einer Krankheit erzählt, die einem das Gedächtniß verlieren mache. Der Tod soll etwas davon haben. Dann kommt mir manchmal die Hoffnung, daß er vielleicht noch kräftiger wirke und einem Alles verlieren mache. — Wenn das wäre! — Dann lief' ich wie ein Christ, um einen Feind, das heißt mein Gedächtniß, zu retten. — Der Ort soll sicher sein, ja für mein Gedächtniß, aber nicht für mich; mir gibt das Grab mehr Sicherheit, es schafft mir wenigstens Vergessen. Es tödtet mein Gedächtniß. Dort aber lebt mein Gedächtniß und tödtet mich. Ich oder es? Die Antwort ist leicht. (Er erhebt sich und kehrt um.) — Ich kokettire mit dem Tod, es ist ganz angenehm, so aus der Ferne mit dem Lorgnon mit ihm zu liebäugeln. — Eigentlich muß ich über die ganze Geschichte lachen. Es ist ein Gefühl des Bleibens in mir, was mir sagt: morgen und übermorgen und weiter hinaus ist Alles wie eben. Das ist ein leerer Lärm, man will mich schrecken; sie werden's nicht wagen! (Ab.)

Ein Zimmer.

(Es ist Nacht.)

Danton (am Fenster) Will denn das nie aufhören? Wird das Licht nie ausglühen und der Schall nie modern? Will's denn nie still und dunkel werden, daß wir uns die garstigen Sünden einander nicht mehr anhören und ansehen? — September! —

Julie (ruft von innen.) Danton! Danton!

Danton. He?

Julie (tritt ein). Was rufst du?

Danton. Rief ich?

Julie. Du sprachst von garstigen Sünden und dann stöhntest du: September!

Danton. Ich, ich? Nein, ich sprach nicht, das dacht' ich kaum, das waren nur ganz leise, heimliche Gedanken.

Julie. Du zitterst, Danton.

Danton. Und soll ich nicht zittern, wenn so die Wände plaudern? Wenn mein Leib so zerschellt ist, daß meine Gedanken unstät, umirrend mit den Lippen der Steine reden? Das ist seltsam.

Julie. Georg, mein Georg!

Danton. Ja, Julie, das ist sehr seltsam. Ich möchte nicht mehr denken, wenn das so gleich spricht. Es gibt Gedanken, Julie, für die es keine Ohren geben sollte. Das ist nicht gut, daß sie bei der Geburt gleich schreien, wie Kinder; das ist nicht gut.

Julie. Gott erhalte dir deine Sinne, Georg! Georg, erkennst du mich?

Danton. Ei warum nicht! Du bist ein Mensch und dann eine Frau und endlich meine Frau, und die Erde hat fünf Welttheile, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, und zwei mal zwei macht vier. Ich bin bei Sinnen, siehst du? – Schrie's nicht September? Sagtest du nicht so was?

Julie. Ja, Danton, durch alle Zimmer hört' ich's.

Danton. Wie ich ans Fenster kam — (er sieht hinaus) die Stadt ruhig, alle Lichter aus.

Julie. Ein Kind schreit in der Nähe.

Danton. Wie ich an's Fenster kam — durch alle Gassen schrie und zetert' es: September!

Julie. Du träumtest, Danton; fass' dich.

Danton. Träumtest? ja, ich träumte; doch das war anders, ich will dir es gleich sagen, mein armer Kopf ist schwach, gleich! so, jetzt hab' ich's. Unter mir keuchte die Erdkugel in ihrem Schwung; ich hatte sie wie ein wildes Roß gepackt, mit riesigen Gliedern wühlt' ich in ihren Mähnen und preßt' in ihre Rippen, das Haupt abwärts gebückt, die Haare flatternd über dem Abgrund; so ward ich geschleift. Da schrie ich in der Angst und ich erwachte. Ich trat ans Fenster — und da hört ich's, Julie. — Was das Wort nur will? Warum gerade das? Was hab' ich damit zu schaffen? Was streckt es nach mir die blutigen Hände? Ich hab' es nicht geschlagen. — O hilf mir, Julie, mein Sinn ist stumpf. War's nicht im September, Julie?

Julie. Die Könige waren noch vierzig Stunden von Paris.

Danton. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt.

Julie. Die Republik war verloren.

Danton. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken fassen, wir wären Narren gewesen, zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter, ist das nicht billig?

Julie. Ja, Ja.

Danton. Wir schlugen sie, das war kein Mord, das war Krieg nach innen.

Julie. Du hast das Vaterland gerettet.

Danton. Ja, das hab' ich, das war Nothwehr, wir

mußten. — Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! — Es muß; das war dies Muß! — Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? — Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns hurt, lügt, stiehlt und mordet? — Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen; nichts, nichts wir selbst, — die Schwerter, mit denen Geister kämpfen: — man sieht nur die Hände nicht, wie im Mährchen. — Jetzt bin ich ruhig.

Julie. Ganz ruhig, lieb Herz.

Danton. Ja, Julie, komm zu Bette.

Straße vor Danton's Hause.

Simon. Bürgersoldaten.

Simon. Wie weit ist's in der Nacht?

Erster Bürger. Was in der Nacht?

Simon. Wie weit ist die Nacht?

Erster Bürger. So weit als zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Simon. Schuft, wie viel Uhr?

Erster Bürger. Sieh' auf dein Zifferblatt, es ist die Zeit, wo . . . .

Simon. Wir müssen hinauf! Fort, Bürger! Wir haften mit unseren Köpfen dafür. Todt oder lebendig! Er hat gewaltige Glieder. Ich werde vorangehen, Bürger. Der

Freiheit eine Gasse! — Sorgt für mein Weib! Eine Eichenkrone werde ich ihr hinterlassen.

Erster Bürger. Eine Eichelkrone? Es sollen ihr ohnehin jeden Tag Eicheln genug in den Schooß fallen.

Simon. Vorwärts, Bürger, ihr werdet euch um das Vaterland verdient machen!

Zweiter Bürger. Ich wollte, das Vaterland machte sich um uns verdient. Ueber all den Löchern, die wir in anderer Leute Körper machen, ist noch kein einziges in unseren Hosen zugegangen.

Erster Bürger. Willst du, daß dir dein Hosenlatz zuginge? Ha, ha, ha!

Die Anderen. Ha, ha, ha!

Simon. Fort, fort! (Sie dringen in Danton's Haus.)

Der National-Convent.

Eine Gruppe von Deputirten.

Legendre. Soll denn das Schlachten der Deputirten nicht aufhören? — Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?

Ein Deputirter. Was thun?

Ein Anderer. Er muß vor den Schranken des Convents gehört werden. — Der Erfolg dieses Mittels ist sicher; was sollen sie seiner Stimme entgegensetzen?

Ein Anderer. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

Legendre. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden. Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterstützung.

Der Präsident. Die Sitzung ist eröffnet.

Legendre (besteigt die Tribüne). Vier Mitglieder des National-Convents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist, die Namen der Uebrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden. — Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für eben so rein, wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheits-Ausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaft möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahre 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverraths anklagt. (Heftige Bewegung)

Einige Stimmen. Wir unterstützen Legendre's Vorschlag.

Ein Deputirter. Wir sind hier im Namen des Volkes, man kann uns ohne den Willen unserer Wähler nicht von unseren Plätzen reißen.

Ein Anderer. Eure Worte riechen nach Leichen, ihr habt sie den Girondisten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Gesetzes schwebt über allen Häuptern.

Ein Anderer. Wir können unseren Ausschüssen nicht erlauben, die Gesetzgeber aus dem Asyl des Gesetzes auf die Guillotine zu schicken.

Ein Anderer. Das Verbrechen hat kein Asyl, nur gekrönte Verbrecher finden eins auf dem Throne.

Ein Anderer. Nur Spitzbuben appelliren an das Asylrecht.

Ein Anderer. Nur Mörder erkennen es nicht an.

Robespierre. Die seit langer Zeit in dieser Versammlung unbekannte Verwirrung beweist, daß es sich um große Dinge handelt. Heute entscheidet sich's, ob einige Männer den Sieg über das Vaterland davon tragen werden. — Wie könnt ihr eure Grundsätze weit genug verläugnen, um heute einigen Individuen das zu bewilligen, was ihr gestern Chabot, Delaunai und Fabre verweigert habt? Was soll dieser Unterschied zu Gunsten einiger Männer? Was kümmern mich die Lobsprüche, die man sich selbst und seinen Freunden spendet? Nur zu viele Erfahrungen haben uns gezeigt, was davon zu halten sei. Wir fragen nicht, ob ein Mann diese oder jene patriotische Handlung vollbracht habe; wir fragen nach seiner ganzen politischen Laufbahn. — Legendre scheint die Namen der Verhafteten nicht zu wissen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist darunter. Warum scheint Legendre das nicht zu wissen? Weil er wohl weiß, daß nur die Schamlosigkeit Lacroix vertheidigen kann. Er nannte nur Danton, weil er glaubt, an diesen Namen knüpfe sich ein Privilegium. Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen. (Beifall.) Was hat Danton vor Lafayette, vor Dumouriez, vor Brissot, Fabre, Chabot, Hebert voraus? Was sagt man von diesen, was man nicht auch von ihm sagen könnte? Wodurch verdient er einen Vorzug vor seinen Mitbürgern? Etwa, weil einige betrogene Individuen und Andere, die sich nicht betrügen ließen, sich um ihn reihten, um in seinem Gefolge dem Glück und der Macht in die Arme zu laufen? — Je mehr er die Patrioten betrogen hat, welche Vertrauen in ihn setzten, desto nachdrücklicher muß er die Strenge der Freiheitsfreunde empfinden. —

Man will euch Furcht einflößen vor dem Mißbrauche einer Gewalt, die ihr selbst ausgeübt hat. Man schreit über den Despotismus der Ausschüsse, als ob das Vertrauen, welches das Volk euch geschenkt, und das ihr diesen Ausschüssen übertragen habt, nicht eine sichere Garantie ihres Patriotismus wäre. Man stellt sich, als zittre man. Aber ich sage euch, wer in diesem Augenblicke zittert, ist schuldig, denn nie zittert die Unschuld vor der öffentlichen Wachsamkeit. (Allgemeiner Beifall.) Man hat auch mich schrecken wollen; man gab mir zu verstehen, daß die Gefahr, indem sie sich Danton nähere, auch bis zu mir bringen könne. — Man schrieb mir, Danton's Freunde hielten mich umlagert, in der Meinung, die Erinnerung an eine alte Verbindung, der blinde Glaube an erheuchelte Tugenden könnten mich bestimmen, meinen Eifer und meine Leidenschaften für die Freiheit zu mäßigen. — So erkläre ich denn: nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Danton's Gefahr die meinige werden. Wir haben alle etwas Muth und etwas Seelengröße nöthig. Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schaar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Lichte der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das Vaterland ist gerettet. (Beifall.) Ich verlange, daß Legendre's Vorschlag zurückgewiesen werde.

(Die Delegirten erheben sich sämmtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.)

St. Just. Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort: Blut nicht wohl

vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse der Natur und der Geschichte mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind, als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen; der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Conflict kommt. Eine Aenderung in den Bestandtheilen der Luft, ein Auflodern des tellurischen Feuers, ein Schwanken in dem Gleichgewicht einer Wassermasse und eine Seuche, ein vulkanischer Ausbruch, eine Ueberschwemmung begraben Tausende. — Was ist das Resultat? Eine unbedeutende, im großen Ganzen kaum bemerkbare Veränderung der physischen Natur, die fast spurlos vorüber gegangen sein würde, wenn nicht Leichen auf ihrem Wege lägen. — Ich frage nun: soll die moralische Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? Soll überhaupt ein Ereigniß, das die ganze Gestaltung der moralischen Natur, das heißt der Menschheit, umändert, nicht durch Blut gehen dürfen? Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane und Wasserfluthen gebraucht. Was liegt daran, ob sie nun an einer Seuche oder an der Revolution sterben? — Die Schritte der Menschheit sind langsam, man kann sie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben sich die Gräber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen und Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben. Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte rascher ist, auch mehr Menschen außer Athem kommen? Wir schließen schnell und einfach: da Alle unter

gleichen Verhältnissen geschaffen worden, so sind Alle gleich, die Unterschiede abgerechnet, welche die Natur selbst gemacht hat. — Es darf daher Jeder Vorzüge und darf daher Keiner Vorrechte haben, weder im Einzelnen, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen. Jedes Glied dieses in der Wirklichkeit angewandten Satzes hat seine Menschen getödtet. Der 14. Juli, der 10. August, der 31. Mai sind seine Interpunktionszeichen. Er hatte vier Jahre Zeit nöthig, um in der Körperwelt durchgeführt zu werden, und unter gewöhnlichen Umständen hätte er ein Jahrhundert dazu gebraucht, und wäre mit Generationen interpunktirt worden. Ist es da so zu verwundern, daß der Strom der Revolution bei jedem Absatz, bei jeder neuen Krümmung seine Leichen ausstößt? — Wir werden unserm Satze noch einige Schlüsse hinzuzufügen haben; sollen einige hundert Leichen uns verhindern, sie zu machen? — Moses führte sein Volk durch das rothe Meer und in die Wüste, bis die alte verdorbene Generation sich aufgerieben hatte, ehe er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rothe Meer, noch die Wüste, aber wir haben den Krieg und die Guillotine. Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias; sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel, wie die Erde aus den Wellen der Sündfluth, mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Mal geschaffen. (Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.)

St. Just. Alle geheimen Feinde der Tyrannei, welche in Europa und auf dem ganzen Erdkreise den Dolch des Brutus unter ihren Gewändern tragen, fordern wir auf,

diesen erhabenen Augenblick mit uns zu theilen. (Die Zuhörer und die Deputirten stimmen die Marseillaise an.)

Das Luxemburg.

Ein Saal mit Gefangenen.

Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel). Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisiren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen, oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem

Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist?!

Payne. Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie Eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in Allem, in Ihnen, Werthester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber Sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Aussatz haben, lebendig begraben werden, oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Ursache muß doch da sein?

Payne. Wer leugnet das? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenste denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen? — Voltaire wagte es eben so wenig, es mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deßwegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verstand, und ihn nicht einmal consequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt, kann

etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philosoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheidter ganz bleiben. Ist's nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brodmännchen kneten, — aus überschwenglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das Alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweinställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonstriren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Mercier (zu Danton). Das Blut der Zwei und zwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein Anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein Anderer. Laßt ihn! das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt **Camille**, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiele.)

Philippeau. Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben, wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsere Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden.

Ein Zimmer.

Fouquier-Tinville. Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geschworenen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geschwornen müssen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir losen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

Fouquier. Das muß gehen. — Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es sind ihrer Neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Banquiers und Fremde. Das ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

Hermann. Leroi, er ist taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamière, der eine sitzt immer in der Trinkstube, und der andere schläft immer. Beide öffnen den Mund nur, um das Wort: schuldig zu sagen. — Girard hat den Grundsatz, es dürfe Keiner entwischen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin —

Fouquier. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre meist trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ah, sehr gut. Also ich verlasse mich drauf!

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg.

Ein Corridor.

Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf- und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, so viel Unglückliche in einem so elenden Zustande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie gesagt, daß Paris eine Schlachtbank ist?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit schwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisirt! Da klatschen die Gallerien, und die Römer reiben sich die Hände; aber sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkte, wo sie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Uebersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bauet Euer System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen.

Danton. Du hast Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menschenfleisch. Das ist der Fluch unserer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es ist gerade ein Jahr, daß ich das Revolutions-Tribunal schuf. Ich bitte Gott und die Menschen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unschuldige zu retten, aber dieser langsame Mord mit seinen Formalitäten ist gräßlicher und eben so unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte, Sie Alle diesen Ort verlassen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen; der Himmel weiß, wie das enden soll.

Das Revolutions-Tribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

Hermann. Danton, der Convent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondisten, mit den Fremden und der Faction Ludwig's XVII. konspirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen sich zeigen. — Uebrigens, was liegt mir an Euch und Eurem Urtheil? Ich habe es Euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein; — das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich darnach, es abzuschütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit ist dem Verbrechen, die Ruhe der Unschuld eigen.

Danton. Privat-Kühnheit ist ohne Zweifel zu tadeln, aber jene National-Kühnheit, die ich so oft gezeigt, mit welcher

ich so oft für die Freiheit gekämpft habe, ist die verdienstvollste aller Tugenden. — Sie ist meine Kühnheit, sie ist es, der ich mich hier zum Besten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich fassen, wenn ich mich auf eine so niedrige Art verläumdet sehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar, auf ihrer Stirne schwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugsamen Gerechtigkeit zu antworten! — Du elender St. Just wirst der Nachwelt für diese Lästerung verantwortlich sein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor seine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten; unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben. — Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. August geschlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklage-Acte.) — Wenn ich einen Blick auf diese Schandschrift werfe, fühle ich mein ganzes Wesen beben. Wer sind denn die, welche Danton nöthigen mußten, sich an jenem denkwürdigen Tage

(am 10. August) zu zeigen? Wer sind denn die privilegirten Wesen, von denen er seine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen.

Hermann (schellt.) Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überschreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geäzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonnetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft. Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächstemal Ihre Vertheidigung beschließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung ist aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden — und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.

Das Luxemburg.

Ein Kerker.

Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Nase nicht so ins Gesicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondsichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein lesen könntet?

(Zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält.)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, meine Mondsichel hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hosen sehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, sie ziehen Wasser. (Zu Dillon.) Sie hat sich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir das geben, was sie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei lesen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab. — Liest.) Danton hat das Tribunal erschreckt, die Geschwornen schwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte sich um den Justizpalast und stand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, — — hm! hm! (Er geht auf und ab, und schenkt sich von Zeit zu Zeit aus einer Flasche ein.) — Hätt' ich nur den Fuß auf der Gasse. Ich werde mich nicht so schlachten lassen. Ja, nur den Fuß auf der Gasse!

Laflotte. Und auf dem Karren, das ist eins.

Dillon. Meinst du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwischen, lang genug, um sie mit den Leichen der Decemvirn zu messen. — — Es ist endlich Zeit, daß die rechtschaffenen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für sich) Desto besser, um so leichter ist es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläser und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, sie werden sich zuletzt noch selbst guillotiniren. (Er läuft auf und ab.)

Laflotte (bei Seite.) Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie sein Kind, wenn man sich's selbst gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man so mit dem Zufall Blutschande treiben und sein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Oedipus!

Dillon. Man füttert das Volk nicht mit Leichen; Danton's und Camille's Weiber mögen Assignaten unter das Volk werfen, das ist besser als Köpfe.

Laflotte (bei Seite.) Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte sie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen.

Laflotte (bei Seite.) Er ist doch verloren. Was ist's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grabe zu klettern?

Dillon. Nur den Fuß auf der Gasse! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondisten, Ex-Adelige; wir erbrechen die Gefängnisse, wir müssen uns mit den Gefangenen verständigen.

Laflotte (bei Seite.) Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thut's? Ich hätte Lust, auch das zu versuchen; ich war bisher zu einseitig. Man bekommt Gewissensbisse, das ist doch eine Abwechslung; es ist nicht so unangenehm, seinen eigenen Gestank zu riechen. — Die Aussicht auf die Guillotine ist mir langweilig geworden; so lange auf die Sache zu warten! Ich habe sie im Geiste

schon zwanzigmal durchprobirt. Es ist auch gar nichts Pikantes mehr daran, es ist ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen lassen.

Laflotte (bei Seite.) Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer steht mir dafür? Man sagt zwar, es sei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz ist die einzige Sünde, und das Leiden ist das einzige Laster; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo ist der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müssen das Eisen schmieden, mein Plan ist fertig.

Laflotte. Gleich, Gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm sprechen, du kannst auf mich zählen, General. Wir werden aus dem Loche kommen (für sich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteste, die Welt, — er in das engste, das Grab.

Der Wohlfahrts-Ausschuß.

St. Just, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes.

Barrère. Was schreibt Fouquier?

St. Just. Das zweite Verhör ist vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erscheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrts-Ausschusses, sie appelliren an das Volk wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther soll unbeschreiblich sein. — Danton parodirte den Jupiter und schüttelte die Locken.

Collot. Um so leichter wird ihn Samson daran packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fischweiber und die Lumpensammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Instinct, sich treten zu lassen, und wäre es nur mit Blicken; dergleichen insolente Physiognomieen gefallen ihm. Solche Mienen sind ärger, als ein adeliges Wappen; der feine Aristokratismus der Menschenverachtung sitzt auf ihnen, es sollte sie jeder einschlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembrisirten hat ihn unverwundbar gemacht. — Was sagt Robespierre?

St. Just. Er thut, als ob er etwas zu sagen hätte. Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Just. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern, aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas in seiner Gestalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Just wird hinausgerufen.)

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, sie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das ist unnöthig, so viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es sind schwangere Weiber dabei.

Billaud. Desto besser, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindsucht eines Aristokraten spart dem Revolutions-Tribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier.) Eine Bittschrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen sein möchten, zwischen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jacobiners zu wählen. Die, wie Lucretia, nach dem Verlust ihrer Ehre sterben, aber etwas später als die Römerin — im Kindbett oder aus Altersschwäche. — Es mag nicht so unangenehm sein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie ist zu alt. Madame verlangt den Tod, sie weiß sich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie sitzt erst seit vier Wochen. Die Antwort ist leicht. (Er schreibt und liest.) „Bürgerin, es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest“.

Barrère. Gut gesagt! Aber Collot, es ist nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben sonst keine Furcht mehr davor, man muß sich nicht so familiär machen.

(**St. Just** kommt zurück.)

St. Just. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man conspirirt in den Gefängnissen; ein junger Mensch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er saß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er schneidet sich mit seiner Bouteille den Hals ab; das ist schon mehr vorgekommen.

St. Just. Danton's und Camille's Weiber sollen Geld unter das Volk werfen, Dillon soll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent soll gesprengt werden.

Barrère. Das sind Mährchen.

St. Just. Wir werden sie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volkes, die Bestürzung der Geschwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Just, und spinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist.

St. Just. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Proceß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletze oder störende Auftritte veranlasse, von den Debatten ausschließen.

Barrère. Du hast einen revolutionären Instinct, das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung thun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien.

St. Just. Ich zähle auf Eure Unterstützung. Es gibt Leute im Convent, die eben so krank sind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, sie werden über Verletzung der Formen schreien.

Barrère (ihn unterbrechend.) Ich werde ihnen sagen: Zu Rom wurde der Consul, welcher die Verschwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode bestrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren seine Ankläger?

Collot (mit Pathos). Geh', St. Just, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge,

welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen ersticken, die Majestät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erscheinen und sie in Asche verwandeln. Geh', St. Just, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerschleudern. **(St. Just ab.)**

Barrère. Hast du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum gegen die Lustseuche machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, sie kämpfen mit dem Laster.

Billaud. Bis jetzt geht unser Weg zusammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betschemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll.

Barrère. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopfe stehen, wenn die sogenannten Spitzbuben von den sogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden sollten.

Collot (zu Barrère). Wann kommst du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

Collot. Nicht wahr, über dem Ort steht ein Stern, unter dessen versengenden Strahlen dein Rückenmark ganz ausgedörrt wird?

Billaud. Nächstens werden die niedlichen Finger der reizenden Demaly es ihm aus dem Futterale ziehen und als Zöpfchen über den Rücken hinunterhängen machen.

Barrère (zuckt die Achseln). Pst! davon darf der Tugendhafte nichts wissen.

Billaud. Er ist ein impotenter Masonet.

(Billaud und Collot ab.)

Barrère (allein). Du Ungeheuer! — „Es ist noch nicht lange genug, daß du den Tod wünschest!“ Diese Worte hätten die Zunge müssen verdorren machen, die sie gesprochen. — Und ich? — Als die Septembriseurs in die Gefängnisse drangen, faßt ein Gefangener sein Messer, er drängt sich unter die Mörder, er stößt es in die Brust eines Priesters, er ist gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrts-Ausschuß setze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taschenmesser nehme? Es ist der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umständen, die Grundverhältnisse sind sich gleich. — Und durft' er Einen morden, durft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerstenkörner, machen zwei einen Haufen, drei, vier, wie viel dann? Komm, mein Gewissen, komm, mein Hühnchen, bi! bi! bi! komm, da ist Futter. — Doch — war ich auch Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. Komm, mein Gewissen, wir vertragen uns noch ganz gut! (Ab)

Die Conciergerie.

Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du hast gut geschrieen, Danton; hättest du dich früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders.

Nicht wahr, wenn der Tod Einem so unverschämt nahe kommt und so aus dem Halse stinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er Einen noch nothzüchtigte und seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber so in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt, und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen, allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert, mit Bewußtsein vielleicht, sich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir sind wie die Herbstzeitlose, welche erst nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die versetzt werden, unterscheiden wir uns nur dadurch, daß wir über dem Versuch ein wenig stinken. Ist das so arg?

Danton. Eine erbauliche Aussicht! Von einem Misthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klassen-Theorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und so weiter? Ich habe die Schulbänke satt, ich habe mir Gesäßschwielen wie ein Affe darauf gesessen.

Philippeau. Was willst du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die ist in Gott.

Danton. Im Nichts: Versenke dich in was Ruhigeres, als in das Nichts, und wenn die höchste Ruhe Gott ist, ist nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheist; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das ist der Jammer! — Die Schöpfung hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat sich ermordet, die Schöpfung ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es ist aber doch was Wahres daran.

Camille. Die Welt ist der ewige Jude, das Nichts ist der Tod, aber er ist unmöglich. O! nicht sterben können, nicht sterben können! wie es im Liede heißt.

Danton. Wir sind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigesetzt, unter dem Himmel, in unseren Häusern, in unseren Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da ist keine Hoffnung im Tod; er ist nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organisirtere Fäulniß, — das ist der ganze Unterschied! — Aber ich bin gerad' einmal an diese Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn sie mich einsam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir sind noch nicht geschlagen.

Wir müssen schreien, sie müssen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Lacroix. Wir müssen auf unserer Forderung bestehen, unsere Ankläger und die Ausschüsse müssen vor dem Tribunal erscheinen.

Ein Zimmer.

Fouquier. Amar. Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten soll; sie fordern eine Commission.

Amar. Wir haben die Schurken — da hast du, was du verlangst. (Er überreicht **Fouquier** ein Papier.)

Vouland. Das wird sie zufrieden stellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun rasch, daß wir und sie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutions-Tribunal.

Danton. Die Republik ist in Gefahr, und er hat keine Instruction! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme ist noch stark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commission, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurückziehen,

ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

Fouquier, Amar und **Vouland** treten ein.

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Gesetze! Der Convent beschließt: In Betracht, daß in den Gefängnissen sich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und sich an die Spitze der Empörer stellen soll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß Diese selbst unruhige Auftritte herbei zu führen sich bemüht und das Tribunal zu beleidigen versucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Untersuchung ohne Unterbrechung fortzusetzen und jeden Angeklagten, der die dem Gesetze schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen sollte, von den Debatten auszuschließen.

Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volk, oder dem National-Convent Hohn gesprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

Camille. Die Elenden, sie wollen meine Lucile morden!

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dictatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. (Auf **Amar** und **Vouland** deutend.) Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrts-Ausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleise der Guillotinen-Karren sind die Heerstraßen, in

welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes bringen sollen. — Wie lange sollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber sein? — Ihr wollt Brod und sie werfen euch Köpfe hin. Ihr dürstet und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Justiz-Palaste.

Ein Volkshaufe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

Erster Bürger. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brod, Blut statt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

Zweiter Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefressen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

Erster Bürger. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

Zweiter Bürger. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräther.

Erster Bürger. Wer sagt, daß Danton ein Verräther sei?

Zweiter Bürger. Robespierre.

Erster Bürger. Und Robespierre ist ein Verräther.

Zweiter Bürger. Wer sagt das?

Erster Bürger. Danton.

Zweiter Bürger. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildpret von silbernen Tellern und schläft bei euren Weibern und Töchtern, wenn er betrunken ist. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch Alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther.

Dritter Akt.

Ein Zimmer.

Julie, ein Knabe.

Julie. Es ist aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh'! ich habe ihn zum letzten Mal ge=

sehen; sag' ihm, ich könne ihn nicht so sehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und sag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er versteht mich schon, und dann schnell zurück, ich will seine Blicke aus deinen Augen lesen.

Eine Straße.

Dumas. Ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige zum Tode verurtheilen?

Dumas. Das ist in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der anderen Menschen fehlt, und dieser Sinn trügt sie nie.

Bürger. Das ist der Sinn des Tigers. — Du hast ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So ist es denn wahr?

Dumas. Das Revolutions-Tribunal wird unsere Ehescheidung aussprechen; die Guillotine wird uns von Tisch und Bett trennen.

Bürger. Du bist ein Ungeheuer.

Dumas. Schwachkopf! du bewunderst Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römischer Consul sein und sein Haupt mit der Toga verhüllen können, um sein Liebstes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Aermel meines rothen Fracks abwischen; das ist der ganze Unterschied.

Bürger. Das ist entsetzlich!

Dumas. Geh', du begreifst mich nicht! (Sie gehen ab)

Die Conciergerie.

Lacroix, Hérault auf einem Bett, **Danton, Camille** auf einem andern.

Lacroix. Die Haare wachsen Einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Hérault. Nehmen Sie sich ein wenig in Acht, Sie nießen mir das ganze Gesicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! zerren Sie nicht so am Leintuch, es ist kalt da unten.

Danton. Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffel geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubst du, Danton?! Kann ich's? Sie können die Hände nicht an sie legen, das Licht

der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten, sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Krystalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.

Danton. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben zu müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirst sie ohnehin offen behalten. Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Camille. Lucile, deine Küsse phantasiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind, wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Blos Arbeit für den Todtengräber! — Es ist mir, als röch' ich schon. Mein lieber Leib, ich will mir die Nase zuhalten und mir einbilden, du seist ein Frauenzimmer, das vom Tanzen schwitzt und stinkt, und dir Artigkeiten sagen. Wir haben uns sonst schon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen bist du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf ist ausgespielt. Morgen bist du eine leere Flasche, der Wein ist ausgetrunken, aber ich habe

keinen Rausch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das sind glückliche Leute, die sich noch betrinken können. Morgen bist du eine durchgerutschte Hose, du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen, du mögest stinken, wie du willst. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe so gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt), ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldenen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tri t an's Fenster.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eigenen Lippen todt küßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt. — Wie schimmernde Thränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille. O! (Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.)

Danton. Was hast du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (schüttelt ihn). Willst du die Decke herunterkratzen?

Camille. Ach du, du, o halt mich, sprich, du!

Danton. Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne.

Camille. Das bist du, das ich; so — das ist meine

Hand! ja, jetzt besinn' ich mich. O Danton, das war entsetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag so zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßt mich bei den Haaren. (Er erhebt sich.) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmst du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schwester wegschleichen. Es ist eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

Platz vor der Conciergerie.

Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen?

Erster Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das ist ein curioser Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Bestallung dazu gegeben?

Erster Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu gekriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

Zweiter Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

Erster Fuhrmann. Was nennst du dein Brod? — (Auf die Fenster der Gefangenen deutend): Das ist Wurmfraß.

Zweiter Fuhrmann. Kleine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht schlecht mit unserem Metier, und doch sind wir die besten Fuhrleute.

Erster Fuhrmann. Wie das?

Zweiter Fuhrmann. Wer ist der beste Fuhrmann?

Erster Fuhrmann. Der am weitesten und am schnellsten fährt.

Zweiter Fuhrmann. Nun, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt schneller, als der's in einer Viertelstunde thut? — Genau gemessen ist's eine Viertelstunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Rasch, ihr Schlingel! Näher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor.)

Erster Fuhrmann. Haltet Euren Platz! Um Mädel fährt man nicht herum, sondern immer mitten hinein.

Zweiter Fuhrmann. Ha! das glaub' ich, du kannst mit Karren und Gäulen hinein, du findest gute Geleise, aber du mußt Quarantaine halten, wenn du herauskommst!

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

Zweiter Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wär' ein Bordell? Er ist ein anständiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herren aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie setzt sich auf einen Stein unter die Fenster der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erscheint am Fenster.) — Höre, Camille, du machst mich lachen mit dem langen Steinrock und der eisernen Maske vor dem Gesicht, kannst du dich nicht bücken? Wo sind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (singt):

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' scheint vor Feinsliebchens Fenster,
Der andre vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leise die Treppe herauf, sie schlafen Alle. Der Mond hilft mir schon lange warten. Aber du kannst nicht zum Thore herein, das ist eine unleidliche Tracht. Das ist zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührst dich auch gar nicht, warum sprichst du nicht? Du machst mir Angst. — Höre! die Leute sagen, du müßtest sterben, und machen dazu so ernsthafte Gesichter. — Sterben! ich muß lachen über die Gesichter. Sterben! Was ist das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken. Da, da ist's. Ich will ihm nachlaufen, komm, süßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm!
(Sie läuft weg.)

Camille (ruft). Lucile! Lucile!

Die Conciergerie.

Danton an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht.
Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton. Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — des vers.

Camille (für sich) Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsere Hände. Es ist auch besser so.

Danton. Ich lasse Alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!

Danton. Was wär' es auch! Die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anständig im Ehebett des Advokaten von Arras prostituiren. Aber ich denke, sie wird die Clytemnestra gegen ihn spielen; ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für sich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die gesunde Vernunft tauft, sind unerträglich langweilig. Der glücklichste Mensch war der, welcher sich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei.

Lacroix. Die Esel werden schreien: es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.

Hérault. Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsere Kinnbacken findet.

Danton. Sie sind Kainsbrüder.

Lacroix. Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es es nicht so, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) Was sie aus dem Wahnsinn für ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unserer Leichen ersticken.

Hérault. Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Gesicht, als solle er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu sprechen; wir sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den e i n e n uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr,

nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir Alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genie's, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen — das treiben Alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich vor einander zu geniren! Wir haben uns Alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen, was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt. Schneidet nur keine so tugendhaften und so witzigen und so heroischen und so genialen Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander setzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammen zu pressen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter schrieen, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

Danton. Die einen waren so gut Epikuräer, wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapiren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zieren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinander-

schreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton. Aber wir sind die armen Musikanten und unsere Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault. Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruthen todt peitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille. Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

Danton. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer. Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zerfallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

Ein Zimmer.

Julie. Das Volk lief in den Gassen, jetzt ist Alles still. Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten lassen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm liebster Priester, dessen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenster.) Es ist so hübsch, Abschied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer so stehen. — Die Sonne ist hinunter, der Erde Züge waren so scharf in ihrem Lichte, doch jetzt ist ihr Gesicht so still und ernst, wie einer Sterbenden. — Wie schön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen spielt. — Stets bleicher und bleicher wird sie, wie eine Leiche treibt sie abwärts in der Fluth des Aethers; will denn kein Arm sie bei den goldenen Locken fassen und aus dem Strom sie ziehen und begraben? — Ich gehe leise. Ich küsse sie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer sie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, schlafe. (Sie stirbt).

Der Revolutions-Platz.

(Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib. Höre, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

Eine Andere. Hérault, aus deinen hübschen Haaren lasse ich mir eine Perücke machen.

Hérault. Ich habe nicht Waldung genug für einen so abgeholzten Venusberg.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg ist auf Euch, oder Ihr seid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille). Ruhig, mein Junge, du hast dich heiser geschrieen.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld.) Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerst serviren. Das ist ein klassisches Gastmahl, wir liegen auf unseren Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war schon einmal da; wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schaffot). Ich vergebe Euch; ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer, als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß sich noch einmal

in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich sterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine ist der beste Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ist's Zeit.

(Ein Henker stößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willst du grausamer sein, als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

Eine Straße.

Lucile. Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben —! — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich Alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so Alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken Alles stockt, sich nichts mehr reget. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch Alles wie sonst, die Häuser, die Gasse,

der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gasse herunter.)

Erstes Weib. Ein hübscher Mann, der Hérault!

Zweites Weib. Wie er beim Constitutionsfeste so im Triumphbogen stand, da dacht' ich so, der muß sich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war so eine Ahnung.

Drittes Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältnissen sehen; es ist recht gut, daß das Sterben so öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile. Mein Camille! Wo soll ich dich jetzt suchen?

Der Revolutions-Platz.

(Zwei Henker an der Guillotine beschäftigt.)

Erster Henker (steht auf der Guillotine und singt):
Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Zweiter Henker. He, holla! Bist bald fertig?

Erster Henker. Gleich, gleich! (Singt):
Scheint in meines Ellervaters Fenster —
Kerl, wo bleibst so lange bei die Menscher?
So! die Jacke her! (Sie gehen singend ab):
Und wenn ich hame geh'
Scheint der Mond so scheh —

Lucile (tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine).

Ich setze mich auf deinen Schooß, du stiller Todesengel.
(Sie singt):

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen erstickt hast. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. (Sie singt):

Viel hunderttausend sind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt.

(Eine Patrouille tritt auf.)

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (sinnend und wie ein Entschluß fassend, plötzlich): Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Zur Textkritik von „Danton's Tod".

Das Drama „Danton's Tod", obwohl das einzige Werk Georg Büchner's, dessen Erscheinen der Dichter erlebte und überlebte, ist doch zugleich dasjenige, das am meisten einer kritischen Ausgabe bedurfte, welche auf die Original-Manuscripte zurückgriff. Denn theils äußerer Verhältnisse wegen, denen die früheren Herausgeber Rechnung tragen mußten, theils aus inneren Gründen, welche für sie bestimmend waren, lag das Werk dem Publicum bisher in einer Form vor, welche sich sehr wesentlich von jener unterscheidet, die ihm der Dichter gegeben. Ich war durch äußere Verhältnisse nicht mehr gebunden und jene inneren Gründe waren für mich, nach reiflicher Ueberlegung, nicht bestimmend. Ich habe das Drama daher genau in jenem Wortlaute abdrucken lassen, welchen der Dichter niedergeschrieben.

Schon die Art, in der sich der Dichter über die Redaction des ersten Abdrucks geäußert, mußte mich zu diesem Entschlusse bestimmen. Das Werk erschien, nachdem Karl Gutzkow bereits vorher im „Phönix" von 1835 Bruchstücke daraus mitgetheilt; zuerst in Buchform unter dem Titel: „Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1835". Karl Gutzkow, der es redigirt, hatte hiebei der Censur weitgehende Concessionen machen müssen; weitere Striche, Zusätze und Veränderungen hatte Eduard Duller daran vorgenommen. Gutzkow erzählt hierüber im Frankfurter „Telegraph" (1837, Nr. 43, p. 337): „Ich hatte große Mühe mit dem „Danton". Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich

wohl, wie grade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unseren Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden, oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat. An dem merkantilischen Titel jedoch „dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" bin ich unschuldig. Diesen setzte der Verfasser der fortgesetzten Döring'schen Phantasiegemälde* darauf. Verklärter Geist, hier wasche ich meine Hände in Unschuld!" —

Der Dichter erhielt sein Werk Ende Juli 1835 und mit welchen Empfindungen er es begrüßte, mag man in den Briefen an die Eltern nachlesen. Was aber den Text betrifft, so war er sehr erregt darüber, „daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benützt worden. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg und fast glatter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hat mir keine Correcturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuscripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde." . . .

Mag Manches in diesen Vorwürfen übertrieben und nur eben durch die nervöse Aufregung des jungen Autors, der sich zum ersten Male gedruckt sieht, hervorgerufen sein — im Allgemeinen hat Büchner nicht Unrecht. Nur darf man darum nicht Gutzkow anklagen, sondern die Censur, welche ihn zu solchem Vorgehen zwang und wohl noch andere und täppische Hände, die gleichfalls an dem

*) Eduard Duller, der von 1835 ab das bis dahin von Döring herausgegebene Album „Phantasiegemälde" (Frankfurt, Sauerländer) redigirte.

Manuscript herumgearbeitet. Daß dieser erste Abdruck aber in der That die „Ruine einer Verwüstung“ war, wird erkennen, wer das nachstehende Verzeichniß prüft, in welchem alle Stellen bezeichnet sind, durch welche sich dieser erste Abdruck (D.T.) von dem vorstehenden Abdrucke des Original-Manuscripts (O.M.) unterscheidet. Man wird da auf unglaubliche Dinge stoßen. Viele Cynismen sind gestrichen, aber lange nicht die schlimmsten, oft ist das Derbste stehen geblieben, hart daneben ist eine Stelle gestrichen worden, die weit minder derb und viel witziger ist. Auch findet sich hier und da eine Zote sogar schärfer zugespitzt. Und doch waren der Herr Bearbeiter — ich wiederhole, man darf in diesen Dingen nicht an Gutzkow denken — im Uebrigen ein sehr moralischer Herr! Ließen es sogar nicht zu, daß man von Jemand sage, er trinke Schnaps. Wie ein schlechter Witz klingt's und ist doch buchstäblich wahr, daß an allen jenen Stellen, wo Büchner „Schnaps“ geschrieben, „Wein“ gedruckt steht, sogar der Souffleur Simon darf kein „Schnapsfaß“ sein, sondern ein „Weinfaß“! Und ganze Sätze stammen gar nicht von Büchner! Kurz — es war keine Methode in dem Wahnsinn dieser Bearbeitung.

Der zweite Abdruck des Drama's steht in den „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner“. Frankfurt, Sauerländer. 1850. S. 51—150. Dieser Text (im folgenden Varianten-Verzeichniß mit „N.S.“ bezeichnet) tilgt alle Druckfehler, restituirt auch etwa zwanzig Stellen des O.M., läßt aber die weiteren neunzig Stellen unberichtigt. Dies erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß das Buch 1850 erschien, im ersten und grimmigsten Jahre der Reaction.

Mir lagen für die vorliegende Ausgabe zwei Manuscripte vor, beide von Büchner's Hand: einige Blättchen des ersten Entwurfs und eine vollständige Reinschrift. Wohl sind zwischen beiden einige Verschiedenheiten, doch war mir selbstverständlich nur das letztere Manuscript maßgebend und ich habe es im Vorstehenden von der ersten bis zur letzten Zeile, ohne jeden Zusatz, ohne jede Kürzung, ohne jede Veränderung abdrucken lassen. Wodurch sich dieser Text (O.M.) von seinem Vorgänger unterscheidet, beweist nachstehendes Verzeichniß der Varianten:

Seite 5, Zeile 8, „Sie hat ungeschickte Beine“ — bis „laicht dazu“ O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 6, „ 13, „Nein! höre!“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 6, „ 29, „bekam“. O.M. und N.S. — In D.T. „erwischte“.
„ 7, „ 1, „unanständig übereinander“. O.M. — In D.T. und N.S. „seltsam durcheinander“.
„ 8, „ 2, „Särge“. O.M. — In D.T. und N.S. „die Guillotine“.
„ 8, „ 11, „seine Natur“. O.M. — In D.T. und N.S. „seinen Naturtrieb“.
„ 8, „ 16, „aufzudringen“. In D.T. und N.S. folgt noch „und ihm ein Gesetz daraus zu machen“, was Büchner nicht geschrieben.
„ 8, „ 18, „Die Individualität“ — bis „offenbaren“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S
„ 8, „ 24, „abdrücken“. O.M. — In D.T. und N.S. „ausdrücken“.
„ 9, „ 1, „Rosen“ — bis „Busen“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 9, „ 7, „mit dem schönen Hintern“. O.M. Fehlt in D.T. und N.S.
„ 10, „ 23, „Du Hurenbett“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 11, „ 7, „Schnaps“. O.M. — In D.T. und N.S. „Wein“.
„ 11, „ 12, „Schnaps“. O.M — In D.T. und N.S „Wein“.
„ 11, „ 30, „nur“. O.M. — Fehlt in N.S. — In D.T. „mir“.
„ 12, „ 1, „wenn die jungen Herrn“ — bis „hinunterließen“. O.M. — In D.T. und N.S. „wenn die jungen Herrn nicht gegen sie — artig wären“.
„ 12, „ 2, „Branntweinfaß“. O.M. — In D.T. und N.S. „Weinfaß“.
„ 12, „ 5, „damit“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 7, „damit“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 12, „die arme Hure!“ O.M. — In D.T. und N.S. „das arme Kind!“
„ 12, „ 12, „hurt und“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 12, „ 15, „huren“. O.M. — In D.T. und N.S. „buhlen“.

Seite 12, Zeile 22, „huren“. O.M. — In D.T. und N.S. „buhlen“.
„ 12, „ 25, „ausgesaugt“. O.M. — In D.T. und N.S. „ausgesogen“.
„ 13, „ 1, „ausgezogen“. O.M. — In D.T. und N.S. „ausgegraben“.
„ 13, „ 21, „Von die Würm gefressen werden“. D.T. und O.M. — In N.S. „von den Wurm gefressen werden“.
„ 16, „ 10, „Hure“. O M. — In D.T. und N.S. „Metze“.
„ 16. „ 20, „Patrioten“. O.M. und N.S. — In D.T. „Patienten“.
„ 19, „ 1, „Regiere“. O.M. — In D.T. und N.S. „beherrsche“.
„ 19, „ 10, „Nur dem friedlichen Bürger“ — bis „Schutz“. O.M. und N.S. — Fehlt in DT.
„ 19 „ 19, „Nur der höllischste Machiavellismus“ — bis „gleich groß“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 20, „ 5, „geplündert“. O.M. — In D.T. und N.S. „gepfändet“.
„ 20, „ 9, „der Revolution“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 20, „ 27, „lieber“. O.M. – Fehlt in D.T. und N.S
„ 21, „ 16, „Es war“ — bis „spränge“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 22, „ 23, „Ich bin“ — bis „Familie“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 22, „ 25, „Sie gab“ — bis „Erziehung“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 23, „ 18, „zwischen zwei“ — bis „liegen“. O.M. — In D.T. und N.S. „auf sonst eine Art uns mit einander unterhalten“.
„ 23, „ 20, „fand dabei“ — bis „Unterhaltung“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 24, „ 22, „Leibern“ — bis „Weingläsern“. O.M. — In D.T. und N.S. „Reliquien oder an Lebendigen“.
„ 25, „ 4, „unwillig“. O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 25, „ 13, „Die Mücken“ — bis „Gedanken“. O.M. — In

D.T. und N.S. „Die unmoralische Mücken erwecken ihnen sonst allerhand erbauliche Gedanken".

Seite 25, Zeile 15, „Die Nönnlein" — bis „Segen". O.M. und N.S. — Hingegen D.T. „Mehr als eine apokalyptische Dame hing uns an den Rockschößen und wollte den Segen".

„ 25, „ 20, „von den Priesterinnen mit dem Leib". O.M. — In D.T. und N.S.: „von ihnen".

„ 26, „ 6, Adelaide. „Ich wäre" u. s. w. und Danton. „Ich verstehe" u. s. w. O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 12, „sondern" — bis „an". O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 16, „Die Mitte" — bis „passirt". O.M. — Fehlen in D.T. und N.S.

„ 26, „ 26, „Quecksilbergruben". O.M. — In D.T. „Silbergruben". — In N.S. „Metallgruben".

„ 28, „ 26, „geht" — bis „Bordell". O.M. — In D.T. und N.S. „schweift nicht aus".

„ 29, „ 22, „Die Schenkel der Demoiselle guillotiniren dich". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 30, „ 14, „Du hast bei keinem Weibe geschlafen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S. —

„ 32, „ 4, „am Bordell halten machen". O.M. — In D.T. und N.S. „am Zügel halten".

„ 34, „ 4, „zerstücken". O.M. — In D.T. und N.S. „verstümmeln".

„ 34, „ 6, „vollen". D.T. und O.M. — Fehlt in N.S.

„ 35, „ 16, „Andeutungen". O.M. — In D.T. und N.S. „Anklage".

„ 35, „ 18, „sie". O.M. und D.T. — Fehlt in N.S.

„ 36, „ 23, „oft". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 37, „ 13, „selbst". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 37, „ 25, „Huren". O.M. — In D.T. und N.S. „Metzen".

„ 39, „ 11, „Essenz". N.S. und O.M. — In D.T. „Essen".

Seite 41, Zeile 25, „wir haben" — bis „gekriegt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 44, „ 16, „ach die Kunst". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 44, „ 29, „Unsinn". O.M. — In D.T. und N.S. „Narrheit".
„ 48, „ 14, „sehr". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 48, „ 15, „so". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 49, „ 9, „gebückt". O.M. — In D.T. und N.S. „gewandt".
„ 50, „ 6, „hurt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 50, „ 21, „es ist die Zeit, wo . . ." O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 51, „ 3, **Erster Bürger.** „Eine Eichelkrone" — bis „fallen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 55, „ 1, „über die Verhältnisse" — bis „Geschichte". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 55, „ 14, „moralische". O.M. — In D.T. und N.S. „geistige".
„ 55, „ 29, „Geschichte". O.M. — In D.T. und N.S. „Geschäfte".
„ 57, „ 5, „Gefangene". O.M. — In D.T. und N.S. „Deputirte".
„ 58, „ 15, „den" — bis „haben". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 60, „ 2, „Ein schöner Cirkelschluß" — bis „leckt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 60, „ 23, „wenigstens hat sie" — bis „gelassen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 63, „ 26, „meist". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 64, „ 11, „aber sie hören" — bis „Opfers ist". O.M. — In D.T. und N.S. „aber sie hören das Röcheln der Opfer nicht".
„ 68, „ 7, „Mondsichel". O.M. und N.S. — In D.T. „Mondschein".
„ 69, „ 8, „Man füttert" — bis „Leichen". O.M. und N.S. — Fehlt in D.T.
„ 71, „ 1, „daran". O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.
„ 71, „ 12, „Septembrisirter". O.M. — In D.T. und N.S. „Septembriseurs".

Seite 72, Zeile 6, „Bittschrift". O.M. und N.S. — In D.T. „Abschrift".
„ 74, „ 4, „in Asche verwandeln". O.M. — In D.T. und N.S. „zu Asche glühen".
„ 74, „ 8, „gegen die Lustseuche". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 74, „ 25, Collot. „Nicht wahr" — bis „ausgedörrt wird". O.M. — Fehlt in D.T. — In N.S. „Nicht wahr, über dem Ort steht ein Stern, dessen versiegende Strahlen deinen Rücken verdorren machen?"
„ 74, „ 27, Billaud. „Nächstens" — bis „hinunterhängen machen". O.M. — Fehlt in D.T. — In N.S. „Was machen die niedlichen Finger der reizenden Demaly?"
„ 75 „ 1, Barriere. „Pst" — bis „wissen" und Billaud. „Er ist" — bis „Mansonet". O.M. und N.S. — Fehlt in D.T.
„ 75, „ 20, „hi! hi! hi!" O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.
„ 75, „ 22, „Komm" — bis „ganz gut". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 76, „ 4, „einen noch nothzüchtigte und". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 77, „ 30, „Wir sind" — bis „geschlagen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 78, „ 3, Lacroix. „Wir müssen" — bis „erscheinen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 79, „ 9, „sollen". O.M — In D.T. und N.S. „soll".
„ 81, „ 8, „und schläft" — bis „betrunken ist". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 83, „ 1, Bürger. „Das ist entsetzlich". O.M. — Fehlt in DT. und N.S
„ 84, „ 26, „und stinkt". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 85, „ 4, „Du trögest" — bis „willst". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.
„ 86, „ 22, „aus dem Bett" — bis „Unzucht". O.M. — In D.T. und N.S. „aus der Kammer eines Mädchens wegschleichen"

Seite 87, Zeile 27, **Erster Fuhrmann.** „Haltet eueren Platz" — bis mitten hinein" und **Zweiter Fuhrmann.** „Ja!" — bis „herauskommst". O.M. — Fehlt in N.S. und D.T.

„ 88, „ 6, „Bordell". O.M. — In D.T. „Eure Winkelhäuser". — In N.S. „Winkelhaus".

„ 89, „ 16, „Robespierre" — bis „Waden". O.M. — In D.T. „Robespierre meine Waden". — In N.S. „Robespierre meine Weiber und Couthon meine Waden".

„ 89, „ 18, „zur Hure gemacht". O.M. — In D.T. „prostituirt". — In N.S. „zur Dirne gemacht".

„ 89, „ 19, **Danton.** „Was wär" — bis „mit mir". O.M. — In D.T. „ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir". — In N.S. „Die Tempelherrn citirten ihren Mörder Philipp den Schönen vor das Tribunal der Unterwelt und es verging kein Jahr als er dort erschien; ich lasse meinen Mördern keine sechs Monate Frist, ich ziehe sie mit mir".

„ 90, „ 21, **Hérault.** „Wir stanken" — bis „hinlänglich". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 91, „ 5, „Kindermachen". O.M. — Fehlt in D.T. und N.S.

„ 93, „ 24, „mit den Würmern Unzucht treiben". O.M. — In D.T. „die Würmer heirathen". — In N.S. „mit den Würmern buhlen".

„ 94, „ 4, „Venusberg". O.M. — In N.S und D.T. „Berg".

„ 96, „ 16, „Und wenn" — bis „scheh". O.M. und D.T. — In N.S. „Wenn ich nach Hause geh, scheint der Mond so schön".

„ 96, „ 21, „Kerl" — bis „Menscher". O.M. — In D.T. und N.S. „Kerl wo bleibst so lang?"

„ 96, „ 23, „Und wann" — bis „scheh". O.M. und D.T. — In N.S. „Wenn ich nach Hause geh, scheint der Mond so schön".

Vielleicht hat dies Verzeichniß auch einen kleinen culturhistorischen Werth. Ach! was war es doch für ein Vergnügen, unter Censur zu schreiben!

Auch in der Anordnung der Acte unterscheiden sich die drei Ausgaben. In D.T. schließt der erste Act mit der Scene zwischen Marion und Danton. (S. 29 der vorliegenden Ausgabe.) Der zweite mit der im National-Convent (S. 57), so daß der dritte Act fast die Hälfte des Werkes enthält. In N.S. hingegen schließt der erste Act mit der Scene zwischen Robespierre und St. Just, der zweite mit der Volksscene vor dem Justizpalaste, worauf der dritte mit der Straßenscene zwischen Dumas und einem Bürger beginnt. Im O.M. endlich schließen der erste und zweite Act wie in N.S. Doch beginnt der dritte mit dem Monolog Juliens, worauf die Straßenscene folgt. Auch dies ist hier getreulich eingehalten und so dem Willen des Dichters in allen Stücken entsprochen worden.

K. E. F.

Leonce und Lena.

Ein Lustspiel.

Vorrede:

Alfieri: „E la Fama?“
Gozzi: „E la Fame?“

Personen.

König Peter vom Reiche Popo.
Prinz Leonce, sein Sohn, verlobt mit
Prinzessin Lena vom Reiche Pipi.
Valerio.
Die Gouvernante.
Der Hofmeister.
Der Präsident des Staatsrathes.
Der Hofprediger.
Der Landrath.
Der Schulmeister.
Rosetta.
Bedíente. Staatsräthe. Bauern u. s. w.

Erster Akt.

„O wär' ich doch ein Narr!
Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke."
Wie es Euch gefällt.

Erste Scene.

Ein Garten.

Leonce (halb ruhend auf einer Bank). **Der Hofmeister.**

Leonce. Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und sechzig Mal hintereinander zu spuken. Haben Sie das noch nicht probirt? Thun Sie es, es gewährt eine ganz eigne Unterhaltung. — Dann, sehen Sie diese Hand voll Sand? — (er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf) — jetzt werf' ich sie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wieviel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad? Wie? Sie wollen nicht wetten? Sind Sie ein Heide? Glauben Sie an Gott? Ich wette gewöhnlich mit mir selbst und kann

es tagelang so treiben. Wenn Sie einen Menschen aufzutreiben wissen, der Lust hätte, manchmal mit mir zu wetten, so werden Sie mich sehr verbinden. Dann — habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir einmal auf den Kopf sehe. — O wer sich einmal auf den Kopf sehen könnte! Das ist eines von meinen Idealen. Mir wäre geholfen! Und dann — und dann — noch unendlich Viel der Art. — Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich jetzt keine Beschäftigung? — Ja, es ist traurig....

Hofmeister. Sehr traurig, Eure Hoheit.

Leonce. Daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.

Hofmeister. Eine sehr gegründete Melancholie.

Leonce. Mensch, warum widersprechen Sie mir nicht? Sie sind pressirt, nicht wahr? Es ist mir leid, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. (Der Hofmeister entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.) Mein Herr, ich gratulire Ihnen zu der schönen Parenthese, die Ihre Beine machen, wenn Sie sich verbeugen.

Leonce (allein, streckt sich auf der Bank aus). Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassirt ein entsetzlicher Müßiggang. — Müßiggang ist aller Laster Anfang. Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und — und das ist der Humor davon — Alles mit den ernsthaftesten Gesichtern, ohne zu merken, warum, und meinen Gott weiß was dazu. — Alle

diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. — Warum muß ich es grade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde? Ich bin ein elender Spaßmacher! Warum kann ich meinen Spaß nicht auch mit einem ernsthaften Gesichte vorbringen? — Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand Anderes sein könnte! Nur 'ne Minute lang. Wie der Mensch läuft! Wenn ich nur etwas unter der Sonne wüßte, was mich noch könnte laufen machen.

(Valerio, etwas betrunken, tritt auf.)

Valerio (stellt sich dicht vor den Prinzen, legt den Finger an die Nase und sieht ihn starr an). Ja!

Leonce (eben so). Richtig!

Valerio. Haben Sie mich begriffen?

Leonce. Vollkommen.

Valerio. Nun, so wollen wir von etwas Anderem reden. (Er legt sich in's Gras.) Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen, wie auf einer Rose.

Leonce. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Prisen, die Sie aus den Blumen ziehen.

Valerio. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen.

Leonce. Unglücklicher, Sie scheinen auch an Idealen zu laboriren.

Valerio. O Gott, ich laufe schon seit acht Tagen einem Ideal von Rindfleisch nach, ohne es irgendwo in der Realität anzutreffen! (Er singt.)

Frau Wirthin hat 'ne brave Magd
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Solda—a—ten! . . . .

Seht diese Ameisen, ihr lieben Kinder, es ist bewunderns- würdig, welcher Instinkt in diesen kleinen Geschöpfen, Ord- nung, Fleiß — — Herr, es gibt nur vier Arten, sein Geld auf eine menschliche Weise zu verdienen, es finden, in der Lotterie gewinnen, erben oder in Gottes Namen stehlen, wenn man die Geschicklichkeit hat, keine Gewissensbisse zu bekommen.

Leonce. Du bist mit diesen Principien ziemlich alt geworden, ohne vor Hunger oder am Galgen zu sterben.

Valerio (ihn immer starr ansehend). Ja, Herr, und das behaupte ich, wer sein Geld auf andere Weise erwirbt, ist ein Schuft.

Leonce. Denn wer arbeitet, ist ein subtiler Selbst- mörder, und ein Selbstmörder ist ein Verbrecher, und ein Verbrecher ist ein Schuft. Also, wer arbeitet ist ein Schuft.

Valerio. Ja! — Aber dennoch sind die Ameisen ein

nützliches Ungeziefer, und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden thäten. Nichtsdestoweniger, werthestes Ungeziefer, kann ich mir nicht das Vergnügen versagen, einigen von ihnen mit der Ferse auf den Hintern zu schlagen, die Nasen zu putzen und die Nägel zu schneiden ....

Zweite Scene.

Die Vorigen. Zwei Polizeidiener.

Erster Polizeidiener. Halt, wer ist der Kerl?

Zweiter Polizeidiener. Da sind zwei.

Erster P. Sieh einmal, ob Keiner davonläuft.

Zweiter P. Ich glaube, es läuft Keiner.

Erster P. So müssen wir sie beide inquiriren. — Meine Herren! Wir suchen Jemand, ein Subject, ein Individuum, eine Person, einen Delinquenten, einen Inquisiten, einen Kerl! (nach einer Pause zu dem Zweiten:) sieh einmal, wird Keiner roth?

Zweiter P. Es ist Keiner roth geworden.

Erster P. So müssen wir es anders probiren. Wo ist der Steckbrief, das Signalement, das Certificat? (Zweiter P. zieht ein Papier aus der Tasche und überreicht es ihm.) Visire die Subjecte — ich werde lesen: „Ein Mensch —"

Zweiter P. Paßt nicht, es sind zwei —

Erster P. Dummkopf! — „geht auf zwei Füßen, hat zwei Arme, ferner einen Mund, eine Nase, zwei Augen, zwei Ohren. Besondere Kennzeichen: ist ein höchst gefährliches Individuum.

Zweiter P. Das paßt auf beide. Soll ich sie beide arretiren?

Erster P. Zwar, das ist gefährlich; wir sind auch nur zwei. Aber ich will einen Rapport machen. Es ist ein Fall von sehr kriminalischer Verwicklung oder sehr verwickelter Kriminalität. Denn wenn ich mich betrinke und mich in mein Bett lege, so ist das meine Sache und geht Niemand was an. Wenn ich aber mein Bett vertrinke, so ist das die Sache von — w e m, Schlingel?

Zweiter P. Ja, ich weiß nicht.

Erster P. Ja, ich auch nicht, aber das ist der Punkt.

Dritte Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Da läugne Einer die Vorsehung. Seht, was man nicht mit einem Floh ausrichten kann. Denn wenn es mich nicht heute Nacht überlaufen hätte, so hätte ich nicht den Morgen mein Bett an die Sonne getragen und hätte ich es nicht an die Sonne getragen, so wäre ich damit nicht neben das Wirthshaus zum Mond gerathen und wenn Sonne und Mond es nicht beschienen hätten, so hätte ich aus meinem Nachtsack keinen Weinkeller machen und mich darin betrinken können. Und wenn dies Alles nicht geschehen wäre, so wäre ich jetzt nicht in Ihrer Gesellschaft, wertheste Ameisen, und würde von Ihnen scalritirt und von der Sonne ausgetrocknet, sondern würde ein Stück Fleisch

tranſchiren und eine Bouteille Wein austrocknen — im Hôtel nämlich.

Leonce. Ein erbaulicher Lebenslauf!

Valerio. Ich habe eigentlich einen läufigen Lebenslauf. Denn nur mein Laufen hat im Laufe dieſes Krieges mein Leben vor einem Lauf gerettet, der ein Loch in dasſelbe machen wollte. Ich bekam in Folge dieſer Rettung eines Menſchenlebens einen trocknen Huſten, welcher den Doctor annehmen ließ, daß mein Laufen ein Galoppiren geworden ſei und ich die galoppirende Auszehrung hätte. Da ich nun zugleich fand, daß ich ohne Zehrung ſei, ſo verfiel ich in oder vielmehr auf ein zehrendes Fieber, worin ich täglich, um dem Vaterland einen Vertheidiger zu erhalten, gute Suppe, gutes Rindfleiſch, gutes Brot eſſen, und guten Wein trinken mußte. (Nach einer Pauſe.) Es iſt ein Jammer. Man kann keinen Kirchthurm herunterſpringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirſchen mit den Steinen eſſen, ohne Leibweh zu kriegen. Seht, Herr, ich könnte mich in eine Ecke ſetzen und ſingen vom Abend bis zum Morgen: „Hei, da ſitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!" und ſo fort bis zum Ende meines Lebens.

Leonce. Halt's Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.

Valerio. So wäre man doch etwas. Ein Narr! Ein Narr! Wer will mir ſeine Narrheit gegen meine Vernunft verhandeln? Ha, ich bin Alexander der Große! Wie mir die Sonne eine goldne Krone in die Haare ſcheint, wie meine Uniform blitzt! Herr Generaliſſimus Heupferd, laſſen

Sie die Truppen anrücken! Herr Finanzminister Kreuzspinne, ich brauche Geld! Liebe Hofdame Libelle, was macht meine theure Gemahlin Bohnenstange? Ach bester Herr Leibmedicus Cantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen. Und zu diesen köstlichen Phantasieen bekommt man gute Suppe, gutes Fleisch, gutes Brod, ein gutes Bett und das Haar umsonst geschoren — im Narrenhaus nämlich — während ich mit meiner gesunden Vernunft mich höchstens noch zur Beförderung der Reife auf einen Kirschbaum verdingen könnte, um — nun? — um?

Leonce. Um die Kirschen durch die Löcher in deinen Hosen schamroth zu machen! Aber Edelster, dein Handwerk, deine Profession, dein Gewerbe, dein Stand, deine Kunst?

Valerio (mit Würde). Herr, ich habe die große Beschäftigung, müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit im Nichtsthun, ich besitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele schändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit, und wenn es mir nicht der Mühe zu viel wäre, würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen diese Verdienste weitläufiger auseinanderzusetzen.

Leonce (mit komischem Enthusiasmus). Komm an meine Brust! Bist du einer von den Göttlichen, welche mühelos mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerstraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich seligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!

Valerio (singt im Abgehen). Hei! da sitzt e Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand! Fleig' an der Wand!

(Beide Arm in Arm ab.)

Vierte Scene.

Ein Zimmer.

(König **Peter** wird von zwei Kammerdienern angekleidet).

Peter (während er angekleidet wird). Der Mensch muß denken, und ich muß für meine Unterthanen denken; denn sie denken nicht, sie denken nicht. — Die Substanz ist das An sich, das bin ich. (Er läuft im Zimmer herum.) Begriffen? An sich ist An sich, versteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo sind meine Schuhe, meine Hosen? — Halt, der freie Wille steht ganz offen. Wo ist die Moral, wo sind die Manschetten? Die Kategorien sind in der schändlichsten Verwirrung, es sind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Dose steckt in der rechten Tasche. Mein ganzes System ist ruinirt. — He, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

Erster Kammerdiener. Als Eure Majestät diesen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, so wollten Sie —

König. Nun?

Erster Kammerdiener. Sich an Etwas erinnern.

Peter. Eine verwickelte Antwort! — Ei! Nun und was meint Er?

Zweiter Kammerdiener. Eure Majestät wollten sich an Etwas erinnern, als sie diesen Knopf in ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten.

Peter (läuft auf und ab). Was? Was? Die Menschen machen mich confus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

(Ein Diener tritt auf.)

Diener. Eure Majestät, der Staatsrath ist versammelt.

Peter (freudig.) Ja, das ist's, das ist's. — Kommen Sie, meine Herren! Gehen Sie symmetrisch. Ist es nicht sehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wischen Sie sich das Gesicht. Ich bin immer so in Verlegenheit, wenn ich öffentlich sprechen soll. (Alle ab.)

König Peter. Der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wissen thun, kund und zu wissen thun, — denn, entweder verheirathet sich mein Sohn oder nicht (legt den Finger an die Nase), entweder, oder — Ihr versteht mich doch? Ein Drittes gibt es nicht. Der Mensch muß denken. (Steht eine Zeit lang sinnend.) Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein Anderer, das ängstigt mich. (Nach langem Besinnen.) Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präsident?

Präsident (gravitätisch langsam). Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja; vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Peter (mit Rührung.) O meine Weisen! — Also von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich sprechen? Präsident, was haben Sie ein so kurzes Gedächtniß bei einer so feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung ist aufgehoben.

(Er entfernt sich feierlich, der ganze Staatsrath folgt ihm.)

Fünfte Scene.

Ein reichgeschmückter Saal. Kerzen brennen.

Leonce mit einigen Dienern.

Leonce. Sind alle Läden geschlossen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambrosische Nacht. Stellt die Lampen unter Krystallglocken zwischen die Oleander, daß sie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Rosen näher, daß der Wein wie Thautropfen auf die Kelche sprudle. Musik! Wo sind die Violinen? Wo ist Rosetta? Fort! Alle hinaus!

(Die Diener gehen ab. **Leonce** streckt sich auf ein Ruhebett. **Rosetta**, zierlich gekleidet, tritt ein. Man hört Musik aus der Ferne.)

Rosetta (nähert sich schmeichelnd). Leonce!

Leonce. Rosetta!

Rosetta. Leonce.

Leonce. Rosetta!

Rosetta. Deine Lippen sind träg. Vom Küssen?

Leonce. Vom Gähnen!

Rosetta. Oh!

Leonce. Ach Rosetta, ich habe die entsetzliche Arbeit ...

Rosetta. Nun?

Leonce. Nichts zu thun ...

Rosetta. Als zu lieben?

Leonce. Freilich Arbeit!

Rosetta (beleidigt). Leonce!

Leonce. Oder Beschäftigung.

Rosetta. Oder Müßiggang.

Leonce. Du hast Recht wie immer. Du bist ein kluges Mädchen, und ich halte viel auf deinen Scharfsinn.

Rosetta. So liebst Du mich aus Langeweile?

Leonce. Nein, ich habe Langeweile, weil ich dich liebe. Aber ich liebe meine Langeweile wie dich. Ihr seid eins. O dolce far niente, ich träume über deinen Augen, wie an wunderheimlichen tiefen Quellen, das Kosen deiner Lippen schläfert mich ein, wie Wellenrauschen. (Er umfaßt sie.) Komm, liebe Langeweile, deine Küsse sind ein wollüstiges Gähnen, und deine Schritte sind ein zierlicher Hiatus.

Rosetta. Du liebst mich, Leonce?

Leonce. Ei warum nicht?

Rosetta. Und immer?

Leonce. Das ist ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe, ist's genug? Es ist zwar viel weniger, als immer, ist aber doch eine erkleckliche Zeit, und wir können uns Zeit nehmen, uns zu lieben.

Rosetta. Oder die Zeit kann uns das Lieben nehmen.

Leonce. Oder das Lieben uns die Zeit. Tanze, Rosetta, tanze, daß die Zeit mit dem Takt deiner niedlichen Füße geht.

Rosetta. Meine Füße gingen lieber aus der Zeit.

(Sie tanzt und singt.)

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn
Im milden Kosen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen
Und schlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Leonce (indeß träumend vor sich hin). O, eine sterbende Liebe ist schöner als eine werdende. Ich bin ein Römer; bei dem köstlichen Mahle spielen zum Desert die goldnen Fische in ihren Todesfarben. Wie ihr das Roth von den Wangen stirbt, wie still das Auge ausglüht, wie leis das Wogen ihrer Glieder steigt und fällt! Adio, adio, meine Liebe, ich will deine Leiche lieben. (Rosetta nähert sich ihm wieder.) Thränen, Rosetta? Ein feiner Epikuräismus — weinen zu können. Stelle dich in die Sonne, damit die köstlichen Tropfen krystallisiren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannst dir ein Halsband davon machen lassen.

Rosetta. Wohl Diamanten, sie schneiden mir in die Augen. Ach Leonce! (Will ihn umfassen.)

Leonce. Gib Acht! Mein Kopf! Ich habe unsere Liebe darin beigesetzt. Sieh zu den Fenstern meiner Augen

hinein. Siehst du, wie schön todt das arme Ding ist? Siehst du die zwei weißen Rosen auf seinen Wangen und die zwei rothen auf seiner Brust? Stoß mich nicht, daß ihm kein Aermchen abbricht, es wäre Schade. Ich muß meinen Kopf gerade auf den Schultern tragen, wie die Todtenfrau einen Kindersarg.

Rosetta (scherzend). Narr!

Leonce. Rosetta! (Rosetta macht ihm eine Fratze.) Gott sei Dank! (Hält sich die Augen zu.)

Rosetta (erschrocken). Leonce, sieh mich an.

Leonce. Um keinen Preis!

Rosetta. Nur einen Blick!

Leonce. Keinen! Meinst du? Um ein klein wenig, und meine liebe Liebe käme wieder auf die Welt. Ich bin froh, daß ich sie begraben habe. Ich behalte den Eindruck.

Rosetta (entfernt sich traurig und langsam, sie singt im Abgehn:)

Ich bin eine arme Waise,
Ich fürchte mich ganz allein.
Ach lieber Gram —
Willst du nicht kommen mit mir heim?

Leonce (allein.) Ein sonderbares Ding um die Liebe. Man liegt ein Jahr lang schlafwachend zu Bette, und an einem schönen Morgen wacht man auf, trinkt ein Glas Wasser, zieht seine Kleider an und fährt sich mit der Hand über die Stirn und besinnt sich — und besinnt sich. — Mein Gott, wieviel Weiber hat man nöthig, um die Scala der Liebe auf und ab zu singen? Kaum daß Eine einen Ton ausfüllt. Warum ist der Dunst über unsrer Erde ein Prisma, das den weißen Gluthstrahl der Liebe in einen Regenbogen bricht? — (Er trinkt.) In welcher Bouteille steckt denn der

Wein, an dem ich mich heute betrinken soll? Bringe ich es nicht einmal mehr so weit? Ich sitze wie unter einer Luftpumpe. Die Luft so scharf und dünn, daß mich friert, als sollte ich in Nankinghosen Schlittschuh laufen. — Meine Herren, meine Herren, wißt ihr auch, was Caligula und Nero waren? Ich weiß es. — Komm, Leonce, halte mir einen Monolog, ich will zuhören. Mein Leben gähnt mich an, wie ein großer weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll, aber ich bringe keinen Buchstaben heraus. Mein Kopf ist ein leerer Tanzsaal, einige verwelkte Rosen und zerknitterte Bänder auf dem Boden, geborstene Violinen in der Ecke, die letzten Tänzer haben die Masken abgenommen und sehen mit todmüden Augen einander an. Ich stülpe mich jeden Tag vier und zwanzigmal herum, wie einen Handschuh. O ich kenne mich, ich weiß was ich in einer Viertelstunde, was ich in acht Tagen, was ich in einem Jahre denken und träumen werde. Gott, was habe ich denn verbrochen, daß du mich, wie einen Schulbuben, meine Lection so oft hersagen läßt? —

Bravo, Leonce! Bravo! (Er klatscht.) Es thut mir ganz wohl, wenn ich mir so rufe. He! Leonce! Leonce!

Valerio (unter einem Tisch hervor). Eure Hoheit scheint mir wirklich auf dem besten Weg, ein wahrhaftiger Narr zu werden.

Leonce. Ja, beim Licht besehen, kommt es mir eigentlich eben so vor.

Valerio. Warten Sie, wir wollen uns darüber sogleich ausführlicher unterhalten. Ich habe nur noch ein Stück Braten zu verzehren, das ich aus der Küche, und etwas Wein, den ich von Ihrem Tische gestohlen. Ich bin gleich fertig.

Leonce. Das schmatzt. Der Kerl verursacht mir ganz idyllische Empfindungen; ich könnte wieder mit dem Einfachsten anfangen, ich könnte Käs essen, Bier trinken, Tabak rauchen. Mach fort, grunze nicht so mit deinem Rüssel, und klappre mit deinen Hauern nicht so.

Valerio. Werthester Adonis, sind Sie in Angst um Ihre Schenkel? Sein Sie unbesorgt, ich bin weder ein Besenbinder, noch ein Schulmeister. Ich brauche keine Gerten zu Ruthen.

Leonce. Du bleibst nichts schuldig.

Valerio. Ich wollte, es ginge meinem Herrn eben so.

Leonce. Meinst du, damit du zu deinen Prügeln kämst? Bist du besorgt um deine Erziehung?

Valerio. O Himmel, man kömmt leichter zu seiner Erzeugung, als zu seiner Erziehung. Es ist traurig, in welche Umstände Einen andere Umstände versetzen können! Was für Wochen hab' ich erlebt, seit meine Mutter in die Wochen kam! Wieviel Gutes hab' ich empfangen, das ich meiner Empfängniß zu danken hätte!

Leonce. Was deine Empfänglichkeit betrifft, so könnte sie es nicht besser treffen, um getroffen zu werden. Drück' dich besser aus, oder du sollst den unangenehmsten Eindruck von meinem Nachdruck haben.

Valerio. Als meine Mutter um das Vorgebirg der guten Hoffnung schiffte . . . .

Leonce. Und dein Vater am Cap Horn Schiffbruch litt . . . .

Valerio. Richtig, denn er war Nachtwächter. Doch setzte er das Horn nicht so oft an die Lippen, als die Väter edler Söhne an die Stirn.

Leonce. Mensch, du besitzest eine himmlische Unverschämtheit. Ich fühle ein gewisses Bedürfniß, mich in nähere Berührung mit ihr zu setzen. Ich habe eine große Passion dich zu prügeln.

Valerio. Das ist eine schlagende Antwort und ein triftiger Beweis.

Leonce (geht auf ihn los). Oder du bist eine geschlagene Antwort. Denn du bekommst Prügel für deine Antwort.

Valerio (läuft weg, Leonce stolpert und fällt). Und Sie sind ein Beweis, der noch geführt werden muß, denn er fällt über seine eigenen Beine, die im Grund genommen selbst noch zu beweisen sind. Es sind höchst unwahrscheinliche Waden und sehr problematische Schenkel.

Der Staatsrath tritt auf. **Leonce** bleibt auf dem Boden sitzen. **Valerio.**

Präsident. Eure Hoheit verzeihen . . .

Leonce. Wie mir selbst! Wie mir selbst! Ich verzeihe mir die Gutmüthigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was die Leute für Gesichter machen, wenn sie das Wort Platz hören! Setzen Sie sich nur auf den Boden und geniren Sie sich nicht. Es ist doch der letzte Platz, den Sie einst erhalten, aber er trägt Niemanden etwas ein — außer dem Todtengräber.

Präsident (verlegen mit den Fingern schnipsend). Geruhen Eure Hoheit . . .

Leonce. Aber schnipsen Sie nicht so mit den Fingern, wenn Sie mich nicht zum Mörder machen wollen.

Präsident (immer stärker schnipsend). Wollten gnädigst, in Betracht . . .

Leonce. Mein Gott, stecken Sie doch die Hände in

die Hosen, oder setzen Sie sich darauf. Er ist ganz aus der Fassung. Sammeln Sie sich.

Valerio. Man darf Kinder nicht während des P...... unterbrechen, sie bekommen sonst eine Verhaltung.

Leonce. Mann, fassen Sie sich. Bedenken Sie Ihre Familie und den Staat. Sie riskiren einen Schlagfluß, wenn Ihnen Ihre Rede zurücktritt.

Präsident (zieht ein Papier aus der Tasche). Erlauben Eure Hoheit . . .

Leonce. Was! Sie können schon lesen? Nun denn . . .

Präsident. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigsten Prinzessin Lena von Pipi, auf morgen sich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihre königliche Majestät Eure Hoheit benachrichtigen.

Leonce. Wenn meine Braut mich erwartet, so werde ich ihr den Willen thun und sie auf mich warten lassen. Ich habe sie gestern Nacht im Traume gesehen, sie hatte ein Paar Augen, so groß, daß die Tanzschuhe meiner Rosetta zu Augenbrauen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen waren keine Grübchen, sondern ein Paar Abzugsgräben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Herr Präsident? Haben Sie auch Ahnungen?

Valerio. Versteht sich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten verbrennt, ein Kapaun krepirt, oder Ihre königliche Majestät Leibweh bekommt.

Leonce. A propos, hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur Alles von sich.

Präsident. An dem Tage der Vermählung ist ein höchster Wille gesonnen, seine allerhöchsten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

Leonce. Sagen Sie einem höchsten Willen, daß ich Alles thun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben lassen, was aber jedenfalls nicht soviel sein wird, als wenn es noch einmal soviel wäre. — Meine Herren, Sie entschuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Passion zu sitzen, aber meine Gnade ist so groß, daß ich sie mit den Beinen kaum ausmessen kann. (Er spreizt die Beine auseinander.) Herr Präsident, nehmen Sie doch das Maaß, damit Sie mich später daran erinnern. Valerio, gib den Herren das Geleite.

Valerio. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präsidenten eine Schelle anhängen? Soll ich sie führen, als ob sie auf allen Vieren gingen?

Leonce. Mensch, du bist nichts, als ein schlechtes Wortspiel. Du hast weder Vater noch Mutter, sondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.

Valerio. Und Sie, Prinz, sind ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen. Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es ist eine traurige Sache um das Wort Kommen. Will man ein Einkommen, so muß man stehlen; an ein Aufkommen ist nicht zu denken, als wenn man sich hängen läßt; ein Unterkommen findet man erst, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit seinem Witz, wenn man nichts mehr zu sagen weiß, wie ich zum Beispiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas gesagt haben. Ihr Abkommen haben Sie gefunden, und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu suchen ersucht.

(Staatsrath und Valerio ab.)

Leonce (allein). Wie gemein ich mich zum Ritter an den armen Teufeln gemacht habe! Es steckt nun aber doch

einmal ein gewisser Genuß in einer gewissen Gemeinheit. — Hm! Heirathen! ~~Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shändy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte! —~~ (Valerio kommt zurück.) Ach Valerio, hast du es gehört?

Valerio. Nun, Sie sollen König werden. Das ist eine lustige Sache. Man kann den ganzen Tag spazieren fahren und den Leuten die Hüte verderben durch's viele Abziehen, man kann aus ordentlichen Menschen ordentliche Soldaten ausschneiden, so daß Alles ganz natürlich wird, man kann schwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen, und wenn man stirbt, so laufen alle blanken Knöpfe blau an, und die Glockenstricke reißen wie Zwirnsfäden vom vielen Läuten. Ist das nicht unterhaltend?

Leonce. Valerio! Valerio! Wir müssen was Anderes treiben. Rathe!

Valerio. Ach die Wissenschaft, die Wissenschaft! Wir wollen Gelehrte werden! a priori? oder a posteriori?

Leonce. A priori, das muß man bei meinem Herrn Vater lernen; und a posteriori fängt Alles an, wie ein altes Mährchen: es war einmal!

Valerio. So wollen wir Helden werden. (Er marschirt trompetend und trommelnd auf und ab.) Trom — trom — pläre — plem!

Leonce. Aber der Heroismus fuselt abscheulich und bekommt das Lazarethfieber und kann ohne Lieutenants und Rekruten nicht bestehen. Pack dich mit deiner ~~Alexanders-~~ und Napoleons-Romantik!

Valerio. So wollen wir Genies werden.

Leonce. Die Nachtigall der Poesie schlägt den ganzen Tag über unserm Haupt, aber das Feinste geht zum Teufel,

bis wir ihr die Federn ausreißen und in die Tinte oder die Farbe tauchen.

Valerio. So wollen wir nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Leonce. Lieber möchte ich meine Demission als Mensch geben.

Valerio. So wollen wir zum Teufel gehen.

Leonce. Ach der Teufel ist nur des Contrastes wegen da, damit wir begreifen sollen, daß am Himmel doch eigentlich etwas sei. (Aufspringend.) Ah Valerio, Valerio, jetzt hab' ich's! Fühlst du nicht das Wehen aus Süden? Fühlst du nicht, wie der tiefblaue, glühende Aether auf und ab wogt, wie das Licht blitzt von dem goldnen, sonnigen Boden, von der heiligen Salzfluth und von den Marmor-Säulen und Leibern? Der große Pan schläft, und die ehernen Gestalten träumen im Schatten über den tiefrauschenden Wellen von dem alten Zauberer Virgil, von Tarantella und Tambourin und tiefen, tollen Nächten voll Masken, Fackeln und Guitarren. Ein Lazzaroni, Valerio! Ein Lazzaroni! Wir gehen nach Italien.

Sechste Scene.

Ein Garten.

Prinzessin Lena im Brautschmuck. Die Gouvernante.

Lena. Ja, jetzt. Da ist es. Ich dachte die Zeit an nichts. Es ging so hin, und auf einmal richtet sich der Tag vor mir auf. Ich habe den Kranz im Haar — und

die Glocken, die Glocken! (Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen.) Sieh, ich wollte, der Rasen wüchse so über mich und die Bienen summten über mir hin; sieh, jetzt bin ich eingekleidet und habe Rosmarin im Haar. Gibt es nicht ein altes Lied:

Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen.

Gouvernante. Armes Kind, wie Sie bleich sind unter Ihren blitzenden Steinen!

Lena. O Gott, ich könnte lieben, warum nicht? Man geht ja so einsam und tastet nach einer Hand, die Einen hielte, bis die Leichenfrau die Hände auseinandernähme und sie Jedem über der Brust faltete. Aber warum schlägt man einen Nagel durch zwei Hände, die sich nicht suchten? Was hat meine arme Hand gethan? (Sie zieht einen Ring vom Finger.) Dieser Ring sticht mich wie eine Natter.

Gouvernante. Aber — er soll ja ein wahrer Don Carlos sein.

Lena. Aber — ein Mann —

Gouvernante. Nun?

Lena. Den man nicht liebt. (Sie erhebt sich.) Pfui! Siehst du, ich schäme mich. — Morgen ist aller Duft und Glanz von mir gestreift. Bin ich denn, wie die arme, hilflose Quelle, die jedes Bild, das sich über sie bückt, in ihrem stillen Grund abspiegeln muß? Die Blumen öffnen und schließen, wie sie wollen, ihre Kelche der Morgensonne und dem Abendwind. Ist denn die Tochter eines Königs weniger, als eine Blume?

Gouvernante (weinend.) Lieber Engel, du bist doch ein wahres Opferlamm.

Lena. Ja wohl — und der Priester hebt schon das Messer. — Mein Gott, mein Gott, ist es denn wahr, daß wir uns selbst erlösen müssen mit unserem Schmerz? Ist es denn wahr, die Welt sei ein gekreuzigter Heiland, die Sonne seine Dornenkrone, und die Sterne die Nägel und Speere in seinen Füßen und Lenden?

Gouvernante. Mein Kind, mein Kind! ich kann dich nicht so sehen. — Es kann nicht so gehen, es tödtet dich. Vielleicht, wer weiß! Ich habe so etwas im Kopf. Wir wollen sehen. Komm! (Sie führt die Prinzessin weg.)

Zweiter Akt.

Wie ist mir eine Stimme doch erklungen
Im tiefsten Innern,
Und hat mit einemmale mir verschlungen
All mein Erinnern.
Adalbert von Chamisso.

Erste Scene.

Freies Feld Ein Wirthshaus im Hintergrund.

Leonce und **Valerio**, der einen Pack trägt, treten auf.

Valerio (keuchend). Auf Ehre, Prinz, die Welt ist doch ein ungeheuer weitläufiges Gebäude.

Leonce. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszustrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer, aus

Furcht überall anzustoßen, daß die schönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen nackten Wand stände.

Valerio. Ich bin verloren.

Leonce. Da wird Niemand einen Verlust dabei haben, als wer dich findet.

Valerio. Ich werde mich nächstens in den Schatten meines Schattens stellen.

Leonce. Du verflüchtigst dich ganz an der Sonne. Siehst du die schöne Wolke da oben? Sie ist wenigstens ein Viertel von dir. Sie sieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

Valerio. Die Wolke könnte Ihrem Kopfe nichts schaden, wenn man sie Ihnen Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe. — Ein köstlicher Einfall. Wir sind schon durch ein Dutzend Fürstenthümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogthümer und durch ein paar Königreiche gelaufen, und das in der größten Uebereilung in einem halben Tag — und warum? Weil man König werden und eine schöne Prinzessin heirathen soll. Und Sie leben noch in einer solchen Lage? Ich begreife Ihre Resignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arsenik genommen, sich auf das Geländer des Kirchthurms gestellt und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

Leonce. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es suchen. Sie ist unendlich schön und unendlich geistlos. — Die Schönheit ist da so hilflos, so rührend, wie ein neugebornes Kind. Es ist ein köstlicher Contrast: diese himmlisch stupiden Augen,

dieser göttlich einfältige Mund, dieses schafnasige griechische Profil, dieser geistige Tod in diesem geistigen Leib.

Valerio. Teufel! da sind wir schon wieder auf der Grenze. Das ist ein Land, wie eine Zwiebel, nichts als Schaalen, oder wie ineinandergesteckte Schachteln, in der größten sind nichts als Schachteln, und in der kleinsten ist gar nichts. (Er wirft seinen Pack zu Boden.) Soll denn dieser Pack mein Grabstein werden? Sehen Sie Prinz, ich werde philosophisch, ein Bild des menschlichen Lebens. Ich schleppe diesen Pack mit wunden Füßen durch Frost und Sonnenbrand, weil ich Abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn endlich der Abend kommt, so ist meine Stirne gefurcht, meine Wange hohl, mein Auge dunkel, und ich habe grade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen als Todtenhemd. Hätte ich nun nicht gescheidter gethan, ich hätte mein Bündel vom Stecken gehoben und es in der ersten besten Kneipe verkauft, und hätte mich dafür betrunken und im Schatten geschlafen, bis es Abend geworden wäre, und hätte nicht geschwitzt und mir keine Leichdörner gelaufen? Und Prinz, jetzt kommt die Anwendung und die Praxis. Aus lauter Schamhaftigkeit wollen wir jetzt auch den inneren Menschen bekleiden und Rock und Hosen inwendig anziehen. (Beide gehen auf das Wirthshaus los.) Ei du lieber Pack, welch' ein köstlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Ei ihr lieben Hosen, wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht, und die langen, schweren Trauben hängen mir in den Mund, und der Most gährt unter der Kelter. (Sie gehen ab.)

Prinzessin **Lena.** Die **Gouvernante** (kommen).

Gouvernante. Es muß ein bezauberter Tag sein, die

Sonne geht nicht unter, und es ist so unendlich lang seit unsrer Flucht.

Lena. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen sind ja kaum welk, die ich zum Abschied brach, als wir aus dem Garten gingen.

Gouvernante. Und wo sollen wir ruhen? Wir sind noch auf gar nichts gestoßen. Ich sehe kein Kloster, keinen Eremiten, keinen Schäfer.

Lena. Wir haben Alles wohl anders geträumt mit unseren Büchern, hinter der Mauer unseres Gartens, zwischen unseren Myrthen und Oleandern.

Gouvernante. ~~Du mein Jesus~~, was wird man sagen? Und doch ist es so zart und weiblich! Es ist eine Entsagung. Es ist wie die Flucht der heiligen Ottilia. Aber wir müssen ein Obdach suchen. Es wird Abend.

Lena. Ja, die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zusammen, und die Sonnenstrahlen wiegen sich an den Grashalmen, wie müde Libellen.

Gouvernante. O die Welt ist abscheulich! An einen irrenden Königsohn ist gar nicht zu denken.

Lena. O sie ist schön und so weit, so unendlich weit. Ich möchte immer so fort gehen, Tag und Nacht. Es rührt sich nichts. Ein rother Blumenschein spielt über die Wiesen, und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

Zweite Scene.

Das Wirthshaus auf einer Anhöhe, an einem Fluß, weite Aussicht. Ein Garten vor demselben.

Valerio. Leonce.

Valerio. Nun Prinz, liefern Ihre Hosen nicht ein köstliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

Leonce. Siehst du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das Alles hat seine Geschichten, seine lieblichen, heimlichen Geschichten. Siehst du die großen freundlichen Gesichter unter den Reben an der Hausthüre? Wie sie sitzen und sich bei den Händen halten und Angst haben, daß sie so alt sind und die Welt noch so jung ist. O Valerio, und ich bin so jung, und die Welt ist so alt. Ich bekomme manchmal eine Angst um mich und könnte mich in eine Ecke setzen und heiße Thränen weinen aus Mitleid mit mir.

Valerio (gibt ihm ein Glas). Nimm diese Glocke, diese Taucherglocke, und senke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dir schlägt. Sieh', wie die Elfen über den Kelch der Weinblume schweben, goldbeschuht, die Cymbeln schlagend.

Leonce (aufspringend.) Komm Valerio, wir müssen was treiben, was treiben. Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben, wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl nur auf drei Beinen steht und nicht auf zweien. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen; ich werde es doch noch zu einer Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderrassel finden, die mir erst aus der Hand fällt, wenn ich Flocken lese und an der Decke

zupfe. Ich habe noch eine gewisse Dosis Enthusiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich Alles recht warm gekocht habe, so brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht esse, und darüber steht es ab.

Valerio. Ergo bibamus! Diese Flasche ist keine Geliebte, keine Idee, sie macht keine Geburtsschmerzen, sie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, sie bleibt eins vom ersten Tropfen bis zum letzten. Du brichst das Siegel, und alle Träume, die in ihr schlummern, sprühen Dir entgegen.

Leonce. O Gott! Die Hälfte meines Lebens soll ein Gebet sein, wenn mir nur ein Strohhalm bescheert wird, auf dem ich reite, wie auf einem prächtigen Roß, bis ich selbst auf dem Stroh liege. — Welch' unheimlicher Abend! Da unten ist Alles still, und da oben wechseln und ziehen die Wolken, und der Sonnenschein geht und kommt wieder. Sieh, was seltsame Gestalten sich dort jagen, sieh die langen weißen Schatten mit den entsetzlich mageren Beinen und Fledermausschwingen, und Alles so rasch, so wirr, und da unten rührt sich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat sich ängstlich zusammengeschmiegt, wie ein Kind, und über ihre Wiege schreiten die Gespenster.

Valerio. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, mir ist ganz behaglich zu Muth. Die Sonne sieht aus, wie ein Wirthshausschild, und die feurigen Wolken darüber wie die Aufschrift: „Wirthshaus zur goldenen Sonne". Die Erde und das Wasser da unten sind wie ein Tisch, auf dem Wein verschüttet ist, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langeweile eine Parthie machen, und Ihr seid ein Kartenkönig, und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine schöne Dame,

mit einem großen Lebkuchenherz auf der Brust und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Nase sentimental versinkt (die Gouvernante und die Prinzessin treten auf), und — bei Gött — da ist sie! Es ist aber eigentlich keine Tulpe, sondern eine Prise Tabak, und es ist eigentlich keine Nase, sondern ein Rüssel! (Zur Gouvernante) Warum schreiten Sie, Wertheste, so eilig, daß man Ihre weiland Waden bis zu Ihren respectabeln Strumpfbändern sieht?

Gouvernante (heftig erzürnt, bleibt stehen). Warum reißen Sie, Geehrtester, den Mund so weit auf, daß Sie einem ein Loch in die Aussicht machen?

Valerio. Damit Sie, Geehrteste, sich die Nase am Horizont nicht blutig stoßen. Solch' eine Nase ist wie der Thurm auf Libanon, der gen Damascum steht.

Lena (zur Gouvernante). Meine Liebe, ist denn der Weg so lang?

Leonce (träumend vor sich hin). O jeder Weg ist lang. Das Picken der Todtenuhr in unserer Brust ist langsam, und jeder Tropfen Blut mißt seine Zeit, und unser Leben ist ein schleichend Fieber. Für müde Füße ist jeder Weg zu lang . . .

Lena (die ihm ängstlich sinnend zuhört). Und müden Augen jedes Licht zu scharf, und müden Lippen jeder Hauch zu schwer (lächelnd), und müden Ohren jedes Wort zu viel. (Sie tritt mit der Gouvernante in das Haus.)

Leonce. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch sagen: „Sollte nicht dies und ein Wald von Federbüschen nebst ein Paar gepufften Rosen auf meinen Schuhen —?" Ich hab' es, glaub' ich, ganz melancholisch gesagt. Gott sei Dank, daß ich anfange, mit der Melancholie niederzukommen. Die

Luft ist nicht mehr so hell und kalt, der Himmel senkt sich glühend dicht um mich, und schwere Tropfen fallen. — O diese Stimme: ist denn der Weg so lang? Es reden viele Stimmen über die Erde, und man meint, sie sprächen von anderen Dingen, aber ich habe sie verstanden. Sie ruht auf mir wie der Geist, da er über den Wassern schwebte, — eh' das Licht ward. Welch' Gähren in der Tiefe, welch' Werden in mir, wie sich die Stimme durch den Raum gießt! Ist denn der Weg so lang? (Geht ab.)

Valerio. Nein, der Weg zum Narrenhaus ist nicht so lang, er ist leicht zu finden, ich kenne alle Fußpfade, alle Vicinalwege und Chausseen. Ich sehe ihn schon auf einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertage, den Hut unter dem Arm, wie er sich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume stellt und mit dem Schnupftuch fächelt. — Er ist ein Narr! (Folgt ihm.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer.

Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Denken Sie nicht an den Menschen.

Lena. Er war so alt unter seinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen und den Winter im Herzen. Das ist traurig. Der müde Leib findet sein Schlafkissen überall, doch wenn der Geist müd' ist, wo soll er ruhen? Es kommt

mir ein entsetzlicher Gedanke, ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, blos weil sie sind. (Sie erhebt sich.)

Gouvernante. Wohin mein Kind?

Lena. Ich will hinunter in den Garten.

Gouvernante. Aber —

Lena. ~~Aber~~, ~~liebe Mutter~~, ~~du weißt~~, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe setzen sollen. Ich brauche Thau und Nachtluft, wie die Blumen. — Hörst du die Harmonie des Abends? Wie die Grillen den Tag einsingen und die Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einschläfern! ~~Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.~~

Vierte Scene.

Der Garten. Nacht und Mondschein.

Man sieht **Lena** auf dem Rasen sitzend.

Valerio (in einiger Entfernung). Es ist eine schöne Sache um die Natur, sie wäre aber doch noch schöner, wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirthsbetten etwas reinlicher wären und die Todtenuhren nicht so an den Wänden pickten. Drin schnarchen die Menschen, und da außen quaken die Frösche, drin pfeifen die Hausgrillen und da außen die Feldgrillen. Lieber Rasen, dies ist ein rasender Entschluß.

Leonce tritt auf, bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.

Lena (spricht vor sich hin). Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert. — Die Nacht schläft tiefer, ihre Wange

wird bleicher und ihr Athem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. — Oh, sein Schlaf ist Tod. Wie der todte Engel auf seinem dunklen Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen! Armes Kind! Es ist traurig, todt und so allein.

Leonce. Steh' auf in deinem weißen Kleid und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und singe ihr das Sterbelied.

Lena. Wer spricht da?

Leonce. Ein Traum.

Lena. Träume sind selig.

Leonce. So träume dich selig und laß mich dein seliger Traum sein.

Lena. Der Tod ist der seligste Traum.

Leonce. So laß mich dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken. (Er küßt sie). Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuche der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.

Lena. Nein, laß mich. (Sie springt auf und entfernt sich rasch.)

Leonce. Zu viel! Zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb! Mehr ist unmöglich. Wie frischathmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos mir entgegen. Die Erde ist eine Schale von dunklem Gold, wie schäumt das Licht in ihr und fluthet über ihren Rand, und hellauf perlen daraus die Sterne. Dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem köstlichen Gefäß. Hinab, heiliger Becher! (Er will sich in den Fluß stürzen.)

Valerio (springt auf und umfaßt ihn). Halt, Serenissime!

Leonce. Laß mich!

Valerio. Ich werde Sie lassen, sobald Sie gelassen sind und das Wasser zu lassen versprechen.

Leonce. Dummkopf!

Valerio. Ist denn Eure Hoheit noch nicht über die Lieutenantsromantik hinaus: das Glas zum Fenster hinaus zu werfen, womit man die Gesundheit seiner Geliebten getrunken?

Leonce. Ich glaube halbwegs, du hast Recht.

Valerio. Trösten Sie Sich. Wenn Sie auch nicht heute Nacht unter dem Rasen schlafen, so schlafen Sie wenigstens darauf. Es wäre ein eben so selbstmörderischer Versuch, in eins von den Betten gehen zu wollen. Man liegt auf dem Stroh, wie ein Todter, und wird von dem Ungeziefer gestochen, wie ein Lebendiger.

Leonce. Meinetwegen. (Er legt sich ins Gras.) Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter ist vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen Alles verdorben. — Der Himmel bescheere mir einen recht gesunden, plumpen Schlaf.

Valerio. Amen — und ich habe ein Menschenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewissen heute Nacht den Leib warm halten. Wohl bekomm's, Valerio!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Leonce. Valerio.

Valerio. Heirathen? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?

Leonce. Weißt du auch, Valerio, daß selbst der Geringste unter den Menschen so groß ist, daß das Leben noch viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich doch einer gewissen Art von Leuten, die sich einbilden, daß nichts so schön und heilig sei, daß sie es nicht noch schöner und heiliger machen müßten, die Freude lassen. Es liegt ein gewisser Genuß in dieser lieben Arroganz. Warum soll ich ihnen denselben nicht gönnen?

Valerio. Sehr human und philobestialisch! Aber weiß sie auch, wer Sie sind?

Leonce. Sie weiß nur, daß sie mich liebt.

Valerio. Und weiß Eure Hoheit auch, wer sie ist?

Leonce. Dummkopf! Frag' doch die Nelke und die Thauperle nach ihrem Namen.

Valerio. Das heißt, sie ist überhaupt etwas, wenn das nicht schon zu unzart ist und nach dem Signalement schmeckt. — Aber wie soll das gehen? Hm! — Prinz, bin ich Minister, wenn Sie heute vor Ihrem Vater mit der Unaussprechlichen, Namenlosen mittelst des Ehesegens zusammengeschmiedet werden? Ihr Wort?

Leonce. Mein Wort!

Valerio. Der arme Teufel Valerio empfiehlt sich Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister Valerio von Valerienthal. — „Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort, Schlingel!" (Er läuft weg; Leonce folgt ihm.)

Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Schlosse des Königs Peter.

Der **Landrath**. Der **Schulmeister**. **Bauern** im Sonntagsputz, Tannenzweige haltend.

Landrath. Lieber Herr Schulmeister, wie halten sich eure Leute.

Schulmeister. Sie halten sich so gut in ihren Leiden, daß sie sich schon seit geraumer Zeit aneinander halten. Sie gießen brav Spiritus an sich, sonst könnten sie sich in der Hitze unmöglich so lange halten. Courage, ihr Leute! Streckt Eure Tannenzweige gerade vor Euch hin, damit man meint, ihr wäret ein Tannenwald, und Eure Nasen die Erdbeeren, und Eure Dreimaster die Hörner vom Wildpret, und Eure hirschledernen Hosen der Mondschein darin, und, merkt's Euch, der Hinterste läuft immer wieder vor den Vordersten, damit es aussieht, als wäret Ihr ins Quadrat erhoben.

Landrath. Und, Schulmeister, Ihr steht für die Nüchternheit.

Schulmeister. Versteht sich, denn ich kann vor Nüchternheit kaum noch stehen.

Landrath. Gebt Acht, Leute, im Programm steht: Sämmtliche Unterthanen werden von freien Stücken, reinlich

gekleidet, wohlgenährt und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen. Macht uns keine Schande!

Schulmeister. Seid standhaft! Kratzt euch nicht hinter den Ohren und schneuzt euch die Nasen nicht, so lange das hohe Paar vorbeifährt, und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für euch thut, man hat euch gerade so gestellt, daß der Wind von der Küche über euch geht und ihr auch einmal in eurem Leben einen Braten riecht. Könnt ihr noch eure Lection? He! Vi!

Die Bauern. Vi!

Schulmeister. Vat!

Die Bauern. Vat!

Schulmeister. Vivat!

Die Bauern. Vivat!

Schulmeister. So Herr Landrath, Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist. Bedenken Sie, es ist Latein. Wir geben aber auch heut Abend einen transparenten Ball mittelst der Löcher in unseren Jacken und Hosen, und schlagen uns mit unseren Fäusten Cocarden an die Köpfe.

Dritte Scene.

Großer Saal. Geputzte Herren und Damen, sorgfältig gruppirt.

Der **Ceremonienmeister** mit einigen **Bedienten** auf dem Vordergrunde

Ceremonienmeister. Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche

stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melancholische Schweinsohren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehen die Locken auf. Von den zwölf Unschuldigen ist Keine, die nicht das horizontale Verhalten dem senkrechten vorzöge. Sie sehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erschöpfte Seidenhasen, und der Hofpoet grunzt um sie herum, wie ein bekümmertes Meerschweinchen. Die Herren Offiziere kommen um all ihre Haltung, und die Hofdamen stehen da, wie Gradirbäue. Das Salz crystallisirt an ihren Halsketten.

Zweiter Bedienter. Sie machen es sich wenigstens bequem; man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie auf den Schultern trügen. Wenn sie auch nicht offenherzig sind, so sind sie doch offen bis zum Herzen.

Ceremonienmeister. Ja, sie sind gute Karten vom türkischen Reiche, man sieht die Dardanellen und das Marmormeer. Fort, ihr Schlingel! An die Fenster! Da kommt Ihro Majestät.

König **Peter** und der **Staatsrath** treten ein.

Peter. Auch die Prinzessin ist verschwunden. Hat man noch keine Spur von unserm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Grenzen beobachtet?

Ceremonienmeister. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saale gestattet uns die strengste Aufsicht. (Zu dem ersten Bedienten.) Was hast du gesehen?

Erster Bedienter. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, ist durch das Reich gelaufen.

Ceremonienmeister (zu einem andern). Und du?

Zweiter Bedienter. Es geht Jemand auf der Nord-

grenze spazieren, aber es ist nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen.

Ceremonienmeister. Und du?

Dritter Bedienter. Sie verzeihen — nichts.

Ceremonienmeister. Das ist sehr wenig. Und du?

Vierter Diener. Auch nichts.

Ceremonienmeister. Das ist eben so wenig.

Peter. Aber, Staatsrath, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tage freuen, und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

Präsident. Ja, Eure Majestät, so ist es protokollirt und aufgezeichnet.

Peter. Und würde ich mich nicht kompromittiren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

Präsident. Wenn es anders für Eure Majestät möglich wäre, sich zu kompromittiren, so wäre dieß ein Fall, worin sie sich kompromittiren könnte.

Peter. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? — Ja, ich werde meinen Beschluß sogleich ins Werk setzen, ich werde mich freuen. (Er reibt sich die Hände.) O ich bin außerordentlich froh!

Präsident. Wir theilen sämmtlich die Gefühle Eurer Majestät, so weit es für Unterthanen möglich und schicklich ist.

Peter. O, ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherren rothe Röcke machen lassen, ich werde einige Cadetten zu Lieutenants machen, ich werde meinen Unterthanen erlauben — aber, aber — die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beschlusses nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden sollte?

Präsident. Ja, Eure Majestät.

Peter. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht?

Präsident. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht, — dann — dann —

Peter. Dann, dann?

Präsident. Dann können sie sich eben nicht heirathen.

Peter. Halt, ist der Schluß logisch? Wenn — dann — Richtig! Aber mein Wort, mein königliches Wort!

Präsident. Tröste Eure Majestät sich mit anderen Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding — ein Ding — ein Ding — das nichts ist.

Peter (zu den Dienern). Seht Ihr noch nichts?

Die Diener. Eure Majestät, nichts, gar nichts.

Peter. Und ich hatte beschlossen, mich so zu freuen; grade mit dem Glockenschlag wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden, — ich werde ganz melancholisch.

Präsident. Alle Unterthanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majestät zu theilen.

Ceremonienmeister. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei sich haben, ist das Weinen jedoch Anstandes halber untersagt.

Erster Bedienter. Halt! Ich sehe etwas! Es ist etwas wie ein Vorsprung, wie eine Nase, das Uebrige ist noch nicht über der Grenze; und dann seh' ich noch einen Mann, und dann zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts.

Ceremonienmeister. In welcher Richtung?

Erster Bedienter. Sie kommen näher. Sie gehen auf das Schloß zu. Da sind sie.

(Valerio, Leonce, die Gouvernante und die Prinzessin treten maskirt auf.)

Peter. Wer seid Ihr?

Valerio. Weiß ich's? (Er nimmt langsam hintereinander mehrere Masken ab.) Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig, ich bekomme Angst, ich könnte mich so ganz auseinanderschälen und blättern.

Peter (verlegen.) Aber — aber etwas müßt Ihr denn doch sein?

Valerio. Wenn Eure Majestät es so befehlen. Aber, meine Herren, hängen sie alsdann die Spiegel herum und verstecken Sie Ihre blanken Knöpfe etwas und sehen Sie mich nicht so an, daß ich mich in Ihren Augen spiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich eigentlich bin.

Peter. Der Mensch bringt mich in Confusion, zur Desperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

Valerio. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und geehrten Gesellschaft verkündigen, daß hiermit die zwei weltberühmten Automaten angekommen sind, und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigste von beiden bin, wenn ich eigentlich selbst recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens sich nicht wundern dürfte, da ich selbst gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß man mich nur so reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windschläuche sind, die das Alles sagen. (Mit schnarrendem Ton): Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, zwei Personen beiderlei Geschlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herrn und eine Dame. Nichts als Kunst und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern! Jede

hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig, und die Mechanik läuft volle fünfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man sie von anderen Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloßer Pappdeckel sind; man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie stehn auf den Glockenschlag auf, essen auf den Glockenschlag zu Mittag und gehn auf den Glockenschlag zu Bett; auch haben sie eine gute Verdauung, was beweist, daß sie ein gutes Gewissen haben. Sie haben ein feines sittliches Gefühl, denn die Dame hat gar kein Wort für den Begriff Beinkleider, und dem Herrn ist es rein unmöglich, hinter einem Frauenzimmer eine Treppe hinauf oder vor ihm hinunterzugehen. Sie sind sehr gebildet, denn die Dame singt alle neuen Opern, und der Herr trägt Manschetten. Geben Sie Acht, meine Herren und Damen, sie sind jetzt in einem interessanten Stadium, der Mechanismus der Liebe fängt an sich zu äußern, der Herr hat der Dame schon einige Mal den Shawl getragen, die Dame hat schon einige Mal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben schon mehrmals geflüstert: Glaube, Liebe, Hoffnung. Beide sehen bereits ganz accordirt aus, es fehlt nur noch das winzige Wörtchen: Amen.

Peter (den Finger an die Nase): In effigie? in effigie? Präsident, wenn man einen Menschen in effigie hängen läßt, ist das nicht eben so gut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

Präsident. Verzeihen, Eure Majestät, es ist noch viel

besser, denn es geschieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

Peter. Jetzt hab' ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie. (Auf Lena und Leonce deutend.) Das ist die Prinzessin, das ist der Prinz. — Ich werde meinen Beschluß durchsetzen, ich werde mich freuen. — Laßt die Glocken läuten, macht Eure Glückwünsche zurecht, hurtig, Herr Hofprediger!

(Der Hofprediger tritt vor, räuspert sich, blickt einige Mal gen Himmel.)

Valerio. Fang' an! Laß deine vermaledeiten Gesichter und fang' an! Wohlauf!

Hofprediger (in der größten Verwirrung.) Wenn wir — oder — aber —

Valerio. Sintemal und alldieweil —

Hofprediger. Denn —

Valerio. Es war vor Erschaffung der Welt —

Hofprediger. Daß —

Valerio. Gott lange Weile hatte —

Peter. Machen Sie es nur kurz, Bester.

Hofprediger (sich fassend). Geruhen Eure Hoheit, Prinz Leonce vom Reiche Popo, und geruhen Eure Hoheit, Prinzessin Lena vom Reiche Pipi, und geruhen Eure Hoheiten gegenseitig, sich beiderseitig einander haben zu wollen, so sprechen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

Lena und Leonce. Ja!

Hofprediger. So sage ich Amen.

Valerio. Gut gemacht, kurz und bündig; so wären denn das Männlein und Fräulein erschaffen, und alle Thiere im Paradies stehen um sie.

(Leonce nimmt die Maske ab)

Alle. Der Prinz!

Peter. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verloren, ich bin betrogen! (Er geht auf die Prinzessin los) Wer ist die Person? Ich lasse Alles für ungiltig erklären?

Gouvernante (nimmt der Prinzessin die Maske ab, triumphirend). Die Prinzessin!

Leonce. Lena?

Lena. Leonce?

Leonce. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies.

Lena. Ich bin betrogen.

Leonce. Ich bin betrogen.

Lena. O Zufall!

Leonce. O Vorsehung!

Valerio. Ich muß lachen, ich muß lachen. Eure Hoheiten sind wahrhaftig durch den Zufall einander zugefallen; ich hoffe, Sie werden dem Zufall zu Gefallen — Gefallen aneinander finden.

Gouvernante. Daß meine alten Augen endlich das sehen konnten! Ein irrender Königssohn! Jetzt sterb' ich ruhig.

Peter. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mir vor Rührung kaum zu helfen. Ich bin der glücklichste Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichst die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde sogleich ungestört zu denken anfangen. Mein Sohn, du überlässest mir diese Weisen (er deutet auf den Staatsrath), damit sie mich in meinen Bemühungen unterstützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müssen denken, ungestört denken. (Er entfernt sich mit dem Staatsrath.)

Der Mensch hat mich vorhin confus gemacht, ich muß mir wieder heraushelfen.

Leonce (zu den Anwesenden.) Meine Herren! meine Gemahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute so lange zu Diensten gestanden sind. Ihre Stellung ist so traurig, daß wir um keinen Preis ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe stellen möchten. Gehen Sie jetzt nach Hause, aber vergessen Sie Ihre Reden, Predigten und Verse nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit den Spaß noch einmal von vorne an. Auf Wiedersehen!

(Alle entfernen sich, **Leonce, Lena, Valerio** und die **Gouvernante** ausgenommen.)

Leonce. Nun Lena, siehst du jetzt, wie wir die Taschen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen, wollen wir ihnen Schnurrbärte machen und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen und sie infusorische Politik und Diplomatie treiben lassen, und uns mit dem Mikroskop daneben setzen? Oder hast du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der die milchweißen ästhetischen Spitzmäuse herumhuschen? Wollen wir ein Theater bauen? (Lena lehnt sich an ihn und schüttelt den **Kopf**.) Aber ich weiß besser, was du willst, wir lassen alle Uhren zerschlagen, alle Kalender verbieten, und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüthe und Frucht. Und dann umstellen wir das Ländchen mit Brennspiegeln, daß es keinen Winter mehr gibt, und wir uns im Sommer bis Ischia und Capri hinaufdestilliren, und das ganze Jahr zwischen Rosen und Veilchen, zwischen Orangen und Lorbeer stecken.

Valerio. Und ich werde Staatsminister, und es wird ein Dekret erlassen, daß, wer sich Schwielen in die Hände schafft, unter Kuratell gestellt wird; daß, wer sich krank arbeitet, kriminalistisch strafbar ist; daß jeder, der sich rühmt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu essen, für verrückt und der menschlichen Gesellschaft gefährlich erklärt wird; und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni, Melonen und Feigen, um musikalische Kehlen, klassische Leiber und um eine kommende Religion!

Zur Textkritik von „Leonce und Lena“.

Dieses Lustspiel, bei Lebzeiten des Dichters nie gedruckt, wurde zuerst 1839 von Karl Gutzkow in seinem „Telegraf“ an's Licht gezogen und in Bruchstücken mitgetheilt. Der erste vollständige Abdruck steht in den „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner“ (Frankfurt, Sauerländer, 1850), S. 151—198. Der vorliegende Text mußte sich, was den zweiten und dritten Act betrifft, wörtlich an die Frankfurter Ausgabe anschließen, obwohl diese der leidigen Censur-Verhältnisse wegen sicherlich in einigen Stellen von dem Original-Manuscript abweicht. Ich war hiezu genöthigt, weil ich das von dem Dichter selbst geschriebene Manuscript, welches er 1836 an Cotta in Stuttgart gesendet, nicht erhalten konnte; höchst wahrscheinlich existirt es überhaupt nicht mehr. Nur für den ersten Act lag mir eine Abschrift dieses Manuscripts von Büchners Hand vor. Wo die Frankfurter Ausgabe von dem Wortlaute dieser Abschrift abwich, habe ich stets den letzteren als den authentischen betrachtet und hier wiedergegeben.

Ich stelle im Folgenden die Varianten und Zusätze zusammen, durch welche sich nun der vorliegende Abdruck von dem der „Nachgelassenen Schriften“ unterscheidet:

S. 114, Z. 7, „Mir wäre geholfen“ fehlt in N.S.
„ 114. „ 9, „jetzt“ fehlt in N.S.
„ 114, „ 16, „Sie sind pressirt?“ — N.S. „Sie haben dringende Geschäfte?“
„ 114, „ 29, „wichtigsten“. — N.S. „ernsthaftesten“.
„ 115, „ 7, „Ich bin ein elender Spaßmacher“ - bis „vorbringen“ fehlt in N.S.

S. 116, Z. 7, „Valerio. O, Gott" — das folgende Zwiegespräch bis zur zweiten Scene, ferner die ganze zweite Scene, endlich die dritte Scene bis Seite 119, Zeile 15: Valerio: „Es ist ein Jammer" — fehlen in N.S. und erscheinen hier zum ersten Male gedruckt. In den N.S. besteht der erste Act nur aus drei Scenen.

Die vorliegende Ausgabe rettet also einige witzige Scenen, die sich den anderen zum Mindesten gleichwerthig anschließen. Aber auch sie vermag, wie bereits erwähnt, das Werk leider nicht genau in jenem Wortlaute zu bieten, in dem es der Dichter niedergeschrieben.

K. E. F.



Wozzeck.

Ein Trauerspiel-Fragment.



Zimmer.

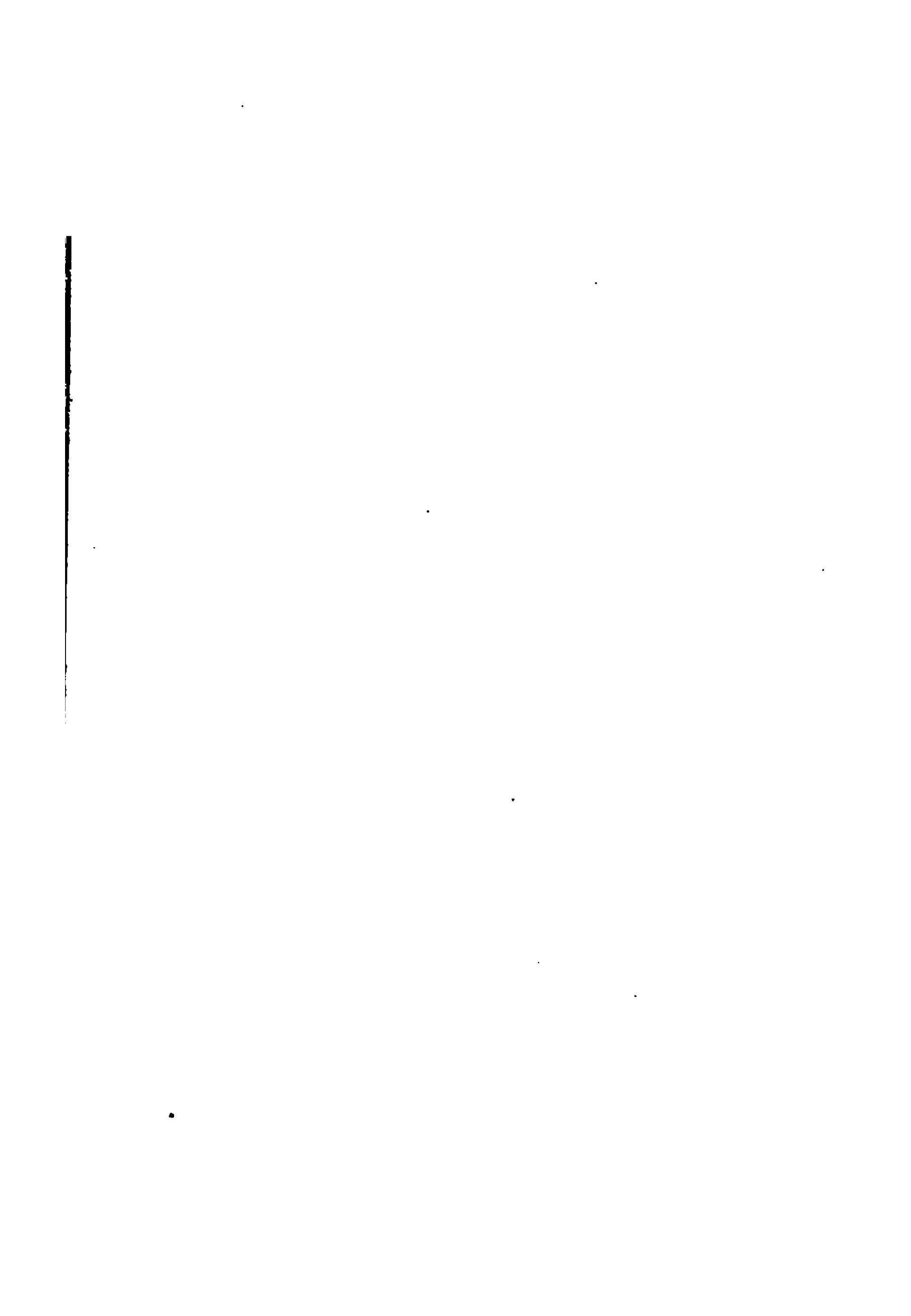
Der Hauptmann. Wozzeck.

Hauptmann auf einem Stuhl. **Wozzeck** rasirt ihn.

Hauptmann. Langsam, Wozzeck, langsam; eins nach dem Andern. Er macht mir ganz schwindlich. Was soll ich denn mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut' zu früh fertig wird? Wozzeck! bedenk' Er, Er hat noch seine schönen dreißig Jahre zu leben! Dreißig Jahr! macht dreihundert und sechzig Monate und erst wie viel Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheueren Zeit all anfangen? Theil Er sich ein, Wozzeck!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Wozzeck, Beschäftigung! Ewig, das ist ewig! — Das sieht Er ein. Nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick, ja ein Augenblick! — Wozzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tage herumdreht. Was für eine Zeitverschwendung! — wo soll das hinaus? So geschwind geht Alles! — Wozzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehen, oder ich werd' melancholisch!



Zimmer.

Der Hauptmann. Wozzeck.

Hauptmann auf einem Stuhl. **Wozzeck** rasirt ihn.

Hauptmann. Langsam, Wozzeck, langsam; eins nach dem Andern. Er macht mir ganz schwindlich. Was soll ich denn mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut' zu früh fertig wird? Wozzeck! bedenk' Er, Er hat noch seine schönen dreißig Jahre zu leben! Dreißig Jahr! macht dreihundert und sechzig Monate und erst wie viel Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheueren Zeit all anfangen? Theil Er sich ein, Wozzeck!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Wozzeck, Beschäftigung! Ewig, das ist ewig! — Das sieht Er ein. Nun ist es aber wieder nicht ewig, und das ist ein Augenblick, ja ein Augenblick! — Wozzeck, es schaudert mich, wenn ich denke, daß sich die Welt in einem Tage herumdreht. Was für eine Zeitverschwendung! — wo soll das hinaus? So geschwind geht Alles! — Wozzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehen, oder ich werd' melancholisch!

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann!

Hauptmann. Wozzeck, Er sieht immer so verhetzt aus! Ein guter Mensch thut das nicht, ein guter Mensch, der sein gutes Gewissen hat, thut Alles langsam . . . . Red' Er doch was, Wozzeck. Was ist heut für Wetter?

Wozzeck. Schlimm, Herr Hauptmann, schlimm. Wind!

Hauptmann. Ich spür's schon, 's ist so was Geschwindes draußen; so ein Wind macht mir den Effect, wie eine Maus. (Pfiffig.) Ich glaub', wir haben so was aus Süd-Nord?

Wozzeck. Ja wohl, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Ha! ha! ha! Süd-Nord! Ha! ha! ha! O Er ist dumm, ganz abscheulich dumm! (Gerührt.) Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, aber (mit Würde), Wozzeck, Er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht Er? Es ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind ohne den Segen der Kirche, wie unser hochwürdiger Herr Garnisonsprediger sagt, „ohne den Segen der Kirche" — das Wort ist nicht von mir.

Wozzeck. Herr Hauptmann! Der liebe Gott wird den armen Wurm nicht d'rum ansehen, ob das Amen darüber gesagt ist, eh' er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen!

Hauptmann. Was sagt Er da? Was ist das für eine kuriose Antwort? Er macht mich ganz confus mit seiner Antwort. Wenn ich sage: Er, so meine ich Ihn, Ihn . . .

Wozzeck. Wir arme Leut! Sehen Sie, Herr Hauptmann, Geld, Geld! Wer kein Geld hat! — Da setz' einmal einer Seinesgleichen auf die moralische Art in die Welt!

Man hat auch sein Fleisch und Blut! Unsereins ist doch einmal unselig in dieser und der anderen Welt! Ich glaub', wenn wir in den Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.

Hauptmann. Wozzeck! Er hat keine Tugend, Er ist kein tugendhafter Mensch! Fleisch und Blut? Wenn ich am Fenster lieg', wenn's geregnet hat, und den weißen Strümpfen so nachseh', wie sie über die Gasse springen — verdammt! Wozzeck, da kommt mir die Liebe! Ich hab' auch Fleisch und Blut! Aber Wozzeck, die Tugend! die Tugend! Wie sollte ich dann die Zeit herumbringen? — ich sag' mir immer: du bist ein tugendhafter Mensch, (gerührt) ein guter Mensch, ein guter Mensch!

Wozzeck. Ja, Herr Hauptmann, die Tugend — ich hab's noch nicht so aus. Seh'n Sie, wir gemeine Leut' — das hat keine Tugend; es kommt einem nur so die Natur. Aber wenn ich ein Herr wär und hätt' einen Hut und eine Uhr und ein Augenglas und könnt' vornehm reden, ich wollt' schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann, aber ich bin ein armer Kerl.

Hauptmann. Gut, Wozzeck, Er ist ein guter Mensch, ein guter Mensch. Aber Er denkt zu viel, das zehrt; Er sieht immer so verhetzt aus. Der Diskurs hat mich angegriffen. Geh' Er jetzt, und renn Er nicht so, geh' Er langsam, hübsch langsam die Straße hinunter, genau in der Mitte!

Oeffentlicher Platz. Buden.

Volk. Wozzeck. Marie.

Alter Mann und Kind (tanzen und singen):
Auf der Welt ist kein Bestand,
Wir müssen Alle sterben, das ist uns wohlbekannt.
Heissassa! Hopssassa!

Wozzeck. He! Marie, lustig! Schöne Welt! Gelt?

Ausrufer (vor einer Bude). Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen das astronomische Pferd und der geographische Esel! Die Creatur, wie sie Gott gemacht hat, ist nix, gar nix! Sehen Sie die Kunst! Schon der Affe hier! Geht aufrecht, hat Rock und Hosen, hat einen Säbel! He, Michel! mach' Kompliment! So ist's brav! Gib' Kuß. Da! (Der Affe trompetet.) Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen das historische Pferd und der philosophische Esel. Sind Favorits von allen Potentaten Europas, Africas, Australiens, Mitglieder von allen gelehrten Gesellschaften, waren früher Professoren an einer Universität. Der Esel sagt den Leuten Alles, wie alt, wie viel Kinder, was für Krankheiten! Kein Schwindel, Alles Erziehung! Der Esel hat eine viehische Vernunft, auch vernünftige Viehigkeit, ist nicht viehdumm, wie die Menschen, das geehrte Publikum abgerechnet. Der Aff' geht aufrecht, schießt eine Pistole los, ist musikalisch. (Der Affe trompetet wieder.) Meine Herren und Damen! Hier sind zu sehen der astrologische Esel, das romantische Pferd, der militärische Affe! Hereinspaziert, meine Herrschaften, gleich ist der Anfang vom Anfang. Herein spaziert, kost einen Groschen!

Erster Zuschauer. Ich bin ein Freund vom Grotesken. Ich bin ein Atheist.

Zweiter Zuschauer. Ich bin ein christlich-dogmatischer Atheist. Ich muß den Esel sehen. (Gehen in die Bude.)

Wozzeck. Willst auch hinein?

Marie. Meintwegen. Was der Mensch Quasten hat, und die Frau hat Hosen. Das muß ein schön Ding sein. (Gehen hinein.)

Das Innere der Bude.

Ausrufer (den Esel producirend). Zeig dein Talent! zeig deine viehische Vernünftigkeit. Beschäme die menschliche Société. Meine Herrschaften, das ist ein Esel, hat vier Hufe und einen Schweif und das sonstige Zubehör! War Professor an einer Universität, die Studenten haben bei ihm Reiten und Schlagen gelernt! Er hat einen einfachen Verstand und eine doppelte Raison. Was machst du, wenn du mit der doppelten Raison denkst? (Der Esel p—t.) Wenn du mit der doppelten Raison denkst?! Sage, ist unter der geehrten Société da ein Esel? (Der Esel schüttelt den Kopf.) Sehen Sie, das ist Vernunft. Was ist der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Esel? Staub, Sand, Dreck sind Beide. Nur das Ausdrücken ist verschieden. Der Esel spricht mit dem Huf. Sag' den Herrschaften, wie viel Uhr es ist! Wer von den Herrschaften hat eine Uhr?

Ein Zuschauer (reicht die seine). Hier!

Marie. Das muß ich sehen! (Klettert auf eine Bank.)

Wozzeck. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Stube.

Marie (sitzt, ihr Kind auf dem Schooß, ein Stückchen Spiegel in der Hand. Bespiegelt sich.) Was die Steine glänzen? Was sind's für welche? Was hat er gesagt? — — Schlaf Bub! Drück die Augen zu, fest. (Das Kind versteckt die Augen hinter den Händen.) Noch fester! Bleib so — still! oder er holt Dich! (Singt.)

Mädel, mach's Lädel zu!
's kommt ein Zigeunerbu,
Führt dich an seiner Hand
Fort ins Zigeunerland.

(Spiegelt sich wieder.) 's ist gewiß Gold! Unsereins hat nur ein Eckchen in der Welt und ein Stückchen Spiegel, und doch hab' ich einen so rothen Mund, als die großen Madamen mit ihren Spiegeln von oben bis unten und ihren schönen Herren, die ihnen die Händ' küssen, und ich bin nur ein arm Weibsbild! . . (Das Kind richtet sich auf.) Still, Bub, die Augen zu! Das Schlafengelchen! . . (sie blinkt mit dem Glas) . . wie's an der Wand läuft! — Die Augen zu, oder es sieht dir hinein, daß du blind wirst.

(Wozzeck tritt herein, hinter sie. Sie fährt auf, mit den Händen nach den Ohren.)

Wozzeck. Was hast da?

Marie. Nix!

Wozzeck. Unter deinen Fingern glänzt's ja.

Marie. Ein Ohr-Ringlein, — habs gefunden —

Wozzeck. Ich hab so noch nix gefunden! — Zwei auf einmal!

Marie. Bin ich ein schlecht Mensch?

Wozzeck. 's ist gut, Marie. — Was der Bub schläft! Greif ihm unter's Aermchen, der Stuhl drückt ihn. Die hellen Tropfen stehen ihm auf der Stirn . . . Alles Arbeit unter der Sonne, sogar Schweiß im Schlaf. Wir arme Leut! . . . Da ist wieder Geld, Marie, die Löhnung und was von meinem Hauptmann und vom Doktor.

Marie. Gott vergelts, Franz.

Wozzeck. Ich muß fort. Heut Abend, Marie, Adies!

Marie (allein, nach einer Pause). Ich bin doch ein schlecht Mensch. Ich könnt mich erstechen. — Ach! Was Welt! Geht doch Alles zum Teufel, Mann und Weib!

Der Hof des Doctors.

Studenten und **Wozzeck** unten. Der **Doctor** am Dachfenster.

Doctor. Meine Herren! ich bin auf dem Dache wie David, als er die Bathseba sah; aber ich sehe nichts, als die culs de Paris der Mädchenpension im Garten trocknen. Meine Herrn! wir sind an der wichtigen Frage über das Verhältniß des Subjekts zum Objekt. Wenn wir eins von

den Dingen nehmen, worin sich die organische Selbst=Affirmation des Göttlichen auf einem so hohen Standpunkte manifestirt, und ihr Verhältniß zum Raum, zur Erde, zur Zeit untersuchen, meine Herren, wenn ich also diese Katze zum Fenster hinauswerfe, wie wird diese Wesenheit sich zum Gesetz der Gravitation und zum eigenen Instinct verhalten? He, Wozzeck! (brüllt) Wozzeck!

Wozzeck (hat die Katze aufgefangen). Herr Doktor, sie beißt!

Doctor. Kerl! Er greift die Bestie so zärtlich an, als wär's seine Großmutter.

Wozzeck. Herr Doctor, ich hab' Zittern.

Doctor (ganz erfreut). Haha! schön, Wozzeck. (Reibt sich die Hände.)

Wozzeck. Mir wird dunkel!

Doktor (erscheint im Hofe, nimmt die Katze). Was seh' ich, meine Herren? Eine neue Spezies Hasenlaus. Eine schönere Species als die bekannten. (Zieht eine Lupe heraus.) Hasenlaus, meine Herren! (Die Katze läuft fort.) Meine Herren! Das Thier hat keinen wissenschaftlichen Instinkt. Hasenlaus, die schönsten Exemplare trägt es im Pelzwerk. — Meine Herrn! Sie können dafür was Anderes sehen. Sehen Sie diesen Menschen! Seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen! Bemerken Sie die Wirkung — fühlen einmal den ungleichen Puls, und dann die Augen —

Wozzeck. Herr Doktor, mir wird ganz dunkel! (Setzt sich.)

Doctor. Courage, Wozzeck, noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie! (Die Studenten betasten dem Wozzeck Schläfen, Puls und Brust.)

A propos, Wozzeck, beweg' er vor den Herren doch einmal die Ohren. Ich hab's Ihnen schon zeigen wollen — zwei Muskeln sind dabei thätig. Allons! frisch!

Wozzeck. Ach, Herr Doktor!

Doctor. Bestie! Soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen, wie die Katze? So, meine Herren, das sind so Uebergänge zum Esel, häufig auch in Folge weiblicher Erziehung und der Muttersprache. Wozzeck! Deine Haare hat die Mutter zum Aschied schön ausgerissen aus Zärtlichkeit. Sie sind ja ganz dünn geworden. Oder ist's erst seit ein paar Tagen, machen's die Erbsen? Ja, meine Herrn, die Erbsen, die Erbsen! Die Wissenschaft!

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne.

Wozzeck und **Andres** schneiden Stöcke im Gebüsch.

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!

Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht Jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich hin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt Abends ein Kopf. Hob ihn einmal

Einer auf, meint', es wär' ein Igel. Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelspänen.

Andres. Es wird finster, das macht dir angst. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Haas vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger sei?
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still, Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!

Andres. Sing lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörst du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es schwankt... Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!

Andres (singt:)

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Rasen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit sich.)

Andres. He! bist du toll?

Wozzeck (bleibt stehen). 's ist kurios still. Und schwül. Man möcht den Athem halten! Andres!

Andres. Was?

Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Posaunen. Wie's heranklirrt!

Andres. Die Sonn' ist unter. Drinnen trommeln sie.

Wozzeck. Still, wieder Alles still, als wär' die Welt todt!

Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Die Stadt.

Marie, mit ihrem Kinde am Fenster. **Margareth.** — Der Zapfenstreich geht vorbei, der **Tambourmajor** voran.

Marie (das Kind auf dem Arm wiegend). He Bub! Sa ja! Ra ra ra! Hörst? Da kommen sie!

Margareth. Was ein Mann! wie ein Baum!

Marie. Er steht auf seinen Füßen, wie ein Löw. (Tambourmajer grüßt.)

Margareth. Ei was freundliche Augen, Frau Nachbarin! So was is man an ihr nit gewohnt.

Marie (singt):

Soldaten das sind schöne Bursch —
Soldaten, Soldaten! —

Margareth. Ihre Augen glänzen ja noch —

Marie. Und wenn! Was geht Sie's an? Trag' Sie ihre Augen zum Juden, und laß Sie sie putzen, vielleicht glänzen sie auch noch, daß man sie für zwei Knöpf' verkaufen könnt.

Margareth. Was Sie, Sie Frau Jungfer! Ich bin eine honette Person, aber Sie, das weiß Jeder, Sie guckt sieben Paar lederne Hosen durch.

Marie. Luder! (Schlägt das Fenster zu). Komm, mein Bub! Was die Leut wollen! Bist nur ein arm Hurenkind und machst deiner Mutter doch so viel Freud' mit deinem unehrlichen Gesicht! Sa! sa! (Singt:)

Mädel, was fangst du jetzt an?
Hast ein klein Kind und kein Mann!
Ei was frag ich darnach,
Sing' ich die ganze Nacht:
Eia, popeia, mein Bub, juchhu!
Gibt mir kein Mensch nix dazu!

Hansel! spann deine sechs Schimmel an,
Gib sie zu fressen auf's Neu —
Kein Haber fresse sie,
Kein Wasser saufe sie,
Lauter kühle Wein muß es sein, Juchhe!
Lauter kühle Wein muß es sein!

(Es klopft am Fenster.)

Marie. Wer da? Bist du's, Franz? Komm herein!

Wozzeck. Kann nit. Muß zum Verles!

Marie. Hast Stecken geschnitten für den Major?

Wozzeck. Ja, Marie. Ach . . .

Marie. Was hast du, Franz, du siehst so verstört?

Wozzeck. Pst, still! Ich hab's aus! Es war ein Gebild am Himmel, und Alles in Gluth! Ich bin Vielem auf der Spur!

Marie. Mann!

Wozzeck. Und jetzt Alles finster, finster! . . . Marie, es war wieder was, viel . . . (Geheimnißvoll.) Steht nicht

geschrieben: „Und sieh, es ging der Rauch auf vom Land, wie ein Rauch vom Ofen.“

Marie. Franz!

Wozzeck. Es ist hinter mir hergegangen bis vor die Stadt. Was soll das werden?

Marie. Dein Bub —

Wozzeck. Hei, Jung! Heut Abend wieder auf die Meß! Ich hab noch was gespart! Jetzt muß ich fort. (Ab.)

Marie (allein.) Der Mann! So vergeistert! Er hat sein Kind nicht angesehen! Er schnappt noch über mit den Gedanken! Was bist so still, Bub. Fürcht'st dich? Es wird so dunkel, man meint, man wird blind. Sonst scheint doch die Laterne herein! Ach! wir armen Leut. Ich halt's nit aus, es schauert mich . . .

Studirstube des Doctors.

Wozzeck. Der Doctor.

Doctor. Was erleb' ich, Wozzeck? Ein Mann von Wort? Ei! ei! ei!

Wozzeck. Was denn, Herr Doctor?

Doctor. Ich habs gesehen, Wozzeck! Er hat auf die Straße gep—t, an die Wand gep—t, wie ein Hund! Geb' ich Ihm dafür alle Tage drei Groschen? Wozzeck! Das ist schlecht, die Welt wird schlecht, sehr schlecht. O!

Wozzeck. Aber Herr Doctor, wenn Einem die Natur kommt!

Doctor. Die Natur kommt! die Natur kommt! Aberglaube! abscheulicher Aberglaube! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewiesen, daß der musculus sphincter vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Wozzeck! Der Mensch ist frei! In dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit! Den Harn nicht halten können! (Schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.) Hat Er schon seine Erbsen gegessen, Wozzeck? Nichts als Erbsen, nichts als Hülsenfrüchte, merk' Er sich's! Die nächste Woche fangen wir dann mit Hammelfleisch an. Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprenge sie in die Luft. Harnstoff, salzsaures Ammonium, Hyperorydul! — Wozzeck, kann Er nicht wieder p — n? geh' Er einmal da hinein und probir Er's.

Wozzeck. Ich kann nit, Herr Doctor!

Doctor (mit Affect.) Aber an die Wand p — n! Ich hab's schriftlich, den Accord in der Hand! Ich hab's geseh'n, mit diesen Augen gesehen, ich steckte gerade die Nase zum Fenster hinaus und ließ die Sonnenstrahlen hineinfallen, um das Niesen zu beobachten, die Entstehung des Niesens. Man muß Alles beobachten. Hat Er mir Frösche gefangen? Laich? Süßwasser-Polypen? Cristatellum? Hat Er? Stoß' Er mir nicht an's Mikroskop, ich habe den linken Backenzahn eines Infusoriums darunter. Aber (tritt auf ihn los), Er hat an die Wand gep — t! — Nein! — ich ärgere mich nicht, ärgern ist ungesund, ist unwissenschaftlich! Ich bin ruhig, ganz ruhig, mein Puls hat seine gewöhnlichen 60, und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit. Behüte, wer wird sich über einen Menschen ärgern, einen Menschen! Wenn es noch ein Proteus wäre, der Einem unpäßlich wird!

Aber, Wozzeck, Er hätte doch nicht an die Wand p — n sollen!

Wozzeck. Seh'n Sie, Herr Doctor, manchmal hat man so 'nen Charakter, so 'ne Struktur. — Aber mit der Natur ist's was ander's, sehen Sie, mit der Natur (er kracht mit den Fingern), das ist so was, wie soll ich doch sagen — zum Beispiel —

Doctor. Wozzeck, Er philosophirt wieder!

Wozzeck. Ja, Herr Doctor, wenn die Natur aus ist —

Doctor. Was, wenn die Natur —

Wozzeck. — die Natur aus ist, wenn die Welt so finster wird, daß man mit den Händen an ihr herumtappen muß, daß man meint, sie verrinnt, wie ein Spinnengewebe. Ach, wenn was is und doch nicht is! Ach, Marie! Wenn Alles dunkel is, und nur noch ein rother Schein im Westen, wie von einer Esse, an was soll man sich da halten? (Schreitet im Zimmer auf und ab.)

Doctor. Kerl! Er tastet mit seinen Füßen herum, wie mit Spinnfüßen.

Wozzeck (vertraulich). Herr Doctor, haben Sie schon was von der doppelten Natur gesehen? Wenn die Sonne im Mittag steht, und es ist, als gieng' die Welt im Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredet.

Doctor. Wozzeck, Er hat eine aberratio.

Wozzeck (legt den Finger an die Nase). Die Schwämme! Haben Sie schon die Ringe von den Schwämmen am Boden gesehen? Linienkreise — Figuren — da steckts, da — wer das lesen könnte!

Doctor. Wozzeck, Er kommt in's Narrenhaus. Er

Hauptmann. Laufen Sie nicht! Ein guter Mensch geht nicht so schnell. (Heftig schnaufend.) Ein guter Mensch — ein guter — Sie hetzen sich ja hinter dem Tod d'rein — Sie machen mir Angst!

Doctor. Ich stehle meine Zeit nicht.

Hauptmann. Ein guter Mensch — (Erwischt den Doctor beim Rock.) Herr Doctor, die Pferde machen mir ganz Angst, wenn ich denke, daß die armen Bestien zu Fuß gehen müssen. Rennen Sie nicht so, Herr Sargnagel! Rudern Sie mit dem Stock nicht so in der Luft! Sie schleifen sich ja Ihre Beine auf dem Pflaster ab. (Hält ihn fest.) Erlauben Sie, daß ich ein Menschenleben rette —

Doctor. Frau, in vier Wochen todt, cancer uteri. Habe schon zwanzig solche Patienten gehabt — in vier Wochen —

Hauptmann. Doctor! erschrecken Sie mich nicht, es sind schon Leute am Schreck gestorben, am puren hellen Schreck!

Doctor. In vier Wochen! — Gibt ein interessantes Präparat.

Hauptmann. Oh! Oh!

Doctor. Und S i e selbst! Hm! aufgedunsen, fett, dicker Hals, apoplektische Constitution! Ja, Herr Hauptmann, Sie können eine apoplexia cerebri kriegen, Sie können sie aber vielleicht nur auf der einen Seite bekommen. Ja, Sie können nur auf der einen Seite gelähmt werden oder im besten Falle nur unten!

Hauptmann. Um Gottes —

Doctor. Ja! das sind so ungefähr Ihre Aussichten auf die nächsten vier Wochen! Uebrigens kann ich Sie versichern, daß Sie einen von den interessanten Fällen abgeben

werden, und wenn Gott will, daß Ihre Zunge zum Theile gelähmt wird, so machen wir die unsterblichsten Experimente. (Will gehen.)

Hauptmann. Halt, Doctor! Ich lasse Sie nicht! Sargnagel! Todtenfreund! in vier Wochen? — Es sind schon Leute am puren Schreck — Doctor! Ich sehe schon die Leute mit den Citronen in den Händen, aber sie werden sagen: er war ein guter Mensch (gerührt), ein guter Mensch —

Doctor (thut, als hätte er ihn just bemerkt, schwenkt den Hut). Ei! guten Morgen, Herr Hauptmann! (Hält ihm den Hut hin.) Was ist das? Herr Hauptmann, das ist — Hohlkopf!

Hauptmann (macht am Rock eine Falte). Und was ist das, Herr Doctor? Das ist Einfalt. Hahaha! Aber nichts für ungut! Ich bin ein guter Mensch, aber ich kann auch, wenn ich will! Herr Doctor, ich sag' Ihnen, wenn ich will —

Wozzeck (geht rasch vorbei, salutirt).

Hauptmann. He! Wozzeck! Was hetzt Er sich so an uns vorbei? Bleib Er doch, Wozzeck! Er läuft ja wie ein offenes Rasirmesser durch die Welt, man schneidet sich an Ihm! Er läuft, als hätte Er ein Regiment Katzenschweife zu rasiren, und würde gehenkt, so lange noch ein letztes Haar — aber über die langen Bärte — was wollte ich doch sagen — die langen Bärte —

Doctor. Ein langer Bart unter dem Kinn — schon Plinius spricht davon — man muß es den Soldaten abgewöhnen —

Hauptmann. Ha, die langen Bärte! Was ist's, Wozzeck? Hat Er nicht ein Haar aus einem Bart in seiner Schüssel gefunden? Haha! — Er versteht mich doch? Ein

den Dingen nehmen, worin sich die organische Selbst-Affirmation des Göttlichen auf einem so hohen Standpunkte manifestirt, und ihr Verhältniß zum Raum, zur Erde, zur Zeit untersuchen, meine Herren, wenn ich also diese Katze zum Fenster hinauswerfe, wie wird diese Wesenheit sich zum Gesetz der Gravitation und zum eigenen Instinct verhalten? He, Wozzeck! (brüllt) Wozzeck!

Wozzeck (hat die Katze aufgefangen). Herr Doktor, sie beißt!

Doctor. Kerl! Er greift die Bestie so zärtlich an, als wär's seine Großmutter.

Wozzeck. Herr Doctor, ich hab' Zittern.

Doctor (ganz erfreut). Haha! schön, Wozzeck. (Reibt sich die Hände.)

Wozzeck. Mir wird dunkel!

Doktor (erscheint im Hofe, nimmt die Katze). Was seh' ich, meine Herren? Eine neue Spezies Hasenlaus. Eine schönere Species als die bekannten. (Zieht eine Lupe heraus.) Hasenlaus, meine Herren! (Die Katze läuft fort.) Meine Herren! Das Thier hat keinen wissenschaftlichen Instinkt. Hasenlaus, die schönsten Exemplare trägt es im Pelzwerk. — Meine Herrn! Sie können dafür was Anderes sehen. Sehen Sie diesen Menschen! Seit einem Vierteljahr ißt er nichts als Erbsen! Bemerken Sie die Wirkung — fühlen einmal den ungleichen Puls, und dann die Augen —

Wozzeck. Herr Doktor, mir wird ganz dunkel! (Setzt sich.)

Doctor. Courage, Wozzeck, noch ein paar Tage, und dann ist's fertig. Fühlen Sie, meine Herren, fühlen Sie! (Die Studenten betasten dem Wozzeck Schläfen, Puls und Brust.)

A propos, Wozzeck, beweg' er vor den Herren doch einmal die Ohren. Ich hab's Ihnen schon zeigen wollen — zwei Muskeln sind dabei thätig. Allons! frisch!

Wozzeck. Ach, Herr Doktor!

Doctor. Bestie! Soll ich dir die Ohren bewegen? Willst du's machen, wie die Katze? So, meine Herren, das sind so Uebergänge zum Esel, häufig auch in Folge weiblicher Erziehung und der Muttersprache. Wozzeck! Deine Haare hat die Mutter zum Aschied schön ausgerissen aus Zärtlichkeit. Sie sind ja ganz dünn geworden. Oder ist's erst seit ein paar Tagen, machen's die Erbsen? Ja, meine Herrn, die Erbsen, die Erbsen! Die Wissenschaft!

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne.

Wozzeck und Andres schneiden Stöcke im Gebüsch.

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!

Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht Jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich hin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt Abends ein Kopf. Hob ihn einmal

Einer auf, meint', es wär' ein Igel. Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelspänen.

Andres. Es wird finster, das macht dir angst. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Haas vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger sei?
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still, Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!

Andres. Sing lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörst du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es schwankt... Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!

Andres (singt:)

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Rasen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit sich.)

Andres. He! bist du toll?

Wozzeck (bleibt stehen). 's ist kurios still. Und schwül. Man möcht den Athem halten! Andres!

Andres. Was?

Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Posaunen. Wie's heran-klirrt!

Andres. Die Sonn' ist unter. Drinnen trommeln sie.

Wozzeck. Still, wieder Alles still, als wär' die Welt todt!

Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Die Stadt.

Marie, mit ihrem Kinde am Fenster. **Margareth.** — Der Zapfenstreich geht vorbei, der **Tambourmajor** voran.

Marie (das Kind auf dem Arm wiegend). He Bub! Sa sa! Ra ra ra! Hörst? Da kommen sie!

Margareth. Was ein Mann! wie ein Baum!

Marie. Er steht auf seinen Füßen, wie ein Löw. (Tambourmajer grüßt.)

Margareth. Ei was freundliche Augen, Frau Nachbarin! So was is man an ihr nit gewohnt.

Marie (singt):

Soldaten das sind schöne Bursch —
Soldaten, Soldaten! —

Margareth. Ihre Augen glänzen ja noch —

Marie. Und wenn! Was geht Sie's an? Trag' Sie ihre Augen zum Juden, und laß Sie sie putzen, vielleicht glänzen sie auch noch, daß man sie für zwei Knöpf' verkaufen könnt.

Margareth. Was Sie, Sie Frau Jungfer! Ich bin eine honette Person, aber Sie, das weiß Jeder, Sie guckt sieben Paar lederne Hosen durch.

Wozzeck. Du bist schön — „wie die Sünde“. Aber kann die Todsünde so schön sein, Marie? (Auffahrend.) Da! — Hat er da gestanden, so, so?

Marie. Ich kann den Leuten die Gasse nicht verbieten . . .

Wozzeck. Teufel! Hat er da gestanden?

Marie. Dieweil der Tag lang und die Welt alt ist, können viel Menschen an einem Platze stehen, einer nach dem andern.

Wozzeck. Ich hab ihn gesehen!

Marie. Man kann viel sehen, wenn man zwei Augen hat, und wenn man nicht blind ist, und wenn die Sonn' scheint.

Wozzeck. Du bei ihm!

Marie (keck). Und wenn auch!

Wozzeck (geht auf sie los). Mensch!

Marie. Rühr' mich nicht an. Lieber ein Messer in den Leib, als eine Hand auf mich. Mein Vater hat's nicht gewagt, wie ich zehn Jahr alt war . .

Wozzeck (sieht sie starr an, läßt langsam die Hand sinken). Lieber ein Messer! (Nach einer Pause, scheu flüsternd:) Der Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt Einem, wenn man hinunterschaut . . . Mich schwindelt . . .

Wirthshaus.

Tambour-Major. Wozzeck. Andres. Leute.

Tambour-Major. Ich bin ein Mann! (Schlägt sich auf die Brust.) Ein Mann, sag' ich. Wer will was? Wer

kein besoffener Herrgott ist, der laß sich von mir -- —. Ich will ihm die Nas ins A—loch prügeln. Ich will — (Zu Wozzeck.) Da Kerl, sauf' — ich wollt', die Welt wär Schnaps, Schnaps, der Mann muß saufen — da Kerl, sauf' —

Wozzeck (blickt weg, pfeift).

Tambour-Major. Kerl, soll ich dir die Zung' aus dem Hals zieh'n und sie dir um den Leib wickeln? (Sie ringen, Wozzeck unterliegt.) Soll ich dir noch so viel Athem lassen, als ein Altweiberf—z? Soll ich —

Wozzeck (sinkt erschöpft auf eine Bank).

Tambour-Major. Jetzt soll der Kerl pfeifen, dunkelblau soll er sich pfeifen! He! Brandwein, das ist mein Leben! Brandwein, das gibt Courage!

Einer. Der hat sein Fett!

Andres. Er blut'.

Wozzeck. Einer nach dem Andern!

Die Wachtstube.

Wozzeck. Andres.

Andres (singt):

Frau Wirthin hat eine brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten —

Wozzeck. Andres!

Andres. Nu!

Wozzeck. Was meinst, wo sie . . . Schön Wetter!

Andres. Sonntagswetter! Musik vor der Stadt. Vorhin sind die Weisbilder hin . . Tanz . . die Bursche dampfen, das geht!

Wozzeck (unruhig). Tanz, Andres, sie tanzen!

Andres. Im Rößl und im Stern.

Wozzeck. Was glaubst, wo sie — ich muß sehen, wo sie tanzen!

Andres. Meinetwegen. (Singt.)

Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt,
Und paßt auf die Soldaten.

Wozzeck. Andres, ich hab keine Ruh.

Andres. Narr!

Wozzeck. Ich muß hinaus. Es dreht sich mir vor den Augen. Tanz! Wird sie heiß haben! Verdammt! — Adies!

Andres. Was willst du?

Wozzeck. Ich muß fort, muß sehen.

Andres. Wegen dem Mensch!

Wozzeck. Hinaus, hinaus!

Wirthshaus.

Abend. Fenster offen. Tanz. Bursche. Soldaten. Mägde. Bänke vor dem Haus.

Erster Handwerksbursche (singt):

Ich hab ein Hemdlein an, das ist nicht mein,
Meine Seele stinket nach Brannteweín!

Zweiter Handwerksbursche. Vergißmeinnicht! Freundschaft! Bruder, soll ich dir aus Freundschaft ein Loch in die Natur machen? Bruder! ich will ein Loch in deine Natur machen, ich will dir alle Flöh' am Leib todt schlagen. Bruder, ich bin auch ein Kerl, du weißt —

Erster Handwerksbursche. Meine Seele, meine unsterbliche Seele stinket nach Brannteweín! Sie stinket, und ich weiß nicht warum. Warum ist die Welt! Selbst das Geld geht in Verwesung über! Der Teufel soll den lieben Herrgott holen! Bruder, ich muß ein Regenfaß voll greinen!

Zweiter Handwerksbursche. Vergißmeinnicht! Warum ist die Welt so schön! — Ich wollt', unsere Nasen wären zwei Bouteillen, und wir könnten sie uns einander in den Hals gießen. Die ganze Welt ist rosenroth! Branntwein, das ist ein Leben.

Erster Handwerksbursche. Meine Seele stinket, oh! ich lieg mir selbst im Weg' und muß über mich springen! Das ist traurig!

(**Wozzeck** stellt sich an's Fenster, blickt hinein. **Marie** und der **Tambour-Major** tanzen vorbei, ohne ihn zu bemerken.)

Wozzeck. Er! Sie! Teufel!

Marie (im Vorbeitanzen). Immer zu! Immer zu!

Wozzeck. Immer zu — immer zu! (Sinkt auf die Bank vor dem Hause.) Immer zu! (Schlägt die Hände in einander.) Dreht Euch, wälzt Euch! Warum löscht Gott nicht die Sonne aus! Alles wälzt sich in Unzucht über einander! Mann und Weib und Mensch und Vieh! Sie thun's am hellen Tag, sie thun's schier Einem auf den Händen, wie die Mücken. Weib! Weib! Immer zu. (Fährt heftig auf) Wie er an ihr

herumgreift! An ihrem Leib! Und sie lacht dazu! Verdammt! Ich —

Bursche (drinnen, singen im Chor):

Ein Jäger aus der Pfalz
Ritt einst durch einen grünen Wald!
Halli, halloh! Halli, halloh!
Ja lustig ist die Jägerei
Allhie auf grüner Haid'.
Das Jagen ist mein' Freud'.

Andere Bursche (singen):

O Tochter, meine Tochter —
Was hat sie gedenkt,
Daß sie sich an die Kutscher
Und die Schiffsleut' hat gehängt?!

(Soldaten gehen hinaus an Wozzeck vorbei.)

Ein Soldat (zu Wozzeck). Was machst du?

Wozzeck. Wie viel Uhr?

Soldat. Elf Uhr!

Wozzeck. So? Ich meint', es müßt später sein! Die Zeit wird Einem lang bei der Kurzweil —

Soldat. Was sitzest du da vor der Thür?

Wozzeck. Ich sitz' gut da. Es sind manche Leut' nah an der Thür und wissen's nicht, bis man sie zur Thür hinausträgt, die Füß' voran!

Soldat. Du sitzest hart.

Wozzeck. Gut sitz ich, und im kühlen Grab da lieg' ich dann noch besser —

Soldat. Bist besoffen?

Wozzeck. Nein! Leider! Brings nit zusamm!

Erster Handwerksbursche (drinnen, hat sich auf den Tisch

gestellt und predigt). Jedoch, wenn ein Wanderer, der gelehnt steht an dem Strom der Zeit oder aber sich die göttliche Weisheit beantwortet und fraget: Warum ist der Mensch? Aber wahrlich, geliebte Zuhörer, ich sage Euch, es ist gut so, denn von was hätten der Landmann, der Faßbinder, der Schneider, der Arzt leben sollen, wenn Gott den Menschen nicht geschaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben sollen, wenn er nicht dem Menschen die Empfindung der Schamhaftigkeit eingepflanzt hätte? von was der Soldat und der Wirth, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfniß des Todtschlagens und der Feuchtigkeit ausgerüstet hätte? Darum zweifelt nicht, Geliebteste, ja! ja! es ist Alles lieblich und fein, aber alles Irdische ist eitel, selbst das Geld geht in Verwesung über, und meine unsterbliche Seele stinket sehr nach Branntewein. Zum Schluß, meine geliebten Zuhörer, lasset uns noch über's Kreuz p — n, damit ein Jud' stirbt!

Wozzeck. Sie hat rothe Backen, und er einen schönen Bart! Warum nicht? Warum also nicht?

Ein Irrsinniger (drängt sich neben Wozzeck ans Fenster). Lustig, lustig, aber es riecht —

Wozzeck. Narr, was willst du?

Irrsinniger. Ich riech, ich riech Blut!

Wozzeck. Blut! Ha Blut! Mir wird roth vor den Augen. Mir ist, als wälzten sie sich alle in einem Meer von Blut über einander.

Freies Feld.

Nacht. **Wozzeck.**

Wozzeck. Immer zu! Immer zu! Still Musik! Ha! was, was sagt Ihr? So — lauter! lauter! Jetzt hör' ich's. Stich — stich die Zickwölfin todt — Stich — stich — die — Zickwölfin todt — soll ich? — muß ich? — Ich hör's immer, immer zu — stich todt — todt — Da unten aus dem Boden heraus spricht's, und die Pappeln sprechen's — stich todt — stich —

Kaserne.

Nacht. **Andres** und **Wozzeck** schlafen in einem Bett.

Wozzeck (fährt auf). Andres! Andres! ich kann nicht schlafen, wenn ich die Augen zumach', dann seh ich sie doch immer und ich hör' die Geigen immer zu, immer zu. Und dann sprichts aus der Wand heraus — hörst du nix, Andres? Und das geigt und springt!

Andres (murmelt). Ja! — laß sie tan — zen —

Wozzeck. Und dazwischen blitzt's mir immer vor den Augen, wie ein Messer! wie ein breites Messer, und bald liegt's auf einem Tisch in einem Laden in einer dunklen Gaß, und bald hab' ich's in der Hand und — oh!

Andres. Schlaf, Narr!

Wozzeck. „Und führe uns nicht in Versuchung!“ Mein Herr und Gott, „und führe uns nicht in Versuchung, Amen!“

Kasernenhof.

Tambour-Major. Andres. Wozzeck (abseit).

Tambour-Major. Ich bin ein Mann! Ich hab' ein Weibsbild, ich sag' Ihm, ein Weibsbild! — Zur Zucht von Tambourmajors! Ein Busen und Schenkel! Und Alles fest! Die Augen wie glühende Kohlen. Ein Weibsbild, sag' ich Ihm . . .

Andres. He! He! Wer is es denn?

Tambour-Major. Frag' Er den Wozzeck da! Hehe! Ich bin ein Mann, ein Mann! (Ab.)

Wozzeck (zu Andres). Er hat von mir geredt? Was hat er gesagt?

Andres. Ich sollt' dich fragen, wer sein Mensch ist. Hätt' ein prächtig Weibsbild — die hätt' Schenkel —

Wozzeck (ganz kalt). So? Hat er das gesagt? Was hat mir heut Nacht geträumt, Andres? War's nicht von einem Messer? — Was man doch närrische Träume hat! Oder kluge Träume? (Will fort.)

Andres. Wohin, Kamerad?

Wozzeck. Meinem Hauptmann Wein holen. Ach! Andres, sie war doch ein einzig Mädel!

Andres. Wer war? War? Ist nicht mehr?

Wozzeck. Wird bald nicht mehr sein. Adies!

Mariens Stube.

Marie (allein, blättert in der Bibel). „Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden worden“ . . . Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (Blättert weiter.) „Aber die Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, so im Ehebruch lebte und stelleten sie vor ihn.“ (Liest murmelnd weiter, dann mit gehobener Stimme): „Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht, geh' hin, und sündige hinfort nicht mehr.“ (Schlägt die Hände zusammen.) Herrgott! Herrgott! — ich kann nicht — Herrgott! gib mir nur so viel, daß ich beten kann. (Das Kind drängt sich an sie.) Der Bub gibt mir einen Stich in's Herz. Fort! Das brüst' sich in der Sonne! Nein komm, komm her! (Beginnt zu erzählen.) Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was aßen sie Alle? — Sie aßen Alle Leberwürst . . . Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heut nit . . . Mir wird heiß, heiß! (Reißt das Fenster auf.) Wie steht es geschrieben von der Magdalena — wie steht es geschrieben? . . „Und kniete hin zu seinen Füßen und weinte und küßte seine Füße und netzte sie mit Thränen und salbte sie mit Salben“ . . . (Schlägt sich auf die Brust.) Heiland! ich möchte dir die Füße salben — Heiland, du hast dich ihrer erbarmt, erbarme dich auch meiner! — — — — — — — — — — — —

Kramladen.

Wozzeck. Ein Jude.

Wozzeck. Das Pistölchen ist zu theuer.

Jude. Nu, kauft's nur — gaude Waar'! Kauft's nit? Was anders?

Wozzeck. Was kost' das Messer?

Jude. Zwei Gulden! 'Sist gaud! a gaud's Messer. Wollt Ihr Euch den Hals mit abschneiden? Nun was is? Ich geb's Euch so wohlfeil wie ein Anderer! Ihr sollt Eueren Tod wohlfeil haben, aber doch nicht umsonst. Ihr kauft's? Nu?

Wozzeck. Das kann mehr als Brod schneiden —

Jude. Ja, Herrche!

Wozzeck. Da! (wirft das Geld hin, nimmt das Messer, ab.)

Jude. Da! Hihi! Als ob's nix wär! Und s'is doch Geld. Hihi.

Straße.

Sonntag Nachmittags. **Marie** vor der Hausthür, ihr Kind auf dem Arm. Neben ihr eine alte Frau Kinder spielen auf der Straße.

Kleine Mädchen (gehen paarweise und singen):

Wie heute schön die Sonne scheint,
Wie steht das Korn im Blüh'n!
Sie gingen über die Wiese hin,
Sie gingen zwei und zwei.
Die Pfeifer gingen vorne,
Die Geiger hinterdrein,

Sie hatten alle rothe Schuh
Und gingen immer zu.

Erstes Mädchen (tritt aus der Reihe). Was Anderes!

Alle. Was Anderes! Was?

Erstes Mädchen. Ich weiß nit. Was Anderes!

Marie. Kommt — alle im Kreis (singt, die Kinder singen nach und drehen sich).

„Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Ringel, Ringel!

Erstes Mädchen (zur alten Frau). Großmutter, warum scheint heute die Sonn'?

Alte Frau. Darum!

Erstes Mädchen. Aber warum — darum?

Zweites Mädchen. Großmutter, erzählt was!

Marie. Ja, erzählt was, Base.

Alte Frau (erzählt). Es war einmal ein arm Kind und hatt' keinen Vater und keine Mutter — war Alles todt und war Niemand auf der Welt, und es hat gehungert und geweint Tag und Nacht. Und weil es Niemand mehr hatt' auf der Welt, wollt's in den Himmel geh'n. Und der Mond guckt' es so freundlich an, und wie's endlich zum Mond kommt, ist's ein Stück faul Holz. Da wollt's zur Sonne geh'n, und die Sonn' guckt es so freundlich an, und wie's endlich zur Sonne kommt, ist's ein verwelkt Sonnblümlein. Da wollt's zu den Sternen geh'n, und die Sterne gucken es so freundlich an, und wie's endlich zu den Sternen kommt, da sind's goldene Mücklein, die sind aufgespießt auf Schlehendörner und sterben. Da wollt' das Kind wieder zur Erde, aber wie's zur Erde kam, da war die Erde ein umgestürzt Häfchen. Und so war das Kind

ganz allein und hat sich hingesetzt und hat geweint: Hab' nicht Vater noch Mutter, hab' nicht Sonne, Mond und Sterne und nicht die Erde. Und da sitzt es noch und ist ganz allein.

Marie (drückt angstvoll ihr Kind an die Brust). Ach! wenn ich todt bin! Bas', sie hat mir das Herz schwer gemacht. Mein armer Wurm! Wenn ich todt bin!

Kaserne.

Andres. Wozzeck (kramt in seinen Sachen)

Wozzeck. Das Kamisölchen, Andres, gehört nit zur Montur. Du kannst's brauchen, Andres! Das Kreuz ist meiner Schwester und das Ringlein, ich hab' auch noch zwei Herzen, schön Gold. Das da lag in meiner Mutter Bibel, und da steht:

Leiden sei all mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst,
Herr! wie Dein Leib war roth und wund,
So laß mein Herz sein alle Stund.

Andres (ganz starr, sieht ihn verwundert an, schüttelt den Kopf, sagt zu Allem) Jawohl!

Wozzeck (zieht ein Papier hervor). Johann Franz Wozzeck, Wehrmann und Füselier im 2. Regiment, 2. Bataillon, 4. Kompagnie, geboren Mariä Verkündigung 20. Juli (murmelt die Jahreszahl). Ich bin heut alt 30 Jahr, 7 Monat und 12 Tag.

Andres. Franz, Du kommst ins Lazareth. Du mußt Schnaps trinken und Pulver drin, das tödt' das Fieber.

Wozzeck. Ja, Andres, wenn der Schreiner die Hobelspäne sammelt, da weiß Niemand, wer seinen Kopf darauf legen wird.

Waldweg am Teich.

(Es dunkelt.)

Wozzeck. Marie.

Marie. Dort links geht's in die Stadt. S'ist noch weit. Komm schneller.

Wozzeck. Du sollst da bleiben, Marie. Komm, setz' Dich.

Marie. Aber ich muß fort.

Wozzeck. Komm. (Sie setzen sich.) Bist weit gegangen, Marie. Sollst dir die Füße nicht mehr wund laufen. S'ist still hier! Und so dunkel. — Weißt noch, Marie, wie lang es jetzt ist, daß wir uns kennen?

Marie. Zu Pfingsten drei Jahr.

Wozzeck. Und was meinst, wie lang es noch dauern wird?

Marie (springt auf). Ich muß fort.

Wozzeck. Fürchst dich, Marie? Und bist doch fromm? (lacht) Und gut! Und treu! (Zieht sie wieder auf den Sitz.) Fürchst dich? — Was du für süße Lippen hast, Marie! (küßt sie.) Den Himmel gäb' ich drum und die Seligkeit,

wenn ich dich noch oft so küssen dürft. Aber ich darf nicht! — Was zitterst?

Marie. Der Nachtthau fällt.

Wozzeck (flüstert vor sich hin). Wer kalt ist, den friert nicht mehr! Dich wird beim Morgenthau nicht frieren. — Aber mich! Ach! es muß sein!

Marie. Was sagst du da?

Wozzeck. Nix. (Langes Schweigen.)

Marie. Wie der Mond roth aufgeht!

Wozzeck. Wie ein blutig Eisen! (zieht ein Messer.)

Marie. Was zitterst so? (springt auf.) Was willst?

Wozzeck. Ich nicht, Marie! und kein Anderer auch nicht! (stößt ihr das Messer in den Hals.)

Marie. Hülfe! Hülfe! (sie sinkt nieder.)

Wozzeck. Todt! (beugt sich über sie) Todt! Mörder! Mörder! (stürzt davon.)

Wirthshaus.

Bursche, Dirnen, Tanz. **Wozzeck** (abseit an einem Tische).

Wozzeck. Tanzt Alle; tanzt nur zu, springt, schwitzt und stinkt, es holt Euch doch noch einmal alle der Teufel! (leert sein Glas, singt:)

Es ritten drei Reiter wohl an den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
Mein Wein ist gut, mein Bier ist klar,
Mein Töchterlein liegt auf der —

Verdammt! (springt auf.) He, Käthe! (tanzt mit ihr.) Komm,

setz dich! (führt sie an seinen Tisch.) Ich hab heiß, heiß! (Zieht den Rock aus.) S'ist einmal so! Der Teufel holt die Einen und läßt die Andern laufen. Käthe, du bist heiß! Wart nur, wirst auch noch kalt werden! Kannst nicht singen?

Käthe (singt.)

In's Schwabenland, da mag ich nit,
Und lange Kleider trag ich nit,
Denn lange Kleider, spitze Schuh
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

Wozzeck. Nein! keine Schuh, man kann auch bloßfüßig in die Höll' geh'n! (singt:)

O pfui mein Schatz, das war nicht fein!
Behalt den Thaler und schlaf allein!

Ich möcht heut raufen, — raufen —

Käthe. Aber was hast du da an der Hand?

Wozzeck. Ich? ich?

Käthe. Roth! Blut!

(Es stellen sich Leute um sie.)

Wozzeck. Blut? Blut?

Wirthin. Freilich — Blut.

Wozzeck. Ich glaub', ich hab' mich — geschnitten, da an der — rechten — Hand —

Wirthin. Wie kommts aber an den Ellenbogen?

Wozzeck. Ich habs abgewischt.

Wirthin. Mit der rechten Hand am rechten Arm?

Bauer. Puh! was stinkt da Menschenblut!

Wozzeck (springt auf.) Was wollt Ihr? Was geht's Euch an? Bin ich ein Mörder? Was gafft Ihr? Platz — oder es geht Jemand zum Teufel! (stürzt hinaus.)

Waldweg am Teich.

Nacht. **Wozzeck** (kommt herangewankt.)

Das Messer? — Wo ist das Messer? — Ich habs da gelassen. — Näher, noch näher. — Mir graut's — Da regt sich was. Still! — Alles still und todt. — Mörder! Mörder! Ha! da ruft's. Nein — ich selbst. (stößt auf die Leiche.) Marie! Marie! Was hast du für eine rothe Schnur um den Hals? Hast dir das rothe Halsband verdient, wie die Ohr-Ringlein, mit deiner Sünde! Was hängen dir die schwarzen Haare so wild —?! — Mörder! — Mörder! — Sie werden nach mir suchen. Das Messer verräth mich! Da, da ist's — — Leute! — — fort!

(Am Teich.)

So! da hinunter! (wirft das Messer hinein.) Es taucht ins dunkle Wasser wie ein Stein. Aber der Mond verräth mich — der Mond ist blutig. Will denn die ganze Welt es ausplaudern?! — Das Messer, es liegt zu weit vorn, sie findens beim Baden oder wenn sie nach Muscheln tauchen. (geht in den Teich hinein.) Ich find's nicht. Aber ich muß mich waschen. Ich bin blutig. Da ein Fleck — und noch einer. Weh! weh! ich wasche mich mit Blut — das Wasser ist Blut . . . Blut . . . (ertrinkt.)

(Es kommen Leute.)

Erster Bürger. Halt!

Zweiter Bürger. Hörst du? Dort!

Erster Bürger. Jesus! das war ein Ton.

Zweiter Bürger. Es ist das Wasser im Teich. Das Wasser ruft. Es ist schon lange Niemand ertrunken. Komm — es ist nicht gut zu hören.

Erster Bürger. Das stöhnt — als stürbe ein Mensch. Hans! da ertrinkt Jemand.

Zweiter Bürger. Unheimlich! Der Mond roth und die Nebel grau. Hörst? — jetzt wieder das Aechzen.

Erster Bürger. Stiller, — jetzt ganz still. Komm! komm schnell. (eilen der Stadt zu.)

Früher Morgen. Vor Mariens Hausthür.

Kinder (spielen und lärmen).

Erstes Kind. Du, Margreth! — die Marie

Zweites Kind. Was is?

Erstes Kind. Weißt es nit? Sie sind schon Alle 'naus.

Drittes Kind (zu Mariens Knaben). Du! Dein Mutter ist todt!

Der Knabe (auf der Schwelle reitend). Hei! Hei! Hopp! Hopp!

Erstes Kind. Wo is sie denn?

Zweites Kind. Draus liegt sie, am Weg, neben dem Teich.

Erstes Kind. Kommt — anschaun! (laufen davon.)

Der Knabe. Hei! Hei! Hopp! Hopp!

Secirsaal.

Chirurg. Arzt. Richter.

Richter. Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord, so schön, als man ihn nur verlangen kann. Wir haben schon lange keinen so schönen gehabt.

Arzt. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Zur Textkritik von „Wozzeck".

Das vorstehende Fragment erscheint hier zum ersten Male den Werken Georg Büchner's eingefügt. Ueber die Entstehungszeit der Dichtung und wie sie leider nach doppelter Richtung hin Fragment geblieben, bringt die Einleitung die näheren Daten. Hier sei nur bemerkt, daß das Manuscript nach dem Tode des Dichters in den Besitz der Familie Büchner in Darmstadt gelangte. Bereits 1838 plante zuerst Karl Gutzkow, dann der Freund des Dichters, G. Zimmermann, die Veröffentlichung. In beiden Fällen blieb die Absicht durch äußerliche, private Hindernisse unausgeführt. Als Dr. Ludwig Büchner 1850 die „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders herausgab, griff er auch auf dieses Manuscript zurück, doch schien es bereits zu spät. Die Tinte war verblaßt, die Schrift völlig unleserlich geworden. Er mußte sich begnügen, in seiner Einleitung (N. S. S. 40) diese Thatsache zu constatiren. So lag denn das Manuscript weitere fünfundzwanzig Jahre unveröffentlicht und kam im Hochsommer 1875 mit den anderen Stücken des Nachlasses, so weit sie sich im Besitze der Familie befanden, in meine Hand. Ich hatte anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, daß mir die Entzifferung gelingen werde. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Silbe lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz. Rathlos wendete ich die Blätter hin und her. Da führte mir der Zufall

das chemische Rezept zu, welches im Nürnberger „Germanischen Museum" zur Auffrischung von Urkunden benützt wird. Man bestreicht die betreffende Stelle zuerst mit destillirtem Wasser, dann mit Schwefel-Amoniak. Das Mittel erwies sich als wirksam, die verblaßten Strichelchen traten auf kurze Zeit wieder kohlschwarz hervor, auch an solchen Stellen, wo mit freiem Auge kaum mehr die Spuren einer Schrift zu erspähen waren. Aber da wies sich eine neue Schwierigkeit: die Schriftzüge waren mikroskopisch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Loupe greifen. Aber selbst mit bewaffnetem Auge und chemisch präparirtem Papier ging es schwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er rasch schrieb, die unleserlichste Handschrift, die man sich denken kann; Alexander von Humboldts Hieroglyphen sind im Vergleich mit Büchners Strichelchen eine kalligraphische Vorlage. Dazu kamen noch eigenthümliche Abbreviaturen u. s. w. Kurz, es war eine unsägliche Geduldprobe. Aber was ich entzifferte, war geeignet, mir immer wieder den Muth zu stählen. So copirte ich denn Zeile für Zeile, zuerst die grauen Bogen, dann die weißen Blättchen.

Endlich war ich fertig und konnte die Resultate überblicken. Was ich entziffert, waren offenbar zwei merklich verschiedene Entwürfe einer und derselben Arbeit. Die grauen Bogen waren der ältere und größere, die weißen Blättchen der jüngere und kleinere Entwurf des „Wozzeck". Der erste Entwurf enthielt etwa zwanzig Szenen, theils nur angedeutet, theils dürftig skizzirt, die wenigsten ausgeführt. Die Reihenfolge war ganz willkürlich; auf die Katastrophe folgte ein Stück der Exposition, darauf fand sich die Schlußszene angedeutet, dahinter jene Szene, mit der sich wohl die Dichtung eröffnen sollte u. s. w. u. s. w.

Die weißen Blättchen enthielten nur etwa zehn Szenen, gleichfalls ohne logische Reihenfolge, theils Ausführungen solcher Stellen, die sich in den grauen Bogen nur eben skizzirt finden, theils neue Fragmente. Diese Szenen des zweiten Entwurfs beziehen sich sämmtlich auf die Katastrophe. Die Namen der Personen hat Büchner im zweiten Entwurfe geändert, bei einzelnen auch den Stand. So spukt im ersten Entwurfe ein Barbier, der dann im zweiten — viel

passender — als Tambour-Major erscheint u. s. w. An einer durchgreifenden Umarbeitung hinderte den Dichter der Tod.

Im Vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuscriptes mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuthen, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermuthung hinzuschreiben. Die Szenen, welche sich sowohl im ersten, als im zweiten Entwurfe vorfanden, habe ich im Wortlaute des letzteren wiedergegeben, mit Ausnahme einer einzigen, welche in der älteren Fassung ungleich markiger und farbiger war. Auch darin frevelte ich schwerlich gegen die Intention des Dichters, der möglichst nachzukommen mir alleinige Richtschnur war. Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag. Neben der nothwendigen Rücksicht auf den Inhalt ließ ich bei Feststellung dieser Reihenfolge nach Möglichkeit noch eine andere, ästhetische Rücksicht walten. Es war mein Bemühen, die beiden Elemente, aus denen „Wozzeck" besteht, das groteske und das tragische, so zu gruppiren, daß nicht das letztere Element durch das erstere in seiner Wirkung beeinträchtigt werde.

Weggelassen ist keine Silbe. Wo sich allzuderbe Ausdrücke blos durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet finden, hat schon der Dichter das Gleiche gethan.

K. E. F.

Lenz.

Ein Novellen-Fragment.

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf

dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen, wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Roth hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten — riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe that; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen, er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend

ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; so weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und Alles so still, grau, dämmernd; es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein, er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen; es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren, er riß sich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er sah Lichter, es wurde ihm leichter, man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, stille Gesichter, es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause. Man saß am Tisch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen. Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt“. — Ich bin ein Freund von .... und bringe Ihnen Grüße von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt“ ... — Lenz. — „Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?“ — Ja, aber belieben Sie,

mich nicht darnach zu beurtheilen. --- Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund; er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus; aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm als müsse er immer „Vater unser“ sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinct trieb ihn, sich zu retten,

er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln; — der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundenes Thal zusammenzogen, das in mannichfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinaufzog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still, wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom, schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Thal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute schweigend und ernst, als wagten sie die

Ruhe ihres Thales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter, bald in Gespräch, bald thätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmuthige Kindergesicht Lenzen's machte ihm große Freude. Aber nur so lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm Alles so traumartig, so zuwider vor, es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen; es war ihm als sei er blind; jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei Alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm, er klammerte sich an alle Gegenstände; Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitirte Stellen aus Shakspeare, er griff nach Allem, was sein Blut sonst hatte

rascher fließen machen, er versuchte Alles, aber kalt, kalt. Er mußte dann hinaus ins Freie — das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit; er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch. Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Testament trat ihm hier so entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen, und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Loose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er thun sollte — dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott: jetzt erst ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien! aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin, die Sonne schnitt Krystalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft, als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die

Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn, er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses Alles beschert; wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ — Ja! — „Gut, nächsten Sonntag“. —

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen, die Kirche lag neben am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drum herum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf= und herabkamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute, es war, als löste sich Alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte. Lenz sprach, er war schüchtern, unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden, gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß, da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es

in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß todt; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei, und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater todt sei, und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch

geistig fühlte und lebte, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbstständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus, wie in Allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde; wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm so kostbar, — und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte.

Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Allen nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete; die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten; in Shakspeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es Einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber Alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum

bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister“ und den „Soldaten“. Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug' und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Thale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr, das goldne Haar hing herab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen, war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppiren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes einzudringen; es darf Einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck, als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeußeren hinein zu

kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er, ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr todt. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles Uebrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber, als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Testament; das Eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emaus: Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte; so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein Anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche

gekonnt und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallt der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. — In der Art sprach Lenz weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen. Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzen's Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehn, und zum Fenster hineinsehn, — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nöthig; wenn er ruhen kann, was könnt' er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit Alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl ist; was will mein Vater? Kann

er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz, er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich Alles nur zurecht mache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht thaten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler in die Ebene ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirg in verschiedenen Richtungen, breite Flächen zogen sich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebene, in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht fast

träumend, es verschmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle, zwischen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf und ab wogte. Manchmal saß er, dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte keinen Weg. Es war finster Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steinthal. Die Thüre war verschlossen, er ging ans Fenster, durch das ein Lichtschimmer fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gesangbuche sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub, sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde und verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Thälern ein Wetterleuchten gesehen habe, auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Tone sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im

Schlafe, wie die Uhr pickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sausen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt, sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube schlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Thales, das sich nach Osten öffnete, rothe Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte, seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn.

Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgiltig, seine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes. Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer; Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, Alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben eine Pflanze, im Zimmer ge-

zogen, das jüngste Kind zwischen den Knieen; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu schaffen. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Thüre halb offen, da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz, und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so centnerschwer auf dem Herzen liegt?“ * — „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts“. —

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht. — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie“, fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah, oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig.... Ganz Kind; es war,

* Friederike Biron, die Pfarrerstochter von Sesenheim, Goethes Geliebte. K. E. F.

als wär' ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß' ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft. als fühlt' ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl". — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Gluth in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so todt! Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber todt! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin, er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack; sie erschrack, man gab ihm, was er ver-

langte. Er wickelte den Sack um sich, wie ein Büßender, und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgiltig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam; er warf sich über die Leiche nieder; der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, diese Züge, dieses stille Gesicht sollten verwesen, er warf sich nieder; er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all' seinen Willen auf einen Punkt; so saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht

speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand, er stand nun am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus!

Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde Theil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: Ach! ach! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte: ach sie ist todt! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig, o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — ich liebte sie, sie war's würdig, — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin versetzte, vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Thränen soviel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu

geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einige Mal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle Figuren auf die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile, die Anderen verlieben sich aus Langeweile,

die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig:

> O Gott! in Deines Lichtes Welle,
> In Deines glüh'nden Mittags Helle,
> Sind meine Augen wund gewacht.
> Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach und, indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ist sehr wichtig, wir wollen es untersuchen, — er huschte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort; er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Thüre klopfte, und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber Niemand gesehen, wolle er es auch Niemand sagen. Oberlin erschrack heftig, doch sagte er nichts, er that, was Lenz begehrte; zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellefoße, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen, dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachirt. Er that, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn zu bleiben, und so blieben sie beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er be-

suchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, sein Begleiter ward ihm endlich lästig, auch mochte er seine Absicht errathen und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig,

nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und that es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten. —

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlin's Zimmer. Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel! — „Woher wissen Sie das?" — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben — Hieroglyphen. — Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen. Siehe die Briefe.*

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlin's und aus der Stille des Thales geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte N i c h t s. Was er that, that er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinct. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrack er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine

* Es scheint des Dichters Absicht gewesen zu sein, Original-Briefe von Lenz der Novelle einzufügen. Man vergleiche hierüber den Brief an seine Eltern, Straßburg, October 1835. K. E. F.

unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte, und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all seine geistige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst, er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehn; die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen, — Alles traumartig, kalt; er amüsirte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl. Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem, entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten Beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief be-

schämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich auf's Schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann gerieth er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb; es war als sei er doppelt, und der eine Theil suche den andern zu retten, und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts, als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: consequent, consequent; wenn Jemand etwas sprach: inconsequent, inconsequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf, er stürzte sich in Oberlin's Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für ihn lebte, und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlin's Worte dann zu sich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlin's, sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht auf dessen Schooß,

am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können. Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Versuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode, — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, ans Nichtsein gränzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin sein Geist sonst auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich, als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr,

wie schwer Alles sei, so schwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Muth zu. Er blieb aber in seiner frühern Lage und blieb den größten Theil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefoße gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnete ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn nicht zurück zu gehen; er versprach's; im Weggehn wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. — „Was denn, mein Lieber?" — Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt. Seitdem ich in dem stillen Thale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht schlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte! Er ging dann kopfschüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd. . . . . .

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals, wo der Wagen bei dem

schlechten Wege in Gefahr gerieth, blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgiltig. In diesem Zustande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheinthale. Sie entfernten sich allmählig vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Krystallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gespinnst. Es wurde finster, jemehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie; die Erde war wie ein goldener Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsterniß verloren. Sie mußten einkehren, da machte er wieder mehrere Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht. Am folgenden Morgen, bei trübem, regnerischem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten; er that Alles wie es die Andern thaten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine nothwendige Last. — —
So lebte er hin. . . . . .

Anmerkung zu „Lenz“.

Das Manuscript des vorliegenden Novellen-Fragments kam noch bei Lebzeiten des Dichters an dessen Braut und wurde von dieser 1838 an Gutzkow zur Veröffentlichung überlassen. Der erste Abdruck erschien 1839 in Gutzkow's „Telegraf“ und war dort von folgender Randglosse des Herausgebers begleitet:

„Diese Probe von Büchner's Genie wird aufs Neue beweisen, was wir mit seinem Tod an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüthes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchdrungen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproduktive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt“.

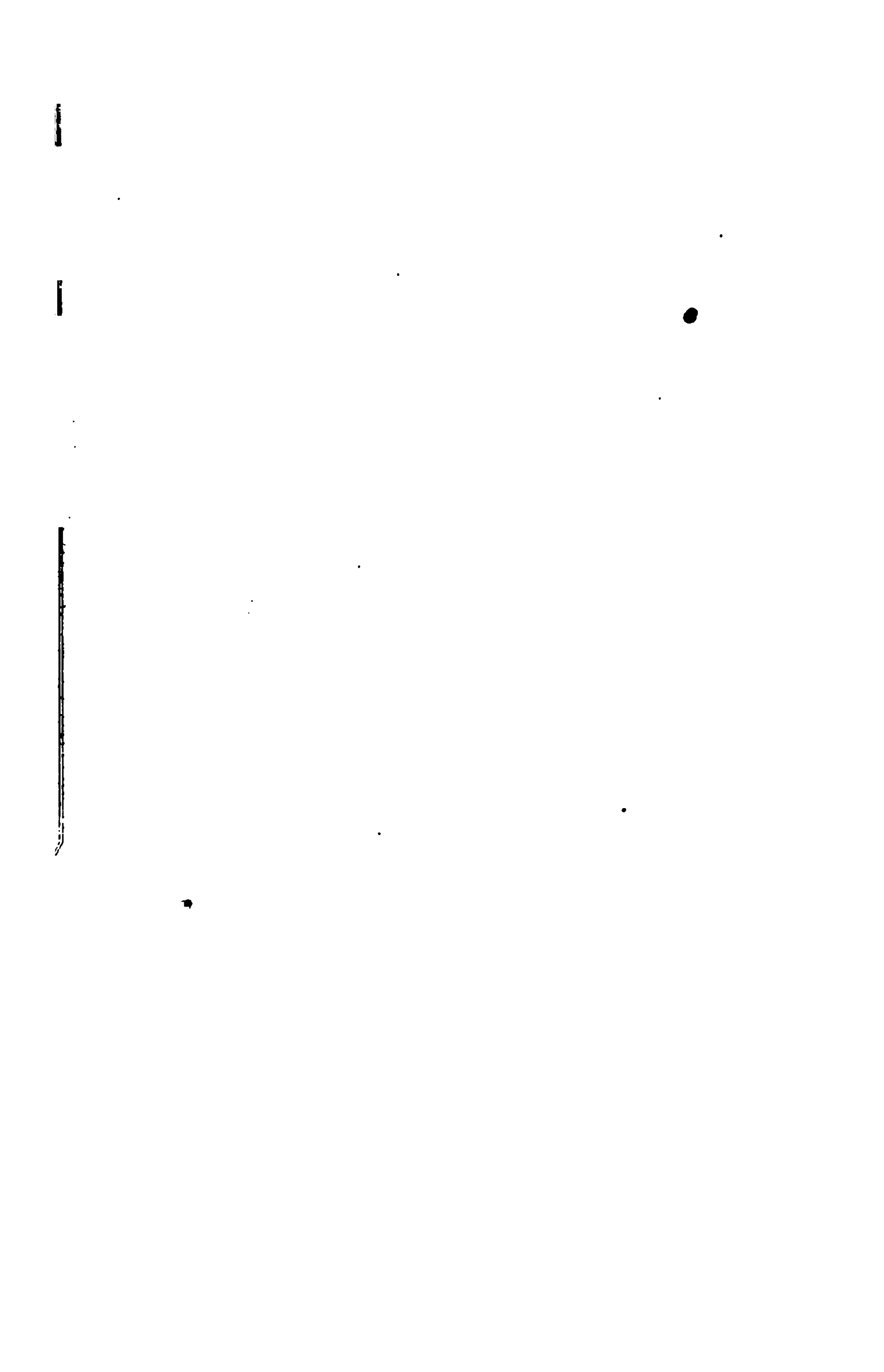
Der zweite Abdruck erschien 1850 in den „Nachgelassenen Schriften“ (S. 199—236) und ist mit dem ersten gleichlautend.

Da es mir nicht gelungen ist, das Original-Manuscript zu erhalten, so mußte ich mich darauf beschränken, den ersten Abdruck wortgetreu zu wiederholen.

K. E. F.

II.

Aus den Uebersetzungen.



Aus

„Maria Tudor“.

Drama von Victor Hugo. Deutsch von Georg Büchner. Frankfurt am Main, 1835. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Zweite Handlung: Die Königin.

Erste Scene.

Die Königin reich gekleidet auf einem Ruhebette. **Fabiano Fabiani** sitzt auf einem Schemel zur Seite, prächtiges Costüm, das Hosenband.

Fabiani (eine Guitarre in der Hand, singt).

Träumst du, o holde Traute,
Sanft unter meinem Aug',
So lispelt Liebeslaute
Mir deiner Lippen Hauch.
Entknosp't aus Prunk und Schleier
Blüht mir dein süßer Leib.
Mir ewig theuer,
Schlaf' süß, hold Weib!

Hör' ich aus deinem Munde:
„Du liebst mich,“ — dann schon hier
Geht auf in sel'ger Stunde
Der Himmel über mir.

Vom heil'gen, ew'gen Feuer
Der Liebe strahlt dein Blick!
Weib, mir so theuer,
Sei stets mein Glück!

Vier Zauberworte heben,
In Klarheit, ungetrübt,
Empor das ganze Leben,
Beneidet und geliebt.
Das ist des Lebens Sonne,
Mein ewig junges Glück:
„Gesang, Traum, Wonne
Und — Liebesblick!“

(Er stellt die Guitarre weg.) Oh! ich liebe Euch mehr, als ich sagen kann, Madame! Aber dieser Simon Renard! dieser Simon Renard! mächtiger hier, als Ihr selbst, ich hasse ihn.

Die Königin. Ihr wißt wohl, daß ich nichts dafür kann, Mylord. Er ist hier der Gesandte des Prinzen von Spanien, meines zukünftigen Gemahls.

Fabiani. Eures zukünftigen Gemahls!

Die Königin. Still, Mylord, sprechen wir nicht mehr davon. Ich liebe Euch, was braucht Ihr mehr? Und dann, es ist jetzt Zeit, daß Ihr geht.

Fabiani. Marie, noch einen Augenblick!

Die Königin. Aber es ist die Stunde, wo der geheime Rath sich versammelt. Bisher war nur das Weib hier, die Königin muß jetzt hereintreten.

Fabiani. Ich will, daß das Weib die Königin vor der Thüre warten läßt.

Die Königin. Ihr wollt! Ihr wollt! Ihr! Seht mich an, Mylord. Du hast einen jungen und reizenden Kopf, Fabiano.

Fabiani. O, Ihr seid schön! Ihr würdet nichts nöthig haben, als Eure Schönheit, um allmächtig zu sein. Auf Eurem Haupte ist etwas, das sagt, daß Ihr die Königin seid; es steht aber noch viel deutlicher auf Eurer Stirn, als auf Eurer Krone.

Die Königin. Ihr schmeichelt.

Fabiani. Ich liebe Dich.

Die Königin. Du liebst mich, nicht wahr? Du liebst nur mich? Sage mir das noch einmal so, mit diesen Augen. Ach! wir armen Weiber, wir wissen niemals genau, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht; wir müssen Euren Augen glauben, und die schönsten, Fabiano, lügen zuweilen am häßlichsten. Aber Deine, Mylord, sind so treu und rein, daß sie nicht lügen können, nicht wahr? Ja, dein Blick ist offen und ehrlich, mein schöner Page. Oh! Himmelsaugen nehmen und damit betrügen, das wäre höllisch, Du hast Deine Augen einem Engel oder dem Teufel gestohlen.

Fabiani. Weder Engel, noch Teufel. Ein Mann, der Euch liebt.

Die Königin. Der die Königin liebt?

Fabiani. Der Marie liebt.

Die Königin. Höre, Fabiano, ich liebe Dich auch. Du bist jung, es gibt viele schöne Weiber, die Dich gar zärtlich ansehen, ich weiß es. Endlich, man wird eine Königin müde, so gut wie eine andere. Unterbrich mich nicht, Ich will, daß Du mir es sagst, wenn Du je ein

anderes Weib lieben solltest. Ich werde Dir vielleicht verzeihen, wenn Du mir es sagst. Unterbrich mich doch nicht. Du weißt nicht, wie weit meine Liebe geht, ich weiß es selbst nicht. Es ist wahr, ich habe Augenblicke, wo ich Dich lieber todt, als mit einer Andern glücklich wissen möchte; aber es kommen mir auch andere, wo ich Dich lieber glücklich sähe. Mein Gott! ich weiß nicht, warum man mich in den Ruf eines schlechten Weibes bringen will.

Fabiani. Ich kann nur mit Dir glücklich sein, Marie. Ich liebe nur Dich.

Die Königin. Gewiß? Sieh' mich an. Gewiß? O! ich bin manchmal eifersüchtig; ich bilde mir ein, — welches Weib hat nicht solche Gedanken? — ich bilde mir manch mal ein, Du täuschest mich. Ich möchte unsichtbar sein und Dir folgen können und immer wissen, was Du thust, was Du sagst und wo Du bist. In den Feenmärchen gibt es einen Ring, der Einen unsichtbar macht; ich würde meine Krone für diesen Ring geben. Ich bilde mir immer ein, Du gingest zu den schönen Mädchen in der Stadt. O! Du solltest mich nicht täuschen, siehst Du!

Fabiani. Aber verbannt doch diese Gedanken, Madame, Ich Euch täuschen, meine gute Königin, meine gute Herrin! Ich müßte der undankbarste und erbärmlichste Mensch sein! Aber ich gab Euch keine Veranlassung, mich für den undankbarsten und erbärmlichsten Menschen zu halten. Aber ich liebe Dich, Marie! aber ich bete Dich an! aber ich könnte ein anderes Weib nicht einmal ansehen! Ich liebe Dich, sage ich Dir; aber siehst Du das nicht in meinen Augen? O, mein Gott! die Wahrheit hat einen Ton, der Dich überzeugen sollte. Sieh', betrachte mich genau, sehe

ich aus wie ein Mensch, der Dich verräth? Wenn ein Mann ein Weib verräth, so sieht man es gleich. Die Weiber täuschen sich gewöhnlich nicht in dergleichen. Und welchen Augenblick wählest Du, mir solche Dinge zu sagen, Marie? Den Augenblick meines Lebens, worin ich Dich vielleicht am meisten liebe. Es ist wahr, es ist mir, als hätte ich Dich nie so geliebt, wie heute. Ich spreche jetzt nicht mit der Königin. Wahrhaftig, ich lache über die Königin. Was kann mir die Königin thun? Sie kann mir den Kopf abschlagen lassen, was macht das? Du, Marie, kannst mir das Herz brechen! Nicht Eure Majestät, nein, Marie, Dich liebe ich. Deine schöne weiße und zarte Hand küsse und bete ich an, nicht Euer Scepter, Madame.

Die Königin. Danke, mein Fabiano. Lebe wohl. — Mein Gott, Mylord, wie jung Ihr seid! Die schönen schwarzen Haare und der reizende Kopf da! — Kommt in einer Stunde wieder.

Fabiano. Was Ihr eine Stunde nennt, heiße ich eine Ewigkeit! (Er geht.)

Aus

„Lucrezia Borgia".

Drama von Victor Hugo. Deutsch von Georg Büchner. Frankfurt am Main, 1835. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Dritte Handlung: Betrunken. — Todt.

Erste Scene.

Jeppo, Maffio, Ascanio, Oloferno, Don Apostolo, Gubetta, Gennaro, Damen, Pagen.

Oloferno (sein Glas in der Hand). Es lebe der Wein von Xeres! Xeres de la Frontera ist eine Stadt des Paradieses.

Maffio (sein Glas in der Hand). Der Wein, den wir trinken, ist mehr werth, als die Geschichten, welche Du uns erzählst, Jeppo.

Ascanio. Jeppo hat die Krankheit, Geschichten zu erzählen, wenn er getrunken hat.

Apostolo. Ein ander Mal war es zu Venedig bei dem hohen Dogen Barbarigo; heute ist es zu Ferrara bei der göttlichen Fürstin Negroni.

Jeppo. Ein ander Mal war es eine schauerliche, heute ist es eine lustige Geschichte.

Maffio. Eine lustige Geschichte, Jeppo! Wie es kam, daß Don Siliceo, ein schöner Cavalier von dreißig Jahren,

der sein Erbtheil im Spiel verloren hatte, die reiche Marquise Calpurnia heirathete, die achtundvierzig Frühlinge zählte. Bei dem Leibe des Bachus, Du findest das lustig.

Gubetta. Das ist traurig und gewöhnlich. Ein ruinirter Mann heirathet eine Ruine von einem Weibe. Das sieht man alle Tage. (Er fängt an zu essen. Von Zeit zu Zeit stehen Einige von der Tafel auf und plaudern auf dem Vordergrunde der Bühne, während das Gelag fortdauert.)

Negroni (zu Maffio, indem sie auf Gennaro deutet). Herr Graf Orsini, Ihr habt da einen Freund, der sehr traurig aussieht.

Maffio. Er ist immer so, Donna. Ihr müßt mir verzeihen, daß ich ihn hierher brachte, obgleich Ihr ihm die Gnade einer Einladung nicht erwiesen hattet. Er ist mein Waffenbruder. Er hat mir das Leben bei dem Sturm von Rimini gerettet. Ich habe bei dem Angriff auf die Brücke von Vicenzia einen Degenstich erhalten, der ihm galt. Wir trennen uns nie: wir leben zusammen. Ein Zigeuner hat uns vorausgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden.

Negroni (lacht). Hat er Euch auch gesagt, ob das am Abend oder am Morgen geschehen würde?

Maffio. Er sagte uns, es würde am Morgen geschehen.

Negroni (lacht stärker). Euer Zigeuner wußte nicht, was er sagte. — Und liebt Ihr den jungen Menschen sehr?

Maffio. So sehr, als ein Mann den andern lieben kann.

Negroni. Nun! Ihr genügt auch einander. Ihr seid glücklich.

Maffio. Die Freundschaft füllt nicht allein das Herz aus, Donna.

Negroni. Mein Gott, was denn?

Maffio. Die Liebe.

Negroni. Ihr habt immer die Liebe auf den Lippen.

Maffio. Und Ihr die Liebe in den Augen.

Negroni. Ihr seid sehr sonderbar!

Maffio. Und Ihr sehr schön! (Er faßt sie um die Hüfte).

Negroni. Herr Graf Orsini, laßt mich!

Maffio. Einen Kuß auf Eure Hand?

Negroni. Nein! (Sie entwischt ihm.)

Gubetta (nähert sich Maffio). Eure Sachen stehen gut bei der Fürstin.

Maffio. Sie sagt immer Nein zu mir.

Gubetta. In dem Munde eines Weibes ist das Nein der ältere Bruder des Ja.

Jeppo (gesellt sich zu ihnen, zu Maffio). Wie findest Du die Fürstin Negroni?

Maffio. Anbetungswürdig. Unter uns, sie fängt an, mir ganz verzweifelt am Herzen zu nagen.

Jeppo. Und ihr Gastmahl?

Maffio. Eine vollständige Orgie.

Jeppo. Die Fürstin ist Wittwe?

Maffio. Man sieht es an ihrer Munterkeit.

Jeppo. Ich hoffe, Du hast keinen Argwohn mehr gegen ihr Gastmahl?

Maffio. Ich! Wie sollt ich? Ich war ein Narr.

Jeppo (zu Gubetta). Herr von Belverana, Ihr würdet nicht glauben, daß Maffio sich scheute, zum Essen der Fürstin zu kommen?

Gubetta. Scheute? Warum?

Jeppo. Weil der Palast Negroni an den Palast Borgia stößt.

Gubetta. Zum Teufel mit der Borgia! — Trinken wir!

Jeppo (leise zu Maffio). Was mir an dem Belverana gefällt, ist, daß er die Borgia nicht leiden kann.

Maffio (leise). In der That, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ohne sie mit einer ganz besondern Grazie zum Teufel zu schicken. Dennoch, mein lieber Jeppo . . .

Jeppo. Nun!

Maffio. Ich beobachte seit dem Anfang des Gastmahls diesen sogenannten Spanier. Er hat bis jetzt nichts als Wasser getrunken.

Jeppo. Da kommt ja Dein Verdacht wieder, mein guter Freund Maffio! Der Wein macht Dich sonderbar monoton.

Maffio. Vielleicht hast Du recht. Ich bin ein Narr.

Gubetta (kommt zurück und betrachtet Maffio von Kopf bis zu Füßen). Wißt Ihr auch, Herr Maffio, daß Ihr für ein Leben von neunzig Jahren gebaut seid und daß Ihr meinem Großvater gleicht, der dieß Alter erlebte und, wie ich, Gil — Basilio — Ferman — Frenco — Felipe — Frasco Fiasquito Graf von Belverana hieß?

Jeppo (leise zu Maffio). Ich hoffe, Du zweifelst jetzt nicht mehr an seiner spanischen Race. Er hat wenigstens zwanzig Taufnamen. — Welche Litanei, Herr Belverana!

Gubetta. Ach unsre Eltern sind gewöhnt, uns mehr Namen bei der Taufe, als Thaler bei der Hochzeit zu geben. Aber was haben sie denn da unten zu lachen? (bei Seite.) Die

Weiber müssen doch einen Vorwand zum Weggehen haben. Was thun? (Er geht zurück und setzt sich an die Tafel.)

Oloferno (trinkt) Bei'm Hercules, meine Herrn, ich habe nie einen herrlichern Abend verlebt! Meine Damen, versucht diesen Wein. Er ist süßer, als Lacrimae Christi, und glühender, als der Wein von Cypern. Das ist Syrakusaner, meine Herren!

Gubetta (ißt). Oloferno ist betrunken, wie es scheint.

Oloferno. Meine Damen, ich muß Euch einige Verse hersagen, die ich eben gemacht habe. Ich möchte ein besserer Dichter sein, als ich bin, um so bewundernswürdige Frauen zu feiern.

Gubetta. Und ich möchte reicher sein, als ich bin, um meinen Freunden solche Weiber zu geben.

Oloferno. Nichts ist süßer, als eine schöne Dame und ein gutes Essen zu besingen.

Gubetta. Als, die Eine zu umarmen und das Andere zu essen.

Oloferno. Ja, ich möchte Dichter sein. Ich möchte mich in den Himmel stürzen können. Ich wollte, ich hätte zwei Flügel . . . .

Gubetta. Von einem Fasan auf meinem Teller.

Oloferno. Ich will Euch aber doch mein Sonett hersagen.

Gubetta. Bei'm Teufel, Herr Marquis Oloferno Vitellozzo! Ich erlaube Euch, uns Euer Sonett nicht herzusagen. Wir wollen trinken!

Oloferno. Ihr erlaubt mir, mein Sonett nicht herzusagen?

Gubetta. Wie ich den Hunden erlaube, mich nicht zu

beißen, dem Pabst, mich nicht zu segnen, und den Vorübergehenden, mir keine Steine in die Rippen zu werfen.

Oloferno. Teufel! Ihr beleidigt mich! Ihr Männlein von einem Spanier.

Gubetta. Ich beleidige Euch nicht, großer Coloß von einem Italiener. Ich entziehe Eurem Sonett meine Aufmerksamkeit; nichts weiter. Mein Gaumen dürstet mehr nach Cypernwein, als meine Ohren nach Poesie.

Oloferno. Ich will Euch Eure Ohren an die Fersen nageln, mein schäbiger Herr Castilier!

Gubetta. Ihr seid ein abgeschmackter Schlingel! Pfui! Sah man jemals so einen Tölpel? Sich mit Syracusaner zu berauschen und auszusehen, als hätte man sich an Bier besoffen!

Oloferno. Wißt Ihr auch, daß ich Euch in vier Stücke hauen werde, bei'm Teufel!

Gubetta (während er einen Fasan zerlegt). Das sage ich nicht von Euch, ich zerlege nicht so gemeines Geflügel. — Meine Damen, darf ich Euch von diesem Fasan anbieten?

Oloferno (wirft sich auf ein Messer). Bei Gott, ich will dem Buben die Gedärme herausreißen, und wäre er ein besserer Edelmann, als der Kaiser!

Die Damen (erheben sich). Himmel! sie werden sich schlagen!

Die Männer: Ruhig, Oloferno! (Sie entwaffnen Oloferno, der sich auf Gubetta werfen will, unterdessen entfernen sich die Damen durch die Seitenthüre).

Oloferno (sich wehrend). Bei'm Teufel!

Gubetta. Ihr reimt so reichlich auf Teufel, mein lieber

Maffio. Er hat seinen Wein über die Schulter geschüttet.

Jeppo. Er ist betrunken, wie Du.

Maffio. Das ist möglich.

Gubetta. Ein Trinklied, meine Herren! Ich will Euch ein Trinklied singen, was so viel werth ist, als das Sonett des Marquis Oloferno. Bei dem guten alten Schädel meines Vaters schwöre ich, daß ich das Lied nicht gemacht habe, sintemal ich kein Dichter bin und nicht Geist genug habe, um sich zwei Reime am Ende eines Gedankens schnäbeln zu lassen. Da ist mein Lied. Es ist an den heiligen Peter, den Pförtner des Paradieses, gerichtet und hat den feinen Gedanken zu Grunde liegen, daß der Himmel des lieben Herrgott dem Trinker gehört.

Jeppo (leise zu Maffio). Er ist mehr als betrunken, er ist besoffen.

Alle (Gennaro ausgenommen). Das Lied! das Lied!

Kommt ein Trinker hinaufgestiegen,
Laßt ihn nicht vor der Thüre liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schaar: domino!

Alle (Gennaro ausgenommen). Gloria domino! (Sie stoßen mit den Gläsern an, indem sie laut lachen; plötzlich hört man Stimmen in der Ferne in schauerlichen Tönen singend).

Stimmen von Außen. Sanctum et terribile nomen ejus. Initium sapientiae timor domini.

Jeppo (lacht aus vollem Halse). Hört meine Herren! Corpo di bacco! während wir Trinklieder singen, singt das Echo die Vesper.

Alle. Hört!

Stimmen von Außen (etwas mehr in der Nähe.) Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilat qui custodit eam. (Alle brechen in Lachen aus.)

Jeppo. Ganz reiner Kirchengesang.

Maffio. Eine Prozession, die vorübergeht.

Gennaro. Um Mitternacht! das ist etwas spät.

Jeppo. Bah! fahrt fort, Herr v. Belverana.

Stimmen von Außen (indem sie näher und näher kommen.) Oculos habent, et non videbunt. Nares habent, et non odorabunt. Aures habent, et non audient. (Alle lachen stärker.)

Jeppo. Wie die Mönche plärren!

Maffio. Sieh' doch, Gennaro, die Lampen erlöschen. Wir werden gleich im Finstern sitzen. (Die Lampen brennen düster, als wenn sie kein Oel mehr hätten.)

Stimmen von Außen (noch näher.) Manus habent, et non palpabunt; pedes habent, et non ambulabunt; non clamabunt in gutture suo.

Gennaro. Die Stimmen scheinen sich zu nähern.

Jeppo. Es ist mir, als ob die Prozession in diesem Augenblick unter unsern Fenstern wäre.

Maffio. Es sind Todtengebete.

Ascanio. Das ist ein Leichenbegängniß.

Jeppo. Trinken wir auf die Gesundheit dessen, den sie begraben.

Gubetta. Wißt Ihr denn, ob es nicht mehrere sind?

Jeppo. Nun denn, auf die Gesundheit von Allen!

Apostolo (zu Gubetta.) Bravo! fahren wir fort mit unserm Gebet zum heiligen Peter.

Gubetta. Sprecht doch höflicher. Man sagt zu dem

Herrn: Sanct Peter, sehr ehrbarem Thürsteher und wohlbestalltem Kerkermeister des Paradieses. (Er singt.)

Kommt ein Trinker heraufgestiegen,
Laß ihn nicht vor der Thüre liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schaar: domino!

Alle. Gloria domino!

Sperr' auf das Thor, so weit du kannst,
Dem Trinker mit dem dicken Wanst,
Daß man im Himmel schwören sollt',
Es käm' ein Faß hereingerollt.

Alle. (stoßen unter Gelächter mit den Gläsern an.) Gloria domino! (Die große Thüre im Hintergrund öffnet sich ohne Geräusch in ihrer ganzen Breite. Man erblickt einen weiten, schwarz ausgeschlagenen, durch einige Fackeln erleuchteten Saal mit einem großen silbernen Kreuz im Hintergrund. Schwarze und weiße Büßende, von denen man nichts als die Augen durch die Löcher ihrer Capuzen sieht, treten in einer langen Reihe, Fackeln in den Händen, durch die große Thüre ein, während sie laut und in unheimlichem Ton singen: „De profundis clamavi ad te, domine!" — dann stellen sie sich schweigend zu beiden Seiten des Saales auf und bleiben daselbst unbeweglich, wie Statuen, stehen, während die jungen Edelleute sie erstaunt betrachten.)

Maffio. Was soll das heißen?

Jeppo (mit gezwungenem Lachen.) Das ist ein Scherz; ich wette mein Pferd gegen ein Ferkel und meinen Namen Liveretto gegen den Namen Borgia, daß dies unsre allerliebsten Damen sind, die sich verkleidet haben, um uns auf die Probe zu stellen, und daß, wenn wir zufällig eine von diesen Capuzen aufschlagen, wir darunter das frische und boshafte Gesicht eines schönen Weibes finden werden. Seht nur!

(Er hebt lachend eine der Capuzen auf und bleibt wie versteinert stehen, indem er darunter das gelbe Gesicht eines Mönches erblickt, der unbeweglich, die Fackel in der Hand, mit niedergeschlagenen Augen stehen bleibt. Er läßt die Capuze fallen und fährt zurück.) Das fängt an, seltsam zu werden!

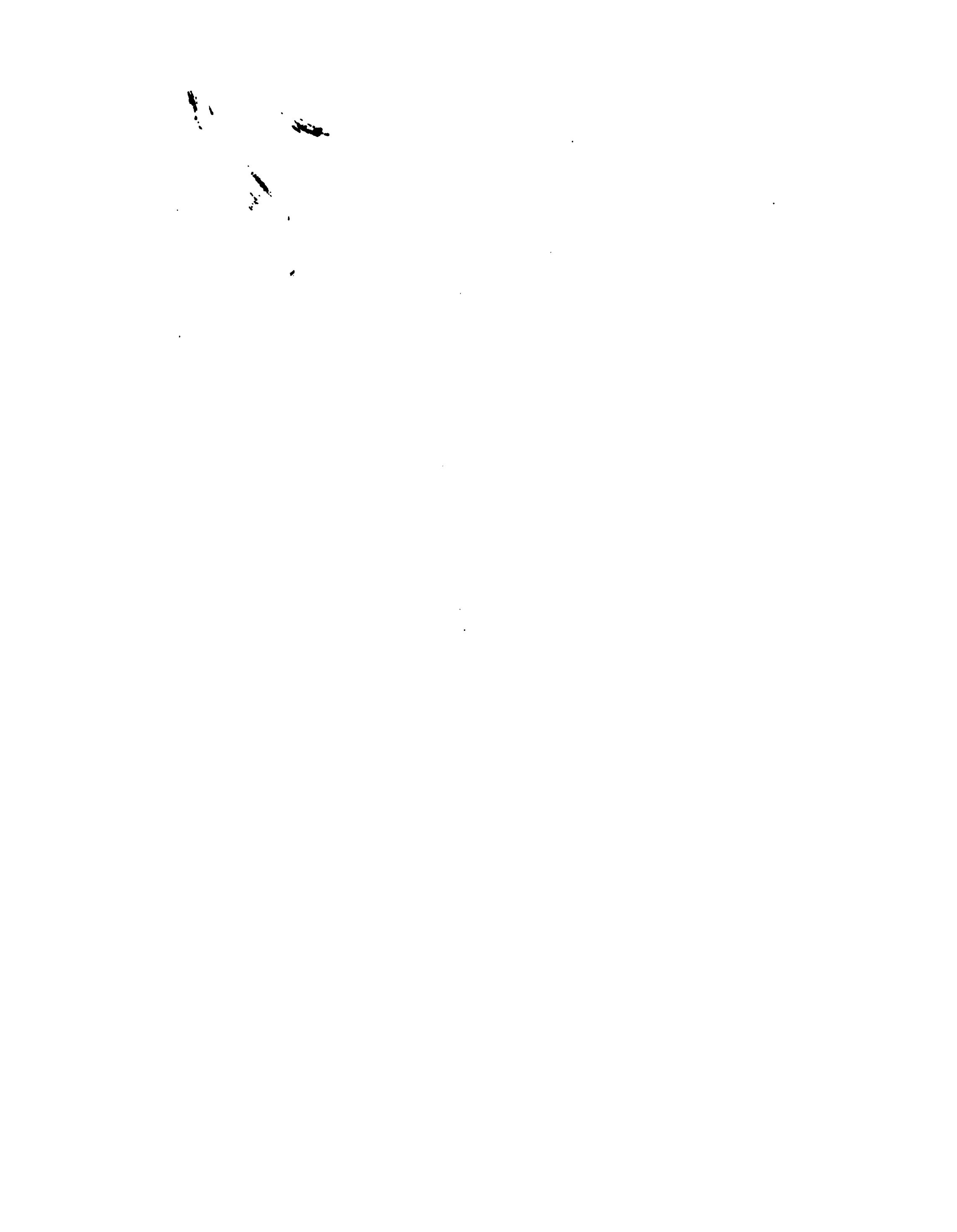
Maffio. Ich weiß nicht, warum mir das Blut in den Adern stockt. (Die Mönche singen mit heller Stimme: Conquassabit capita in terra multorum!)

Jeppo. Welch' abscheuliche Falle! Unsre Degen! unsre Degen! Ha, meine Herren, wir sind bei dem Teufel!

Lucretia (schwarz gekleidet, erscheint plötzlich auf der Schwelle der Thüre.) Ihr seid bei mir!

III.

Vermischte Schriften.



Der Hessische Landbote.



Der Hessische Landbote.

Erste Botschaft.

Darmstadt, im Juli 1834.

Vorbericht.

Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt; ja sogar der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meineidige Richter vielleicht gestraft. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, Folgendes zu beobachten:

1. Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vor der Polizei verwahren;
2. sie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
3. denen, welchen sie nicht trauen, wie sich selbst, dürfen sie es nur heimlich hinlegen;
4. würde das Blatt dennoch bei einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gestehen, daß er es eben dem Kreisrath habe bringen wollen;
5. wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!

Im Jahre 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am fünften Tage und die Fürsten und Vor=

nehmen am sechsten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit dem Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogthum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1. Direkte Steuern . .	2,128,131	fl.
2. Indirekte Steuern .	2,478,264	„
3. Domänen	1,547,394	„
4. Regalien	46,938	„
5. Geldstrafen	98,511	„
6. Verschiedene Quellen .	64,198	„
	6,363,363	fl.

Dieses Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nöthig, die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für ein gewaltiges Ding, der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Lande,

und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen. — Seht nun, was man in dem Großherzogthum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d. h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.

Wer sind denn die, welche diese Ordnung gemacht haben, und die wachen, diese Ordnung zu erhalten? Das ist die Großherzogliche Regierung. Die Regierung wird gebildet von dem Großherzog und seinen obersten Beamten, die anderen Beamten sind Männer, die von der Regierung berufen werden, um jene Ordnung in Kraft zu erhalten. Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräthe und Regierungsräthe, Landräthe und Kreisräthe, Geistliche Räthe und Schulräthe, Finanzräthe und Forsträthe u. s. w. mit allem ihrem Heer von Sekretären u. s. w. Das Volk ist ihre Heerde, sie sind seine Hirten, Melker und Schinder; sie haben die Häute der Bauern an, der Raub der Armen ist in ihrem Hause; die Thränen der Wittwen und Waisen sind das Schmalz auf ihren Gesichtern; sie herrschen frei und ermahnen das Volk zur Knechtschaft. Ihnen gebt ihr 6,000,000 fl. Abgaben; sie haben dafür die Mühe, euch zu regieren; d. h. sich von euch füttern zu lassen und euch euere Menschen- und Bürgerrechte zu rauben. Sehet, was die Ernte eueres Schweißes ist!

Für das Ministerium des Innern und der Gerechtigkeitspflege werden bezahlt 1,110,607 Gulden. Dafür habt ihr einen Wust von Gesetzen, zusammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhunderte, meist geschrieben in einer fremden Sprache. Der Unsinn aller vorigen Geschlechter hat sich darin auf euch vererbt, der Druck, unter dem sie erlagen, sich auf euch fortgewälzt. Das Gesetz ist das Eigenthum einer unbedeutenden Klasse von Vornehmen und Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Machwerk die Herrschaft zuspricht. Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde; sie spricht nach Gesetzen, die ihr nicht versteht, nach Grundsätzen, von denen ihr nichts wißt, Urtheile, von denen ihr nichts begreift. Unbestechlich ist sie, weil sie sich gerade theuer genug bezahlen läßt, um keine Bestechung zu brauchen. Aber die meisten ihrer Diener sind der Regierung mit Haut und Haar verkauft. Ihre Ruhestühle stehen auf einem Geldhaufen von 461,373 Gulden (so viel betragen die Ausgaben für die Gerichtshöfe und die Kriminalkosten). Die Fräcke, Stöcke und Säbel ihrer unverletzlichen Diener sind mit dem Silber von 197,502 Gulden beschlagen (so viel kostet die Polizei überhaupt, die Gensdarmerie u. s. w.) Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten. Jeden Schritt zu ihr müßt ihr mit Silber pflastern, und mit Armuth und Erniedrigung erkauft ihr ihre Sprüche. Denkt an das Stempelpapier, denkt an euer Bücken in den Amtsstuben und euer Wachestehen vor denselben. Denkt an die Sporteln für Schreiber und Gerichtsdiener. Ihr dürft euern Nachbar verklagen, der euch eine Kartoffel stiehlt; aber klagt einmal über den Diebstahl,

der von Staatswegen unter dem Namen von Abgaben und Steuern jeden Tag an euerem Eigenthum begangen wird, damit eine Legion unnützer Beamten sich von euerem Schweiße mästen! klagt einmal, daß ihr der Willkühr einiger Fettwänste überlassen seid, und daß diese Willkühr Gesetz heißt, klagt, daß ihr die Ackergäule des Staates seid, klagt über euere verlorenen Menschenrechte: Wo sind die Gerichtshöfe, die eure Klage annehmen, wo die Richter, die rechtsprechen? — Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenberg schleppte, werden euch Antwort geben.

Und will endlich ein Richter oder ein andrer Beamter von den Wenigen, welchen das Recht und das gemeine Wohl lieber ist, als ihr Bauch und der Mammon, ein Volksrath und kein Volksschinder sein, so wird er von den obersten Räthen des Fürsten selber geschunden.

Für das Ministerium der Finanzen 1,551,502 Fl.

Damit werden die Finanzräthe, Obereinnehmer, Steuerboten, die Untererheber besoldet. Dafür wird der Ertrag euerer Aecker berechnet und eure Köpfe gezählt, der Boden unter euren Füßen, der Bissen zwischen euren Zähnen ist besteuert. Dafür sitzen die Herrn in Fräcken beisammen, und das Volk steht nackt und gebückt vor ihnen, sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern und rechnen aus, wie viel es noch tragen kann, und wenn sie barmherzig sind, so geschieht es nur, wie man ein Vieh schont, das man nicht so sehr angreifen will.

Für das Militär wird bezahlt 914,820 Gulden.

Dafür kriegen eure Söhne einen bunten Rock auf den Leib, ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen und erzählen, wie

die Herrn vom Hof und die ungerathenen Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen, und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen mit Trommeln und Trompeten. Für jene 900,000 Gulden müssen eure Söhne den Tyrannen schwören und Wache halten an ihren Pallästen. Mit ihren Trommeln übertäuben sie eure Seufzer, mit ihren Kolben zerschmettern sie euch den Schädel, wenn ihr zu denken wagt, daß ihr freie Menschen seid. Sie sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schützen, denkt an Södel! Eure Brüder, eure Kinder waren dort Brüder= und Vatermörder.

Für die Pensionen 480,000 Gulden.

Dafür werden die Beamten auf's Polster gelegt, wenn sie eine gewisse Zeit dem Staate treu gedient haben, d. h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei gewesen, die man Ordnung und Gesetz heißt.

Für das Staatsministerium und den Staatsrath 174,600 Gulden.

Die größten Schurken stehen wohl jetzt allerwärts in Deutschland den Fürsten am nächsten, wenigstens im Großherzogthum. Kommt ja ein ehrlicher Mann in einen Staatsrath, so wird er ausgestoßen. Könnte aber auch ein ehrlicher Mann jetzo Minister sein oder bleiben, so wäre er, wie die Sachen stehen in Deutschland, nur eine Drathpuppe, an der die fürstliche Puppe zieht, und an dem fürstlichen Popanz zieht wieder ein Kammerdiener oder ein Kutscher oder seine Frau und ein Günstling oder sein Halbbruder — oder alle zusammen.

In Deutschland stehet es jetzt wie der Prophet Micha schreibt, Cap. 7, V. 3 und 4: „die Gewaltigen rathen nach

ihrem Muthwillen, Schaden zu thun, und drehen es, wie sie es wollen. Der Beste ist unter ihnen wie ein Dorn, und der Redlichste wie eine Hecke." Ihr müßt die Dörner und Hecken theuer bezahlen; denn ihr müßt ferner für das großherzogliche Haus und den Hofstaat 827,772 Gulden bezahlen. Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, sind nur Diener. Sie thun nichts in ihrem Namen, unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet Ludwig von Gottes Gnaden, und sie sprechen in Ehrfurcht: „im Namen des Großherzogs". Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Geräth versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Im Namen des Großherzogs sagen sie, und der Mensch den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain, königliche Hoheit. Aber tretet zu dem Menschenkinde und blickt durch seinen Fürstenmantel. Es ißt, wenn es hungert, und schläft, wenn sein Auge dunkel wird. Sehet: es kroch so nackt und weich in die Welt, wie ihr und wird so hart und steif hinausgetragen, wie ihr, und doch hat es seinen Fuß auf eurem Nacken, hat 700,000 Menschen an seinem Pflug, hat Minister, die verantwortlich sind für das, was es thut, hat Gewalt über euer Eigenthum durch die Steuern, die es ausschreibt, über euer Leben durch die Gesetze, die es macht, es hat adlige Herrn und Damen um sich, die man Hofstaat heißt, und seine göttliche Gewalt vererbt sich auf seine Kinder mit Weibern, welche aus ebenso übermenschlichen Geschlechtern sind. — Wehe über Euch Götzendiener! Ihr seid wie die Heiden, die das Krokodill anbeten, von dem sie zerrissen werden. Ihr setzt ihm eine Krone auf, aber es ist eine Dornenkrone, die ihr euch selbst in den Kopf drückt; ihr

gebt ihm ein Scepter in die Hand, aber es ist eine Ruthe, womit ihr gezüchtigt werdet; ihr setzt ihn auf eueren Thron, aber es ist ein Marterstuhl für euch und eure Kinder. Der Fürst ist der Kopf des Blutegels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne, und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herrn, denen er die hohen Stellen vertheilt, sind Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt. Das L. das unter seinen Verordnungen steht, ist das Malzeichen des Thieres, das die Götzendiener unserer Zeit anbeten. Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herrn und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen — mit Orden und Bändern decken sie ihre Geschwüre, und mit kostbaren Gewändern bekleiden sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volks sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volks ihre Lakaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmstadt und seht, wie die Herrn sich für euer Geld dort lustig machen, und erzählt dann euern hungernden Weibern und Kindern, daß ihr Brod an fremden Bäuchen herrlich angeschlagen sei, erzählt ihnen von den schönen Kleidern, die in ihrem Schweiß gefärbt, und von den zierlichen Bändern, die aus den Schwielen ihrer Hände geschnitten sind, erzählt von den stattlichen Häusern, die aus den Knochen des Volks gebaut sind; und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren steinigten Aeckern, damit eure Kinder auch einmal hingehen können, wenn ein Erbprinz mit einer Erbprinzessin für einen anderen Erbprinzen Rath schaffen will, und durch die geöffneten Glasthüren das Tischtuch sehen, woran die Herrn speisen, und die Lampen riechen, aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminirt. Das alles

duldet ihr, weil euch Schurken sagen: „diese Regierung sei von Gott.“ Diese Regierung ist nicht von Gott, sondern vom Vater der Lügen. Diese deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen. Aus Verrath und Meineid, und nicht aus der Wahl des Volkes ist die Gewalt der deutschen Fürsten hervorgegangen und darum ist ihr Wesen und Thun von Gott verflucht; ihre Weisheit ist Trug, ihre Gerechtigkeit ist Schinderei. Sie zertreten das Land und zerschlagen die Person des Elenden. Ihr lästert Gott, wenn ihr einen dieser Fürsten einen Gesalbten des Herrn nennt, das heißt: Gott habe die Teufel gesalbt und zu Fürsten über die deutsche Erde gesetzt. Deutschland, unser liebes Vaterland, haben diese Fürsten zerrissen, den Kaiser, den unsere freien Voreltern wählten, haben diese Fürsten verrathen, und nun fordern diese Verräther und Menschenquäler Treue von euch! Doch das Reich der Finsterniß neiget sich zum Ende. Ueber ein Kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer von Volke gewählten Obrigkeit wieder auferstehen. Die heilige Schrift sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Was ist aber dieser Fürsten. — der Verräther? — Das Theil von Judas!

Für die Landstände 16,000 Gulden.

Im Jahre 1789 war das Volk in Frankreich müde, länger die Schindmähre seines Königs zu sein. Es erhob sich und berief Männer, denen es vertraute, und die Männer traten zusammen und sagten, ein König sei ein Mensch wie ein anderer auch, er sei nur der erste Diener im Staat, er

müsse sich vor dem Volk verantworten, und wenn er sein Amt schlecht verwalte, könne er zur Strafe gezogen werden. Dann erklärten sie die Rechte des Menschen: „Keiner erbt vor dem Andern mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigenthum ein Recht vor dem Andern. Die höchste Gewalt ist in dem Willen Aller oder der Mehrzahl. Dieser Wille ist das Gesetz, er thut sich kund durch die Landstände oder die Vertreter des Volks, sie werden von Allen gewählt, und jeder kann gewählt werden; diese Gewählten sprechen den Willen ihrer Wähler aus, und so entspricht der Wille der Mehrzahl unter ihnen dem Willen der Mehrzahl unter dem Volke; der König hat nur für die Ausübung der von ihnen erlassenen Gesetze zu sorgen.“ Der König schwur, dieser Verfassung treu zu sein, er wurde aber meineidig an dem Volke und das Volk richtete ihn, wie es einem Verräther geziemt, dann schafften die Franzosen die erbliche Königswürde ab und wählten frei eine neue Obrigkeit, wozu jedes Volk nach der Vernunft und der heiligen Schrift das Recht hat. Die Männer, die über die Vollziehung der Gesetze wachen sollten, wurden von der Versammlung der Volksvertreter ernannt, sie bildeten die neue Obrigkeit. So waren Regierung und Gesetzgeber vom Volk gewählt und Frankreich war ein Freistaat.

Die übrigen Könige aber entsetzten sich vor der Gewalt des französischen Volkes, sie dachten, sie könnten alle über der ersten Königsleiche den Hals brechen, und ihre mißhandelten Unterthanen möchten bei dem Freiheitsrufe der Franken erwachen. Mit gewaltigem Kriegsgeräth und reisigem Zeug stürzten sie von allen Seiten auf Frankreich, und ein großer Theil der Adeligen und Vornehmen im Lande

stand auf und schlug sich zu dem Feinde. Da ergrimmte das Volk und erhob sich in seiner Kraft. Es erdrückte die Verräther und zerschmetterte die Söldner der Könige. Die junge Freiheit wuchs im Blut der Tyrannen, und vor ihrer Stimme bebten die Throne und jauchzten die Völker. Aber die Franzosen verkauften selbst ihre junge Freiheit für den Ruhm, den ihnen Napoleon darbot und erhoben ihn auf den Kaiserthron. — Da ließ der Allmächtige das Heer des Kaisers in Rußland erfrieren und züchtigte Frankreich durch die Knute der Kosaken und gab den Franzosen die dickwanstigen Bourbonen wieder zu Königen, damit Frankreich sich bekehre vom Götzendienst der erblichen Königsherrschaft und dem Gotte diene, der die Menschen frei und gleich geschaffen. Aber als die Zeit seiner Strafe verflossen war, und tapfere Männer im Julius 1830 den meineidigen König Karl den Zehnten aus dem Lande jagten, da wendete dennoch das befreite Frankreich sich abermals zur halberblichen Königsherrschaft und band sich in dem Heuchler Louis Philipp eine neue Zuchtruthe auf. In Deutschland und ganz Europa aber war große Freude, als der zehnte Karl vom Thron gestürzt ward, und die unterdrückten deutschen Länder richteten sich zum Kampfe für die Freiheit. Da rathschlagten die Fürsten, wie sie dem Grimm des Volkes entgehen sollten und die listigen unter ihnen sagten: Laßt uns einen Theil unserer Gewalt abgeben, daß wir das Uebrige behalten. Und sie traten vor das Volk und sprachen: Wir wollen euch die Freiheit schenken, um die ihr kämpfen wollt. — Und zitternd vor Furcht warfen sie einige Brocken hin und sprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte sich zur Ruhe. — Und so ward Deutschland betrogen wie Frankreich.

Denn was sind diese Verfassungen in Deutschland? Nichts als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben. Was sind unsere Landtage? Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann. Was sind unsere Wahlgesetze? Nichts als Verletzungen der Bürger- und Menschenrechte der meisten Deutschen. Denkt an das Wahlgesetz im Großherzogthum, wornach keiner gewählt werden kann, der nicht hoch begütert ist, wie rechtschaffen und gutgesinnt er auch sei, wohl aber der Grolmann, der euch um die zwei Millionen bestehlen wollte. Denkt an die Verfassung des Großherzogthums. — Nach den Artikeln derselben ist der Großherzog unverletzlich, heilig und unverantwortlich. Seine Würde ist erblich in seiner Familie, er hat das Recht Krieg zu führen und ausschließliche Verfügung über das Militär. Er beruft die Landstände, vertagt sie oder löst sie auf. Die Stände dürfen keinen Gesetzesvorschlag machen, sondern sie müssen um das Gesetz bitten und dem Gutdünken des Fürsten bleibt es unbedingt überlassen, es zu geben oder zu verweigern. Er bleibt im Besitze einer fast unumschrgnkten Gewalt, nur darf er keine neuen Gesetze machen und keine neuen Steuern ausschreiben ohne Zustimmung der Stände. Aber theils kehrt er sich nicht an diese Zustimmung, theils genügen ihm die alten Gesetze, die das Werk der Fürstengewalt sind, und er bedarf darum keiner neuen Gesetze. Eine solche Verfassung ist ein elend jämmerlich Ding. Was ist von Ständen zu erwarten, die an eine solche Verfassung gebunden sind? Wenn unter den Gewählten auch keine Volksverräther und

feige Memmen wären, wenn sie aus lauter entschlossenen Volksfreunden beständen?! Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu vertheidigen vermögen! — Der einzige Widerstand, den sie zu leisten vermochten, war die Verweigerung der zwei Millionen Gulden, die sich der Großherzog von dem überschuldeten Volke wollte schenken lassen zur Bezahlung seiner Schulden. Hätten aber auch die Landstände des Großherzogthums genügende Rechte, und hätte das Großherzogthum, aber nur das Großherzogthum allein, eine wahrhafte Verfassung, so würde die Herrlichkeit doch bald zu Ende sein. Die Raubgeier in Wien und Berlin würden ihre Henkerskrallen ausstrecken, und die kleine Freiheit mit Rumpf und Stumpf ausrotten. Das ganze deutsche Volk muß sich die Freiheit erringen. Und diese Zeit, geliebte Mitbürger, ist nicht ferne. Der Herr hat das schöne deutsche Land, das viele Jahrhunderte das herrlichste Reich der Erde war, in die Hände der Fremden und einheimischen Schinder gegeben, weil das Herz des deutschen Volkes von der Freiheit und Gleichheit seiner Voreltern und von der Furcht des Herrn abgefallen war, weil ihr dem Götzendienste der vielen Herrlein, Kleinherzoge und Däumlings-Könige euch ergeben hattet!

Der Herr, der den Stecken des fremden Treibers Napoleon zerbrochen hat, wird auch die Götzenbilder unserer einheimischen Tyrannen zerbrechen durch die Hände des Volkes. Wohl glänzen diese Götzenbilder von Gold und Edelsteinen, von Orden und Ehrenzeichen, aber in ihrem Innern stirbt der Wurm nicht, und ihre Füße sind von Lehm. — Gott wird euch Kraft geben, ihre Füße zu zerschmeißen, sobald ihr Euch bekehrt von dem Irrthum eures

Wandels und die Wahrheit erkennet: „daß nur ein Gott ist, und keine Götter neben ihm, die sich Hoheiten und Allerhöchste, heilig und unverantwortlich nennen lassen, daß Gott alle Menschen frei und gleich in ihren Rechten schuf, und daß keine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet ist, als die, welche auf das Vertrauen des Volkes sich gründet und vom Volke ausdrücklich oder stillschweigend erwählt ist; daß dagegen die Obrigkeit die Gewalt, aber kein Recht über ein Volk hat — nur also von Gott ist, wie der Teufel auch von Gott ist, und daß der Gehorsam gegen eine solche Teufelsobrigkeit nur so lange gilt, bis ihre Teufelsgewalt gebrochen werden kann; — daß der Gott, der ein Volk durch Eine Sprache zu einem Leibe vereinigte, die Gewaltigen, die es zerfleischen und vertheilen oder gar in dreißig Stücke zerreißen, als Volksmörder und Tyrannen hier zeitlich und dort ewiglich strafen wird, denn die Schrift sagt: Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen; und daß der Allmächtige, der aus der Einöde ein Paradies umschaffen kann, auch ein Land des Jammers und des Elends wieder in ein Paradies umschaffen kann, wie unser theuerwerthes Deutschland war, bis seine Fürsten es zerfleischten und schunden."

Weil das deutsche Reich morsch und faul war, und die Deutschen von Gott und von der Freiheit abgefallen waren, hat Gott das Reich zu Trümmern gehen lassen, um es zu einem Freistaat zu verjüngen.

Er hat eine Zeitlang „den Satansengeln Gewalt gegeben, daß sie Deutschland mit Fäusten schlügen, er hat den Gewaltigen und Fürsten, die in der Finsterniß herrschen, den bösen Geistern unter dem Himmel (Ephes. 6.) Gewalt gegeben, daß sie Bürger und Bauern peinigten und ihr Blut

aussaugten und ihren Muthwillen trieben mit Allen, die Recht und Freiheit mehr lieben als Unrecht und Knechtschaft." — Aber ihr Maß ist voll!

Sehet an das von Gott gezeichnete Scheusal, den König Ludwig von Baiern, den Gotteslästerer, der redliche Männer vor seinem Bilde niederzuknien zwingt, und die, welche die Wahrheit bezeugen, durch meineidige Richter zum Kerker verurtheilen läßt; das Schwein, das sich in allen Lasterpfützen von Italien wälzte, den Wolf, der sich für seinen Baals-Hofstaat für immer jährlich fünf Millionen durch meineidige Landstände verwilligen läßt, und fragt dann: „Ist das eine Obrigkeit von Gott zum Segen verordnet?"

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus;
Du raubst, du schindest, kerkerst ein,
Du nicht von Gott, Tyrann!

Ich sage euch: Sein und seiner Mitfürsten Maaß ist voll. Gott, der Deutschland um seiner Sünden willen geschlagen hat durch diese Fürsten, wird es wieder heilen. „Er wird die Hecken und Dörner niederreißen und auf einem Haufen verbrennen."

Jesaias 27, 4. So wenig der Höcker noch wächset, womit Gott diesen König Ludwig gezeichnet hat, so wenig werden die Schandthaten dieser Fürsten noch wachsen können. Ihr Maaß ist voll. Der Herr wird ihre Körper zerschmeißen und in Deutschland wird dann Leben und Kraft als Segen der Freiheit wieder erblühen. Zu einem großen Leichenfelde haben die Fürsten die deutsche Erde gemacht, wie Ezechiel im 37. Capitel beschreibt: „der Herr führte mich auf ein weißes Feld, das voller Gebeine lag, und siehe, sie waren sehr verdorrt". Aber wie lautet des Herrn Wort zu

den verdorrten Gebeinen: „Siehe, ich will euch Adern geben und Fleisch lassen über euch wachsen, und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und sollt erfahren, daß Ich der Herr bin." Und des Herrn Wort wird auch an Deutschland sich wahrhaftig beweisen, wie der Prophet spricht: „Siehe, es rauschte und regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein. — Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr groß Heer."

Wie der Prophet schreibet, also stand es bisher in Deutschland: Eure Gebeine sind verdorrt, denn die Ordnung, in der ihr lebt, ist eitel Schinderei. 6 Millionen bezahlt ihr im Großherzogthum einer Handvoll Leute, deren Willkür euer Leben und Eigenthum überlassen ist, und die anderen in dem zerrissenen Deutschland gleich also. Ihr seid rechtlos. Ihr müsset geben, was eure unersättlichen Presser fordern, und tragen, was sie euch aufbürden.

So weit ein Tyrann blicket — und Deutschland hat deren wohl dreißig — verdorret Land und Volk. Aber wie der Prophet schreibet, so wird es bald stehen in Deutschland — der Tag der Auferstehung wird nicht säumen. In dem Leichenfelde wird sichs regen und wird rauschen, und der Neubelebten wird ein großes Heer sein.

Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Presser, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht 10,000 im Großherzogthum und euerer sind es 700,000, und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland. Wohl

drohen sie mit dem Rüstzeug und den Reisigen der Könige, aber ich sage euch: Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. Das deutsche Volk ist Ein Leib, ihr seid ein Glied dieses Leibes. Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt. Wann der Herr euch seine Zeichen gibt durch die Männer, durch welche er die Völker aus der Dienstbarkeit zur Freiheit führt, dann erhebet euch, und der ganze Leib wird mit euch aufstehen.

Ihr bücktet euch lange Jahre in den Dornäckern der Knechtschaft, dann schwitzt ihr einen Sommer im Weinberge der Freiheit und werdet frei sein bis ins tausendste Glied. Ihr wühltet ein langes Leben die Erde auf, dann wühlt ihr euren Tyrannen ein Grab. Ihr bautet die Zwingburgen, dann stürzt ihr sie, und bauet der Freiheit Haus. Dann könnt ihr euere Kinder frei taufen mit dem Wasser des Lebens. Und bis der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste und betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: „Herr, zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen — das Reich der Gerechtigkeit. Amen.“

Anmerkung zum „Landboten“.

Ueber die Verhältnisse, aus denen heraus Büchner dieses merkwürdige Pamphlet geschrieben, über den Einfluß, welchen Pfarrer Weidig durch Streichungen und Zusätze auf dessen Textlaut genommen, über die Art der Verbreitung, so wie über die Folgen derselben, sind bereits in dem einleitenden Essay orientirende Andeutungen gegeben worden. Näheres hierüber findet sich ferner im Anhang der vorliegenden Ausgabe, in den dort mitgetheilten Aussagen der Mitverschworenen Büchners.

Hier habe ich nur einiger äußeren Momente zu gedenken.

Der vorstehende Abdruck ist der vierte, welcher dieser Schrift geworden.

Nachdem sie bekanntlich im April 1834 von Büchner verfaßt und von August Becker abgeschrieben, im Mai von Weidig seinen Ansichten gemäß umgestaltet worden, nachdem ferner Büchner und sein Freund Schütz im Juni das Manuscript nach Offenbach gebracht, ging sie endlich im Juli 1834 aus der geheimen Presse zu Offenbach als Flugblatt hervor. Ein Exemplar dieses ersten Abdrucks, wohl das einzige, welches den Confiscationen und Verfolgungen entgangen, hat sich als sorgsam bewahrte Reliquie im Besitze des Herrn Dr. Ludwig Büchner zu Darmstadt erhalten und liegt mir vor. Es besteht aus einem dicht bedruckten halben Bogen — acht Seiten — mittleren Octavs, das Papier ist grau und schlecht, die Typen undeutlich. Natürlich fehlt jede Angabe über Verfasser, Druckort und Druckjahr — auch sonst ist es unverkennbar, daß die Flugschrift heimlich, im Dunkel der Nacht, von ungeübten Leuten hergestellt worden. Der Satz enthält unzählige Fehler, ist an

mehreren Stellen falsch umbrochen, einige Seiten sind verhoben. In welcher Stärke dieser erste Abdruck hergestellt worden, ist nicht zu erkunden gewesen. Selbst das in der Einleitung citirte Werk Nöllners, eines hessischen Richters, welcher das sämmtliche, im nachmaligen Hochverrathsprozesse gegen Weidig und Consorten aufgehäufte Actenmaterial sorgsamst verarbeitet und alle auf den „Landboten“ bezüglichen Daten mit großer Treue zusammengetragen hat, weiß über dies numerische Moment ebensowenig Aufschluß zu geben, als über die Art der Herstellung: wer jene „geheime Presse“ geleitet, wer die Kosten getragen u. s. w.

Hingegen ist aus einer, freilich nur ganz flüchtig hingeworfenen Mittheilung in Nöllner's Werke (Aktenmäßige Darlegung ꝛc. S. 107) zu entnehmen, daß von der Flugschrift auch ein zweiter Abdruck veranstaltet worden, welcher sich von dem ersten unterschieden. Mehr als dies Factum gibt Nöllner nicht, in sonstigen Schriften über jene Bewegung findet es sich nirgendwo erwähnt, doch ist bei der ungemeinen Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit an der Thatsache selbst nicht zu zweifeln. Jedenfalls ist diese zweite Auflage der ersten bereits binnen zwei bis drei Wochen gefolgt. Anfang Juli 1834 wurde die erste Auflage aus Offenbach abgeholt und verbreitet, am 1. August 1834 wurde, wie bereits in der Einleitung berichtet, stud. jur. Karl Minnigerode an einem Thore Gießens verhaftet, als er eben 150 Exemplare der Flugschrift aus Offenbach nach Gießen bringen wollte. Damit war die Schrift den Behörden in die Hände gefallen, die Untersuchung begann, die Thätigkeit der Verschworenen war gelähmt. Daß sie also nach dem letztgenannten Datum noch an die Herstellung dieser zweiten Auflage geschritten, ist nicht anzunehmen; dieselbe ist daher spätestens in den letzten Tagen des Juli 1834 erfolgt. Dadurch wird auch, nebenbei bemerkt, erklärlich, warum die Verschworenen erst nach Monatsfrist den Versuch gemacht, den „Landboten“ in Gießen zu verbreiten. Der erste Abdruck war bereits anderweitig vertheilt worden und es waren Exemplare der zweiten Auflage, die Minnigerode geholt. Hat sich ferner, wie Nöllner ausdrücklich und gewiß nur auf Grund actenmäßiger Beweise angibt, dieser zweite Abdruck von dem ersten unterschieden, so kann es nur Pfarrer Weidig gewesen sein, der

weitere Zusätze und Aenderungen vorgenommen. Denn Büchner war ja bereits über die Aenderungen, welche Weidig an seinem Manuscript für die erste Auflage vorgenommen, so erzürnt, daß er sich, wie man im Anhang nachlesen mag, auf das heftigste darüber äußerte, ja die Arbeit nicht mehr als die seinige anerkennen wollte. Es ist also nicht anzunehmen, daß er sich an einer ferneren Umgestaltung betheiligt.

Der dritte Abdruck steht in den „Nachgelassenen Schriften, (Frankfurt, Sauerländer 1850.)" Der Herausgeber derselben, bekanntlich Dr. Ludwig Büchner, sah sich jedoch nicht in der Lage, das in seinem Besitze befindliche Exemplar der ersten Auflage einfach vollinhaltlich der Ausgabe einzufügen. Das verhinderten die traurigen, politischen Verhältnisse des Jahres, in dem seine Ausgabe erschien. „Von dem Landboten" bemerkt er in der Einleitung dieser Ausgabe (N. S. S. 50) „konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben. Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinweisen, dessen Hauptwerth ein historischer ist." Freilich rettete Dr. Büchner ehrlich, was nur immer zu retten war, ohne den damals gewaltig langen Arm des Strafgerichts gegen das Buch in Bewegung zu setzen, aber der Auszug war gleichwohl nur sehr dürftig und konnte von dem eigentlichen Charakter der Schrift kaum ein richtiges Bild auch nur errathen lassen. Die kräftigsten Stellen mußten wegbleiben, ebenso alle Orts- und Personennamen, selbst der Titel der Schrift heißt da: „Der . . . . . . sche Landbote".

Jene Rücksichten, welchen damals Dr. Büchner „dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" leider so ausgiebig Rechnung tragen mußte, sind heute nicht mehr wirksam. Der Staat „von Gottes Gnaden" existirt heute nicht mehr, der deutsche Bundestag ist todt, der deutsche Einheitsstaat ist erstanden. Die Streitschrift, welche so grimmig, mit dem glühenden Ethos einer Freiheit liebenden Seele, den Absolutismus befehdet, ist völlig gegenstandlos geworden: was sie bekämpft hat, ist längst dahin. Selbst die böswilligste Absicht wird diese Waffe nicht mehr gegen die Zustände der Gegenwart schwingen können. Heute hat diese merkwürdige

Schrift nur mehr und ausschließlich nur historischen Werth. Aber dieser ist wie ich mich in der Einleitung nachzuweisen gemüht, so beträchtlich, daß er die vollinhaltliche Mittheilung an dieser Stelle zu einer Pflicht gemacht.

Dieser vierte Abdruck gibt wortwörtlich den ersten wieder. Nur die Druckfehler sind beseitigt, und die etwas sonderbare Orthographie ist der im ganzen Werke festgehaltenen anbequemt worden. Die lapsus calami hingegen, so auffällig sie auch sein mögen, habe ich mich zu corrigiren nicht für berechtigt gehalten. So wird zum Beispiel (S. 266) der Betrag der jährlichen Steuergelder im Großherzogthum Hessen mit 6,363,364 Gulden, auf derselben Seite mit 6,363,363 Gulden angegeben, während die Summirung der einzelnen Posten einen dritten verschiedenen Betrag (6,363,436 Gulden) ergeben würde. Und ähnlicher, nicht blos numerischer Irrthümer gibt es da noch einige. Sie sind charakteristisch für die Hast und Unruhe, in der die Schrift entstand.

Der „Landbote" ist die einzige Schrift Büchner's, welche nicht ausschließlich aus seiner Feder stammt. Man weiß, daß Weidig den „Vorbericht" so wie die biblischen Stellen, endlich den Schluß beigefügt, hingegen Vieles, was ihm zu radikal geschienen, gestrichen hatte. Insbesondere hat er überall da, wo Büchner von den „Reichen" gesprochen „die Vornehmen" eingeschoben und Alles weggelassen, was gegen die „sogenannte liberale Partei" gesagt war. „Das ursprüngliche Manuscript", meinte Becker, „hätte man als eine Predigt gegen den Mammon betrachten können, nicht so das letzte." Da dies ursprüngliche Manuscript natürlich nicht mehr aufzufinden gewesen, so ist mir nichts übrig geblieben, als den ersten Abdruck zu wiederholen, der übrigens, nach Becker's Ansicht, „noch gehässiger" ist, als Büchner's Arbeit. Hingegen lasse ich hier ein Verzeichniß jener Stellen folgen, welche gewiß oder höchst wahrscheinlich nicht von Büchner herrühren.

Es sind also von Weidig beigefügt:

S. 265. Z. 1 der Titel: „der Hessische Landbote". Büchner's Manuscript war titellos. Ferner der Nebentitel und das Datum.

S. 265. Z. 4 der „Vorbericht" „dieses Blatt soll" — bis: — „natürlich ohne Schuld".

S. 265. Z. 20, das Motto: „Friede den Hütten, Krieg den Pallästen!"

S. 265. Z. 21. „Im Jahre 1834" — bis: — „zum Gewürm gezählt." (S. 266. Z. 3.) Diese Stelle wird von Nöllner (l. c. S. 106) nach den Ergebnissen der Untersuchung als Belastungsstelle gegen Weidig angeführt.

S. 270. Z. 29. „In Deutschland" bis: — „wie eine Hecke" (S. 271. S. 3).

S. 271. Z. 27. „Wehe über Euch" — bis: – „zerrissen werden" (Z 29)

S. 273. Z. 22. „Die heilige Schrift" — bis: — „Theil von Judas" (Z. 24.

S. 277 Z. 23. „Der Herr, der den Secten" — bis: — „von Lehm" (S. 277. Z. 29).

Ferner im Anschluß daran:

S. 277. Z. 29. „Gott wird euch Kraft geben" — bis: — „zerfleischten und schunden" (S. 278. Z. 21).

S. 278. Z. 26. „Er hat eine Zeitlang" — bis: — „Unrecht und Knechtschaft." (S. 279. Z. 3).

S. 279 Z. 18. „Gott, der Deutschland" — bis: — „auf einem Haufen verbrennen" (S. 279. Z. 21).

S. 279. Z. 22. „Jesaias 27. 4. so wenig" — bis: — „war ein sehr groß Heer (S. 280. Z. 10).

S. 280. Z. 11. „Wie der Prophet" — bis: — „Schinderei". (S. 280. Z. 13).

S. 280. Z. 20. „Aber wie der Prophet" — bis: — „ein großes Heer sein" (S. 280. Z. 24). Endlich der Schluß:

S. 280. Z. 25. „Hebt die Augen auf" — bis zum Ende der Schrift.

Ferner bedürfen noch einige Stellen, welche sich auf lokale Verhältnisse oder Begebenheiten beziehen, einer kurzen Erläuterung.

S. 269. Z. 9. „Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger, die man nach Rockenberg schleppte, werden euch Antwort geben!" Eine Anspielung auf den oberhessischen Bauernaufstand und dessen Ausgang. Die Erklärung mag Luise Büchner, die Schwester des Dichters, besorgen. „Vornehmlich in den Standesherrschaften", erzählt sie in

ihrer „Deutschen Geschichte“ (Leipzig, Thomas 1875), „war die Erbitterung groß, weil dort noch die Feudallasten neben den Staatslasten auf das geringe Volk drückten. Dies war auch die Veranlassung, warum gerade in Oberhessen, wo sich noch sehr viele Standesherrschaften befinden, die Empörung in eine Art von Bauernkrieg ausartete. Sonst nirgends war dem kleinen Manne die Steuerlast so empfindlich als dort, auf einen Kopf allein konnte man 6 fl. 12 kr. rechnen. Eine Reise des neuen Regenten Ludwig II., die er bei seiner Thronbesteigung durch das Land gemacht, hatte 100,000 fl. gekostet; vorhergehende Zerwürfnisse mit den Ständen, welche die Forderung eines neuen Schloßbaues für den nunmehrigen Erbprinzen abgelehnt hatten, verbitterten die Stimmung noch mehr, namentlich in Betracht, daß die Schuldenlast des Großherzoglichen Hauses bereits eine zu den Kräften des Ländchens unverhältnißmäßige Höhe gewonnen hatte. Dieser oberhessische Aufstand war in den Septembertagen 1830 ausgebrochen; unter Trommelschlag, einem steten Anschwellen ihrer Haufen mit den Rufen: „Freiheit und Gleichheit!“ zogen die Bauerntrupps von Ort zu Ort. In Büdingen zwangen sie den Grafen Isenburg, eine Strecke weit mit ihnen zu ziehen, von da wandten sie sich gegen Ortenberg, zerstörten in Nidda das Haus des Landrichters und breiteten sich dann in drei Richtungen nach der Wetterau, dem Vogelsberg und nach Butzbach hin aus. Das traurige Zwischenspiel fand dort ein Ende, während man sich in Darmstadt im Schlosse schon zur Flucht vorbereitete, und selbst der Bundestag in Frankfurt gezittert hatte. Der Prinz Emil, ein Bruder des Großherzogs, wurde nach Oberhessen entsendet, und drei Militärcolonnen sollten den Aufstand einschließen, als ein blutiges Zusammentreffen bei dem Dorfe Södel die Sache schnell beendigte, aber auch eine furchtbare Erbitterung zurückließ. Die Dragoner, die man von Butzbach berufen, hatten ohne weiteres, vor der gesetzlichen Aufforderung an die Leute, auseinander zu gehen, in das unbewaffnete Volk scharf eingehauen und dabei Leute verletzt und getödtet, die sich gerade bemühten, die Haufen durch vernünftiges Zureden zu zerstreuen. Es war eine große, unverantwortliche Brutalität, die dort begangen wurde, ein bedeutungsvolles Zeichen der Animosität, mit der sich bald aller-

orten Bürger und Soldat feindselig gegenüberstehen sollten Die Gebildeten hatten keinerlei Antheil an diesen Dingen genommen, aus denen aber eine spätere Reaction wieder neues Kapital zu schlagen wußte." Damit findet auch der Mahnruf

S. 270. Z. 10. „Denkt an Söbel!" seine Erklärung.

S. 271 Z. 9. „L. das bedeutet Ludwig." Es ist hier der Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt gemeint. An dieser Stelle sei auch die Bemerkung erlaubt, daß Büchner keineswegs von Haß gegen diesen Fürsten erfüllt war. Becker hat mit Recht während der Untersuchung ausgesagt: „Büchner hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die Großherzoglich Hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elends hielt." (Nöllner, l. c. S. 425).

S. 276. Z. 12. Grolmann, ein absolutistisch gesinnter großherzoglicher Minister, der mit den Ständen anläßlich ihrer Weigerung, Schulden der Krone auf das Land zu übertragen, in Conflikt gekommen war.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich für die vollinhaltliche Wiedergabe des „Landboten" in dieser Ausgabe die alleinige und ausschließliche Verantwortung übernehme.

K. E. F.

Aus den anatomischen Schriften.



Aus der Vorlesung:

Ueber Schädelnerven.

. . . . . Es treten uns auf dem Gebiete der physiologischen und anatomischen Wissenschaften zwei sich gegenüberstehende Grund-Ansichten entgegen, die sogar ein nationelles Gepräge tragen, indem die eine in England und Frankreich, die andere in Deutschland überwiegt. Die erste betrachtet alle Erscheinungen des organischen Lebens vom teleologischen Standpunkt aus; sie findet die Lösung des Räthsels in dem Zweck, der Wirkung, in dem Nutzen der Verrichtung eines Organs. Sie kennt das Individuum nur als Etwas, das einen Zweck außer sich erreichen soll, und nur in seiner Bestrebung, sich der Außenwelt gegenüber theils als Individuum, theils als Art zu behaupten. Jeder Organismus ist für sie eine verwickelte Maschine, mit den künstlichsten Mitteln versehen, sich bis auf einen gewissen Punkt zu erhalten. Das Enthüllen der schönsten und reinsten Formen im Menschen, die Vollkommenheit der edelsten Organe, in denen die Psyche fast den Stoff zu durchbrechen und sich hinter den leichtesten Schleiern zu bewegen scheint, ist für sie nur das Maximum

einer solchen Maschine. Sie macht den Schädel zu einem künstlichen Gewölbe mit Strebepfeilern, bestimmt, seinen Bewohner, das Gehirn, zu schützen, — Wangen und Lippen zu einem Kau- und Respirationsapparat, — das Auge zu einem complicirten Glase, — die Augenlider und Wimpern zu dessen Vorhängen, — ja die Thräne ist nur der Wassertropfen, welcher es feucht erhält. Man sieht, es ist ein weiter Sprung von da bis zu dem Enthusiasmus, mit dem Lavater sich glücklich preist, daß er von so was Göttlichem, wie den Lippen, reden dürfe.

Die teleologische Methode bewegt sich in einem ewigen Zirkel, indem sie die Wirkungen der Organe als Zwecke voraussetzt. Sie sagt zum Beispiel: Soll das Auge seine Funktion versehen, so muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und somit ist eine Thränendrüse nöthig. Diese ist also vorhanden, damit das Auge feucht erhalten werde, und somit ist das Auftreten dieses Organs erklärt; es gibt nichts weiter zu fragen. Die entgegengesetzte Ansicht sagt dagegen: die Thränendrüse ist nicht da, damit das Auge feucht werde, sondern das Auge wird feucht, weil eine Thränendrüse da ist, oder, um ein anderes Beispiel zu geben, wir haben nicht Hände, damit wir greifen können, sondern wir greifen, weil wir Hände haben. Die größtmöglichste Zweckmäßigkeit ist das einzige Gesetz der teleologischen Methode; nun fragt man aber natürlich nach dem Zwecke dieses Zweckes, und so macht sie auch ebenso natürlich bei jeder Frage einen progressus in infinitum.

Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reibt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; sondern sie ist in allen ihren

Aeußerungen sich unmittelbar selbst genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da. Das Gesetz dieses Seins zu suchen, ist das Ziel der, der teleologischen gegenüberstehenden Ansicht, die ich die philosophische nennen will. Alles, was für jene Zweck ist, wird für diese Wirkung. Wo die teleologische Schule mit ihrer Antwort fertig ist, fängt die Frage für die philosophische an. Diese Frage, die uns auf allen Punkten anredet, kann ihre Antwort nur in einem Grundgesetze für die gesammte Organisation finden, und so wird für die philosophische Methode das ganze körperliche Dasein des Individuums nicht zu seiner eigenen Erhaltung aufgebracht, sondern es wird die Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt. Alles, Form und Stoff, ist für sie an dies Gesetz gebunden. Alle Funktionen sind Wirkungen desselben; sie werden durch keine äußeren Zwecke bestimmt, und ihr sogenanntes zweckmäßes Aufeinander- und Zusammenwirken ist nichts weiter, als die nothwendige Harmonie in den Aeußerungen eines und desselben Gesetzes, dessen Wirkungen sich natürlich nicht gegenseitig zerstören.

Die Frage nach einem solchen Gesetze führte von selbst zu den zwei Quellen der Erkenntniß, aus denen der Enthusiasmus des absoluten Wissens sich von je berauscht hat, der Anschauung des Mystikers und dem Dogmatismus des Vernunftphilosophen. Daß es bis jetzt gelungen sei, zwischen letzterem und dem Naturleben, das wir unmittelbar wahrnehmen, eine Brücke zu schlagen, muß die Kritik verneinen. Die Philosophie a priori sitzt noch in einer trostlosen Wüste; sie hat einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen

grünen Leben, und es ist eine große Frage, ob sie ihn je zurücklegen wird. Bei den geistreichen Versuchen, die sie gemacht hat, weiter zu kommen, muß sie sich mit der Resignation begnügen, bei dem Streben handle es sich nicht um die Erreichung des Ziels, sondern um das Streben selbst.

War nun auch nichts absolut Befriedigendes erreicht, so genügte doch der Sinn dieser Bestrebungen, dem Naturstudium eine andere Gestalt zu geben; und hatte man auch die Quelle nicht gefunden, so hörte man doch an vielen Stellen den Strom in der Tiefe rauschen, und an manchen Orten sprang das Wasser frisch und hell auf. . .

*
* *

. . . Es dürfte wohl immer vergeblich sein, die Lösung eines anatomischen Problems zu erhalten, wenn man sein Erscheinen in der verwickeltesten Form, nämlich bei dem Menschen in's Auge faßt. Die einfachsten Formen leiten immer am Sichersten, weil sich in ihnen nur das Ursprüngliche, absolut Nothwendige zeigt. Diese einfache Form bietet uns nun die Natur entweder vorübergehend im Fötus, oder stehen geblieben, selbstständig geworden, in den niederen Wirbelthieren dar. Die Formen wechseln jedoch beim Fötus so rasch und sind oft nur so flüchtig angedeutet, daß man nur mit der größten Schwierigkeit zu einigermaßen genügenden Resultaten gelangen kann, während sie bei den niedrigen Wirbelthieren zu einer vollständigen Ausbildung gelangen und uns so die Zeit lassen, sie in ihrem einfachsten und bestimmtesten Typus zu studiren. Es frägt sich also in unserem Falle: Welche Schädelnerven treten bei den niedrigsten

Wirbelthieren zuerst auf? wie verhalten sie sich zu den Hirnmassen und den Schädelwirbeln? und nach welchen Gesetzen wird, die Reihe der Wirbelthiere durch bis zum Menschen, ihre Zahl vermehrt oder vermindert, ihr Verlauf einfacher oder verwickelter? Faßt man nun die Thatsachen zusammen, welche die Wissenschaft uns bis jetzt an die Hand gibt, so findet man neun Paar Schädelnerven, nämlich u. s. w. u. s. w.

Aus der Schrift:

Mémoire sur le systême nerveux du barbeau.

(Uebersetzung)

Als Resultat meiner Arbeit glaube ich bewiesen zu haben, daß es sechs ursprüngliche Gehirn-Nerven-Paare gibt, welchen sechs Gehirn-Wirbel entsprechen, und daß die Entwicklung der Gehirn-Massen nach Maßgabe ihrer Entstehung geschieht. Daraus folgt, daß der Kopf das Erzeugniß einer Metamorphose des Rückenmarks und der Wirbel ist, und daß die vor der Wirbelsäule gelegenen Organe des vegetativen Lebens sich vor der Schädelkapsel, wenn auch in einem höheren Entwicklungs-Grad, wiederfinden müssen. Jeder Wirbelkörper besitzt zwei Knochen-Ringe. Der eine obere, welcher durch den Bogen und Dornfortsatz gebildet wird und dem Lichte zugewendet ist, schließt das Rückenmark als Centralorgan des animalen Lebens ein; der untere dem Boden zugewendete umschließt die Organe des vegetativen Lebens; er wird gebildet durch die Querfortsätze und die Rippen. Wer an der Richtigkeit dieser Vergleichung zweifeln sollte, möge einen der Schwanzwirbel der Fische betrachten; er wird die beiden Ringe, von denen ich soeben gesprochen, wiederfinden.

Der obere umschließt das Central-Organ des animalen Lebens; der andere das Central-Organ des vegetativen Lebens oder die große Körper-Pulsader, so daß diese letztere, gerade so wie das Rückenmark, einen förmlichen Wirbelkanal besitzt. Man denke sich nun, daß die Theile, welche diesen Bogen bilden, sich nicht mehr in der Mittellinie vereinigen, und man hat die Rippen! Bei den höheren Thieren ergänzt sich dieser Bogen durch das Brustbein. Die hauptsächlichsten, vor der Wirbelsäule gelegenen und durch den unteren Bogen eingeschlossenen Organe des vegetativen Lebens sind die, der Verdauung und der Athmung dienenden Röhren-Systeme. In ähnlicher Weise wiederholt die Mundhöhle mit ihren Speichel-Organen das Verdauungs-Rohr mit seinen drüsigen Anhängen, und die Nase das Athmungs-Rohr, indem die Knochen des Gesichtes den unteren Ring oder die Querfortsätze und Rippen der Schädelwirbel vorstellen.

Uebrigens sind alle diese Vergleichungen nur annähernder Art. Ich leugne nicht die großen Verschiedenheiten zwischen Kopf und Rumpf, zwischen Gehirn und Rückenmark, zwischen Hirn-Nerven und Rückenmarks-Nerven, und will nur den ursprünglichen Typus zeigen, nach welchem sich diese Theile entwickelt haben. Man kann einen solchen Typus nur verkennen, wenn man hartnäckig Thatsachen aufsucht, welche schwer zu erkennen und scheinbar willkürlich sind. Die Natur ist groß und reich, nicht weil sie in jedem Augenblick willkürlich neue Organe für neue Verrichtungen schafft, sondern weil sie die höchsten und reinsten Formen nach dem einfachsten Plane hervorbringt.

Anmerkung des Herausgebers.

Das Fragment „Ueber Schädelnerven“ ist dem Manuscripte der Probevorlesung entnommen, welche Georg Büchner im Herbste 1836 zu Zürich bei Antritt seiner Docentur für vergleichende Anatomie an der Universität hielt. Ein Theil dieses Fragments — (der hier zuerst mitgetheilte vom „Es treten uns auf dem Gebiete der physiologischen und anatomischen Wissenschaften“ — bis: — „sprang das Wasser frisch und hell auf“) — findet sich bereits in den „Nachgelassenen Schriften“ (S. 291—94) abgedruckt; den zweiten (von „Es dürfte wohl immer vergeblich sein“ — bis zum Schluß) habe ich aus dem Original-Manuscripte hierhergesetzt, um über Zweck und Gang der Vorlesung mindestens eine flüchtige Andeutung zu geben. Leider ist das Manuscript so durch und durch schadhaft und zerfetzt, daß ich schon aus diesem Grunde von einer Veröffentlichung des Ganzen absehen mußte.

Das Fragment aus dem anatomischen Werke, welches Georg Büchner in französischer Sprache veröffentlichte, bildet im Original den Schluß desselben. Sein Titel lautet vollinhaltlich: „Mémoire sur le système nerveux du barbeau. (Cyprinus barbus. Barbe.) par George Büchner. Lu à la société d'histoire naturelle de Strasbourg, dans les séances du 13 Avril, du 20 Avril, et du 4 Mai 1836. 4⁰. 57 p. Strasbourg 1836.“ Die Arbeit wird von competenter Seite als „sehr genau und fleißig“ gerühmt, die achtzehn Figuren, die Büchner seiner Darstellung beigegeben, als „vortrefflich gezeichnet“. Von allgemeinem Interesse ist nur der Schluß, es ist also auch nur dieser hier mitgetheilt worden — die Uebersetzung aus dem Französischen hat Herr Dr. Ludwig

Büchner besorgt. Derselbe hat dem Manuscripte eine interessante Randglosse beigefügt, die ich hier folgen lasse:

„Der Einfluß der um jene Zeit noch herrschenden Goethe-Oken-Schelling'schen Natur-Philosophie ist in diesen Aeußerungen nicht zu verkennen, obgleich sich darin gleichzeitig eine sehr deutliche Vorahnung der heutzutage herrschend gewordenen und die ganze organische Welt in einen großen Gedanken zusammenfassenden Entwicklungs-Theorie abspiegelt. B. würde vielleicht, wenn er am Leben geblieben wäre und seine wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgt hätte, derselbe große Reformator der organischen Naturwissenschaften geworden sein, welchen wir jetzt in Darwin verehren." Dr. Ludwig Büchner.

Diese Ansicht eines gefeierten Gelehrten wird es, neben dem Interesse, welches die Fragmente selbst dem Gebildeten bieten, rechtfertigen, und zwar sicherlich vollauf rechtfertigen, daß ich dieser Gesammt-Ausgabe von Georg Büchners Werken auch die Auszüge aus den anatomischen Werken beigefügt.

K. E. F.



Aus den philosophischen Schriften.

Aus der Schrift:

Geschichte der Griechischen Philosophie.

Thales.

Thales von Milet. Wird für einen der Sieben Weisen gehalten. Soll eine Reise nach Aegypten gemacht haben.

Sein Hauptlehrsatz: „Alles ist aus Wasser entstanden und löst sich wieder in Wasser auf". (Der Urstoff aller Dinge hat eine feuchte Natur. Alle Thiere entstehen aus Samen, der etwas Flüssiges enthält. Alle Pflanzen wachsen und sind fruchtbar vermöge der Feuchtigkeit. Selbst das Feuer der Sonne und der Gestirne wird durch die Ausdünstung des Wassers genährt.)

Ist, frägt Thales, das Wasser eine flüssige Masse von gleichartigen Theilen, aus welchen durch Verwandlung die übrigen Dinge geworden sind? Oder ist es eine Masse von verschiedenartigen Theilen in flüssigem Zustande, woraus alle Naturdinge durch Absonderung hervorgegangen sind?

Seine Behauptung, daß das Wasser als Grundstoff aller Dinge die unterste Stelle in der Natur einnehme und aus ihm sein jetziger Gegensatz, die feste Erde hervorgegangen, läßt schließen, daß er sich für letztere Annahme entschieden.

Thales hat keine Schriften hinterlassen und man findet daher bei den späteren Schriftstellern viele Zusätze und Folgerungen aus seinen Philosophemen.

So bei Aristoteles. Metaph. I. c. 3.
Sextus Pyrrhon. III. c. 30.
Plutarch, de plac. phil. I. 3.
Stobaeus. eclog. phys. I. c. 2.

Thales soll behauptet haben, das Universum sei voll von Göttern und der Magnet besitze eine Seele.

Aristot. De anima I. 2.

Ferner findet man bei

Cicero, de natura deorum I. c. 10.
Plutarch de decr. phil. I. c. 7.
Stobaeus eclog. phys. I. c. 3.

verzeichnet, Thales habe mit der materiellen Ursache eine wirkende verbunden, nämlich eine Intelligenz oder einen Weltgeist.

Plutarch. Conv. VII. und
Diog. Laert. 1. 9, 35

führen noch folgende Gedanken des Thales an:

„Gott ist das Aelteste, denn er ist nicht entstanden.“

„Die Welt ist das Beste, denn sie ist von Gott gebildet.“

„Keine That, auch nicht einmal ein Gedanke, ist Gott verborgen.“

Die Ethik des Epikur.

Epikur geht in seiner Ethik von der Frage nach dem höchsten Gut oder der Glückseligkeit und ihrem Verhältniß zur Tugend aus.

Alle beseelten Wesen streben nach *Vergnügen und Entfernung des Schmerzes.* Darin besteht nun das höchste Gut, weil in dem Zustande des Vergnügens jedes beseelte Wesen befriedigt ist und nichts weiter begehrt.

Doch gab Epikur zu, daß es Arten des Vergnügens gebe, welche durch ihre Folgen nachtheilig sind, nur daß diese aus dem letzten Zweck des Menschen ausgeschlossen werden müßten. Uebrigens theilt Epikur das Vergnügen, so wie den Schmerz, in *körperlichen* und *geistigen*, und behauptet, daß Lust und Unlust des Geistes die überwiegenden seien, weil der Körper nur von dem gegenwärtigen Schmerz und Vergnügen, die Seele aber auch von dem vergangenen und künftigen afficirt werde. Eine andere und wichtige Eintheilung ist von der *Art* des Vergnügens an und für sich hergenommen.

Es gibt nämlich zweierlei Arten des Vergnügens, die eine, *wenn das Gemüth angenehm afficirt wird*, die zweite, *wenn die Seele, ohne durch angenehme oder unangenehme Gefühle bewegt zu werden*, in dem *Zustande* der *Ruhe und Zufriedenheit* ist.

Epikur rechnet nun zwar beide Arten zur Glückseligkeit, doch so, daß er der zweiten einen Vorrang zugesteht. Der Zustand der Schmerzlosigkeit ist das Ziel alles Bestrebens. Wenn eine Begierde auf den höchsten Grad gestiegen ist, so daß sie Befriedigung dringend fordert, so entsteht in der Seele ein unangenehmes Gefühl; wird die Begierde gestillt, so entspringt das Vergnügen und daraus ein Zustand der Ruhe, in welchem die Seele nichts mehr begehrt, also vollkommen beglückt ist. Dieser Zustand ist das Höchste, welches kein Vergnügen übersteigen kann. Alle Veränderung in

demselben betrifft nicht den Grad, sondern nur die Art und Weise des Vergnügens.

Daher hat auch Epikur eine andere Formel für das höchste Gut, nämlich „keinen Schmerz empfinden“.

An sich ist kein Unterschied zwischen den verschiedenen Empfindungen, nur das, was auf sie folgt und sie begleitet, macht einen Unterschied. Das Geschäft der Vernunft ist es, zu wählen und die große Summe des Angenehmen zusammen zu setzen; hierin ist der Entstehungsgrund der Tugenden.

Die Tugend ist ein Mittel zur Glückseligkeit. Sie hat keinen Werth an sich, ohne Rücksicht auf ihre Folgen. Tugend und Glückseligkeit sind unzertrennlich mit einander verbunden. Sie wird vorzüglich durch die Klugheit begründet, welche die Natur der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erforscht und bestimmt, was man zu wählen, was zu meiden hat.

Unrecht ist an sich kein Uebel, es muß nur der etwaigen Fehler wegen gemieden werden. Es gibt kein anderes Material des Rechts, sowohl in Gesetzen als Verträgen, als den Nutzen für das gesellige Leben. Hieraus geht die Veränderlichkeit des Rechts hervor, wenn nämlich ein Gesetz oder Vertrag wegen veränderter Umstände nicht mehr den beabsichtigten Nutzen verschafft.

Die Glückseligkeit ist kein Werk des bloßen Zufalls, bei welchem der Mensch sich leidend verhält, er muß sich seine Glückseligkeit selbst schaffen durch den Gebrauch seiner Vernunft. Ein Mensch, der seine Glückseligkeit sich selbst verdankt, ist eben darum auch weniger von dem Schicksal abhängig. Die Freiheit des Menschen besteht in der Unabhängigkeit von dem Einfluß zwingender Naturkräfte. . . . .

Aus der Monographie:

Das System des Spinoza.

Der fünfte Lehrsatz des Spinoza lautet:

„Es kann nicht mehrere Substanzen von gleicher Natur oder gleichem Attribute geben.“

Dies beweist Spinoza so:

„Wenn es mehrere verschiedene Substanzen gäbe, so müßte man sie von einander entweder durch die Verschiedenheit ihrer Attribute oder ihrer Affectionen unterscheiden. Wollte man sie nun durch die Verschiedenheit ihrer Attribute unterscheiden, so müßte man zugeben, daß es nur eine Substanz von einem und demselben Attribute gäbe. Will man aber die Substanzen nach ihren Affectionen unterscheiden, so muß man dieselben, da die Substanz ihrer Natur nach eher da ist, als ihre Affectionen, ohne ihren Affect, d. h. an und für sich, betrachten, und es ist alsdann undenkbar, durch was sie von einander unterschieden werden könnten; es kann daher nicht mehrere Substanzen, sondern nur eine Substanz von derselben Natur geben.“

Hiezu bemerke ich:

Dieser Satz beweist nur, daß wir Dinge von gleichen Eigenschaften, wenn wir sie successive betrachten (um die

Sache von der sinnlichen Seite zu nehmen) nicht von einander unterscheiden können, wir können aber dennoch wissen, daß es zwei sind, wenn wir beide zugleich sehen. — Da bis jetzt über das Wesen der Substanz nichts weiter gesagt ist, als daß eine Substanz durch sich selbst begriffen werde, so sehe ich nicht ein, warum der Umstand, daß zwei Substanzen von gleicher Natur nicht unterschieden werden können, zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt das Dasein derselben unmöglich sei. Spinoza verwechselt das Unterscheiden und das Sich denken können. Nach den vorgehenden Sätzen können wir uns noch immer zwei Substanzen von gleicher Natur, und deren jede durch sich selbst begriffen wird, als nebeneinander existirend denken.

(Hiezu folgende spätere Randnote von Büchners Hand:)

Diese Anmerkung würde passen, wenn von Dingen und Affectionen der Substanz die Rede wäre, es bezieht sich hier aber Alles auf die Substanz allein. Immerhin beweist jedoch Spinoza's Satz nur, daß wir zwei Substanzen von gleichen Attributen nicht von einander unterscheiden, aber keineswegs, daß sie nicht neben einander bestehen können; diese Unmöglichkeit ist durch nichts bewiesen.

— —

Der elfte Lehrsatz des Spinoza lautet:

„Gott oder die aus unendlichen Attributen, deren jedes eine einige und unendliche Wesenheit ausdrückt, bestehende Substanz, existirt nothwendig."

Dies beweist Spinoza so:

„Wer dies leugnet, der stelle sich, wenn er kann, vor, Gott existire nicht. Also schließt dann sein Wesen die

Existenz nicht ein, dies ist aber widersinnig, also existirt Gott nothwendig."

Dagegen bemerke ich:

Dieser Beweis läuft ziemlich auf den hinaus, daß Gott nicht anders als seiend gedacht werden könnte; was zwingt uns aber ein Wesen zu denken, das nicht anders als seiend gedacht werden kann?

Oder selbst zugegeben, wir seien durch den Lehrsatz von dem, was in sich oder in etwas Anderem ist, gezwungen, auf etwas zu kommen, was nicht anders als seiend gedacht werden kann, was berechtigt uns aber deßwegen, aus diesem Wesen das absolut Vollkommene — Gott zu machen?

Wenn man auf die Definition von Gott eingeht, so muß man auch das Dasein Gottes zugeben. Was berechtigt uns aber diese Definition zu machen?

Der Verstand?

Er kennt das Unvollkommene.

Das Gefühl?

Es kennt den Schmerz.

Stößt man sich an das Wort „Gott" nicht, lernt man die Art begreifen, wie es Spinoza anwendet, so wird man sich mit diesem Philosophen befreunden können, welcher Glaubenslosigkeit auch immer man sein mag . . .

Schon das erste Wissen des Spinozismus bringt unendliche Ruhe. Alle Glückseligkeit ist allein im Anschauen des Ewigen-Unveränderlichen. Nicht von dem Endlichen soll zum Unendlichen, nicht von den Dingen soll zu Gott fortgeschritten werden, sondern aus Gott heraus soll Alles

erkannt werden. Aber jetzt kommt die eigenthümliche Wendung des Spinozismus: die Erkenntniß soll eine intellectuelle Erkenntniß sein. Hier ist die große Kluft zwischen Malebranche und Spinoza. Beide knüpfen an Cartesius an, beide setzen das Fundament des Cartesianismus voraus, aber Malebranche wird seinem Lehrer untreu, er wendet sich zur Anschauung, er sieht alle Dinge in Gott, aber unmittelbar, ohne Raisonnement, nicht als Schlußfolgerung. Spinoza hingegen bleibt treu, die Demonstration ist ihm das einzige Band zwischen dem Absoluten und der Vernunft, ja er ist kühner als Cartesius, er dehnt das Recht der Demonstration weiter aus, der demonstrirende Verstand ist Alles und ist Allem gewachsen! . . .

Der Spinozismus ist der Enthusiasmus der Mathematik. In ihm vollendet und schließt sich die cartesianische Methode der Demonstration, erst in ihm gelangt sie zu ihrer völligen Consequenz. Erst unter Voraussetzung des Cartesianismus erhält der Spinozismus sein wissenschaftliches Fundament. Wie Spinoza durch Cartesius ergänzt werden muß, ersieht man am Besten in der Wissenschaftslehre des Spinoza.

Die ganze Identitätslehre des Spinoza ließe sich wohl am Leichtesten an den Satz knüpfen: Wenn Gott ist, weil wir ihn denken, so muß Denken und Sein eins sein. Das ist sein Grundstein.

Aus der Monographie:

Das System des Cartesius.

Die Philosophie des Cartesius ist aus dem Neide geboren worden. Der Philosoph hat den Mathematiker um seine Sicherheit beneidet.

Wie Archimedes einen festen Punkt, so begehrt Cartesius das erste Gewisse. Er findet es in dem Satze: Cogito, ergo sum. In welcher (formalen) Eigenschaft sich aber Cartesius diesen seinen ersten Grundsatz der gewissen Erkenntniß denkt, ist ungewiß, er selbst scheint sich in dieser Beziehung nicht klar gewesen zu sein. Allenfalls ließe sich noch ein hypothetischer Vernunftschluß daraus bilden: Wenn etwas denkt, so ist es. Ich denke. Also bin ich. — Zu den unmittelbaren Wahrheiten gehört der Satz gewiß nicht, obgleich dies vielfach behauptet worden ist, so noch neuerdings von Hegel in der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Denn der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit ist das Poniren, das Affirmiren schlechthin, durch das secundäre Geschäft des Denkens gar nicht vermittelt, wesentlich nicht einmal berührt. Ich denke, der Satz des Cartesius gehört zu der Gattung der mathematischen Grundsätze, welche nichts

Anderes darstellen, als eine bestimmte Anwendung der Gesetze des Denkens auf das allgemeine Materiale des Mathematikers, auf die Begriffe von Ausdehnung und Zahl. Cartesius wollte zur Gewißheit in philosophischen Dingen kommen, indem er Alles verwarf, was bezweifelt werden kann. Nun fand er, daß an dem Satze: „Ich denke, also bin ich,“ selbst die Möglichkeit des Zweifels zu Schanden werde, und daß dies bei keinem anderen Satze in höherem oder auch nur gleichem Maaße der Fall sei, also sei dieser Satz gewiß und der erste gewisse. Daß man aber an diesem Satze nicht zweifeln könne, dafür brauchte er sich nur auf den unausbleiblichen Widerspruch zu berufen, in den man durch solchen Zweifel gerathen würde, ein Widerspruch, der alles Zweifeln und Denken in demselben Augenblicke, da man zweifelt und denkt, zu nichte machen würde. Es wird nach Cartesius also nur erkannt, daß es unmöglich sei, zu denken, der Denkende sei nicht; das ist aber etwas blos Negatives, und der Grundcharakter aller unmittelbaren Wahrheit ist, wie schon gesagt, das Positive, das Poniren, das Affirmiren schlechthin.

Es ist sonderbar, welche Umwege Cartesius macht, um unseren Ursprung aus Gott zu beweisen, er hätte es ganz im Sinne seines Systems schon kurzweg aus der in uns enthaltenen Idee von Gott demonstriren können. Spinoza corrigirt ihn und führt dann aus, was Cartesius in seinen Sätzen ahnend und verworren aussprach . . . „Entweder bin ich durch mich oder durch etwas Anderes, und dieses Andere ist entweder Gott oder nicht Gott.“

Die erste Eigenschaft Gottes, welche nach Cartesius nothwendig aus seiner Definition sich ergibt, ist die, daß er höchst wahrhaft und der Geber alles Lichtes ist. Daraus folgt, daß das Licht der Natur oder das uns von Gott gegebene Erkenntnißvermögen nie einen Gegenstand ergreifen kann, der nicht wahr ist, insofern er nämlich wirklich von ihm ergriffen, d. h. klar und deutlich erkannt wird, denn mit Recht müßte Gott ein Betrüger genannt werden, hätte er uns ein verkehrtes Erkenntnißvermögen gegeben, welches das Falsche für das Wahre nähme. Es ist, fährt Cartesius ferner fort, unmöglich, eine andere Thatsache, welche alle Zweifel aufheben könnte, aufzufinden, als eben das Dasein Gottes, denn ob ich gleich von der Art bin, daß ich, sobald ich etwas klar und deutlich erkenne, auch an die Wahrheit desselben glauben muß, so könnte ich doch, wenn ich nichts von Gott wüßte, auf Gründe stoßen, welche mir diese Ueberzeugung leicht nehmen könnten, so daß ich nie eine wahre und bestimmte Erkenntniß, sondern nur unbestimmte und veränderliche Meinungen hätte; daher könne auch ein Atheist nicht so gut als ein Theist von der Wahrheit eines mathematischen Satzes überzeugt sein, denn der Atheist könne ja nicht wissen, ob er nicht von Natur zum Irren bestimmt sei, während der Theist aus der Vollkommenheit Gottes das Gegentheil beweisen könne. Nach der Auffassung des Cartesius ist es also Gott, der den Abgrund zwischen Denken und Erkennen, zwischen Subject und Object ausfüllt; Gott ist ihm die Brücke zwischen dem „cogito ergo sum," zwischen dem einsamen inneren Denken einerseits und der Außenwelt andererseits. Der Versuch ist etwas naiv ausgefallen, aber man sieht doch, wie schon Cartesius mit instinctartiger Schärfe

das Grab der Philosophie abmaß. Sonderbar ist es freilich, wie er den armen lieben Gott als Leiter gebrauchte, um aus diesem Abgrund herauszukriechen. Doch schon seine Zeitgenossen ließen ihn nicht über den Rand kommen! Sie fragten: „Kann man keiner Sache gewiß sein, noch irgend etwas klar und deutlich erkennen, ehe das Dasein Gottes mit Gewißheit erkannt worden ist, wie steht es dann mit der Wahrheit jener Sätze, welche das Dasein Gottes beweisen und also dieser Erkenntniß vorausgehen? wie mit dem Grundstein „cogito ergo sum?“

Auf diese Einwendungen hat Cartesius nur sehr unbefriedigend geantwortet, so mit der Ausflucht, daß nur allein die apodiktische Gewißheit jener Schlußsätze, welche wiederkehren können, ohne daß man auf ihre Gründe noch die gehörige Aufmerksamkeit wende, durch die gewisse Erkenntniß von Gottes Dasein bedingt sei — ein Zugeständniß, das er übrigens in der Folge wieder negirt hat. Cartesius hat übrigens den Widerspruch, worein er sich hier verwickelt, schon, wenigstens höchst wahrscheinlich, von vornherein selbst geahnt. Diese Annahme scheint mir durch die Art berechtigt, wie er sich nun bemüht, die mathematische Begründung seines Systems schärfer und präciser zu gestalten. Freilich, wie ich glaube, mit geringem Erfolge! Denn er selbst mußte wohl bald einsehen, daß kein anderer Satz seines Systems sich so bestimmt und unwiderleglich erweisen lasse, als jener erste „cogito ergo sum“. Er mußte einsehen, daß dieser Satz nur der Ausdruck für das mit jeder Thätigkeit nothwendig verbundene Selbstbewußtsein sei, und daß es verlorene Mühe sein würde, einen zweiten Satz von gleicher Gewißheit zu suchen. Denn obgleich alle auf die Denkgesetze gegründeten Sätze uns ebenso

wahr scheinen, so steht uns nach Cartesius doch Niemand dafür, daß unsere Denkkraft selbst nicht so eingerichtet sei, daß wir irren müßten, darum brauchte er nothwendig für sein System die Existenz Gottes, und es blieb ihm, um sich aus dem Abgrund seines Zweifels zu retten, eben nur dies Seil, an das er sein ganzes System hängte. Die Existenz Gottes jedoch wirklich zu beweisen, war ihm, glaub' ich, schon von vornherein durch den Charakter und die Triebfeder seines Denkens, den Zweifel, unmöglich.

Wenig befriedigend ist die Art, wie Cartesius erklärt, warum wir Menschen, obwohl wir nach seiner Ansicht unseren Ursprung in Gott haben, doch so vielen Irrthümern unterworfen sind. Je vollkommener der Künstler, desto vollkommener die Werke, warum sollten just wir, Werke des höchsten Schöpfers, unvollkommen sein? Und ferner: glaube ich an Gott, so glaube ich auch, daß er mich hätte so erschaffen können, daß ich nie irre. Da er ja nun ohne Zweifel stets das Beste will und vorgesorgt hat, so wäre es ja besser, ich irrte mich, als ich irrte mich nicht. Cartesius sieht diesen Widerspruch ein, und nachdem er ihn vergeblich durch die Ausflucht zu heben gesucht, daß der Grund unseres Irrthums nicht in der uns von Gott verliehenen Fähigkeit liege, sondern nur in der Art, wie wir dieselbe anwendeten, (eine Ausflucht, denn auch diese Anwendung zu regeln läge ja in Gottes Hand) muß er sich zuletzt auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Absichten berufen und zugeben, daß es freilich Gott leicht möglich gewesen wäre, alle Möglichkeit des Irrthums aus uns zu entfernen. Wo jedoch das Un-

die
vier
gegen
teuerte
weiter
Schöpfung
die Harmoni
nachzuweisen,
matischen Theil
sonderbar aus. Gr
suchungen über die
auch seine Versuche zu ei

geht aus dem Zwecke hervor, den Büchner bei dieser Arbeit verfolgte: aus dem Studium der Quellen das nöthige Materiale zu seinen Vorträgen zusammenzutragen. Es ist nichts weiter, als eine Vorarbeit, welche sich freilich bei fernerer Behandlung als sehr werthvoll erwiesen hätte. Wie aus einigen Blättern hervorgeht, welche mit Citaten, Seitenzahlen, Schlagwörtern und abgerissenen Sätzen kreuz und quer beschrieben sind, hatte Büchner die Absicht, dieses massenhafte Materiale zunächst zu einem Cursus akademischer Vorlesungen, welche er unter dem Titel: „Kritische Geschichte der griechischen Philosophie“ ankündigen wollte, zu verarbeiten, später zu einem selbstständigen Werke. An der Ausführung dieses Planes hinderte ihn zunächst der Umstand, daß er sich in Zürich nicht für Philosophie, sondern für vergleichende Anatomie habilitirte, dann sein jäher Tod.

Wie man sieht, ist die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht einmal als Leitfaden des mündlichen Vortrags, geschweige denn für den Druck bestimmt gewesen. Wenn ich gleichwohl zwei kurze Proben hieraus mittheile, so geschieht es nicht, um Büchners philosophische Ansichten zu illustriren. Dazu ist die ganze Arbeit nicht geeignet, geschweige denn die beiden kleinen Abschnitte. Aber es lag mir daran, hier durch Thatsachen zu beweisen, wie gründlich und gewissenhaft Büchner alle Disciplinen, denen er sich zuwandte, betrieb, wie er sich auch in der Philosophie — um einen trivialen, aber treffenden Ausdruck zu gebrauchen — „nichts schenkte“.

Anders verhält es [illegible] mit den Proben aus den beiden anderen Arbeiten.

Es sind dies zwei [illegible] über die verwandten Systeme des Spinoza und Car[illegible] der Letztere der ältere Philosoph ist und Spinoza sein [illegible] Anlehnung an ihn aufgebaut, so wäre zu er[illegible] Büchners über Cartesius jener über Spinoza [illegible], wie sich aus einer Bemerkung Büchn[illegible] der Fall. Es [illegible] der Ansicht [illegible] Interesse bieten [illegible] Cursus [illegible] Do[illegible] nicht zu

Anmerkung des Herausgebers.

Ueber Entstehungszeit und Veranlassung der philosophischen Schriften Büchners ist bereits in dem einleitenden Essay gesprochen worden, und dort habe ich auch mein Urtheil über diese Arbeiten zu formuliren gesucht. Hier habe ich nur des Näheren über ihren Inhalt und Umfang zu referiren und darzulegen, welche Gesichtspunkte mich bei der Auswahl der vorstehend mitgetheilten Proben geleitet.

Der Nachlaß enthält drei Manuscripte philosophischen Inhalts. Dieselben füllen zusammen 78 Bogen großen Schreibpapiers und sind durchweg mit sehr kleiner Schrift, sehr dicht und eng und auf beiden Seiten des Papiers, beschrieben. Im Druck würde jeder solcher Manuscriptbogen mindestens einen Druckbogen gewöhnlichen Octavs geben, das Ganze also drei starke Bände füllen.

Unter diesen drei Manuscripten ist das größte und zuerst entstandene die „Geschichte der griechischen Philosophie". Sie ist in drei Abschnitte getheilt: „Von den ältesten Zeiten bis Sokrates" — „Von Sokrates bis Zeno" — „Von Zeno bis Epikur". Ihren Inhalt bilden die zusammenfassenden Darstellungen der Systeme jeder einzelnen Philosophie und jeder Schule. Beigefügt sind die Biographien der Philosophen, Verzeichnisse der einschlägigen Literaturen, endlich übersichtliche Tabellen. Das Ganze ist eine mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragene, überaus gewissenhafte Arbeit, welche durchweg aus den Quellen schöpft und mit größter Objectivität referirt. In den 34 eng beschriebenen Bogen findet sich kein Urtheil des Verfassers angeführt; er begnügt sich mit der Mittheilung und Darstellung der Systeme. Diese Selbstbeschränkung

geht aus dem Zwecke hervor, den Büchner bei dieser Arbeit verfolgte: aus dem Studium der Quellen das nöthige Materiale zu seinen Vorträgen zusammenzutragen. Es ist nichts weiter, als eine Vorarbeit, welche sich freilich bei fernerer Behandlung als sehr werthvoll erwiesen hätte. Wie aus einigen Blättern hervorgeht, welche mit Citaten, Seitenzahlen, Schlagwörtern und abgerissenen Sätzen kreuz und quer beschrieben sind, hatte Büchner die Absicht, dieses massenhafte Materiale zunächst zu einem Cursus akademischer Vorlesungen, welche er unter dem Titel: „Kritische Geschichte der griechischen Philosophie“ ankündigen wollte, zu verarbeiten, später zu einem selbstständigen Werke. An der Ausführung dieses Planes hinderte ihn zunächst der Umstand, daß er sich in Zürich nicht für Philosophie, sondern für vergleichende Anatomie habilitirte, dann sein jäher Tod.

Wie man sieht, ist die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht einmal als Leitfaden des mündlichen Vortrags, geschweige denn für den Druck bestimmt gewesen. Wenn ich gleichwohl zwei kurze Proben hieraus mittheile, so geschieht es nicht, um Büchners philosophische Ansichten zu illustriren. Dazu ist die ganze Arbeit nicht geeignet, geschweige denn die beiden kleinen Abschnitte. Aber es lag mir daran, hier durch Thatsachen zu beweisen, wie gründlich und gewissenhaft Büchner alle Disciplinen, denen er sich zuwandte, betrieb, wie er sich auch in der Philosophie — um einen trivialen, aber treffenden Ausdruck zu gebrauchen — „nichts schenkte“.

Anders verhält es sich mit den Proben aus den beiden anderen Arbeiten.

Es sind dies zwei Monographien über die verwandten Systeme des Spinoza und Cartesius. Da der Letztere der ältere Philosoph ist und Spinoza sein System in vielfacher Anlehnung an ihn aufgebaut, so wäre zu vermuthen, daß die Arbeit Büchners über Cartesius jener über Spinoza vorangegangen. Doch ist, wie sich aus einer Bemerkung Büchners ergibt, das Entgegengesetzte der Fall. Es scheint, daß der junge Gelehrte und angehende Docent der Ansicht gewesen, daß ein Colleg über Spinoza größeres Interesse bieten werde. Darum wollte er vor Allem Materiale für diesen Cursus zusammentragen. Doch ging, wie aus inneren Gründen nicht zu

bezweifeln, beiden Arbeiten ein eingehendes Studium beider Philosophen voraus. Während seiner Vorbereitung für den Cursus über den großen Amsterdamer Philosophen mochte Büchner zu der Ansicht gekommen sein, daß es sich im Interesse der Klarheit und des pragmatischen Zusammenhangs beider Systeme empfehlen werde, mit einem Cursus über Cartesius zu beginnen. Darum arbeitete er dann auch hiefür einen Leitfaden aus.

Die Monographie über Spinoza zerfällt, der eingehaltenen Methode nach, in zwei verschiedene Theile. Der erste, vierzehn Bogen stark, enthält eine vollständige Uebersetzung des ersten Abschnitts der Ethik des Spinoza: „De Deo". Der Uebersetzung beigefügt sind erläuternde oder polemische Anmerkungen. Daß Büchner sich entschloß, den ersten und wichtigsten Theil der Ethik selbst zu übersetzen, hat darin seinen Grund, weil er keine klare und correcte Uebersetzung vorfand. Berthold Auerbachs treffliche Verdeutschung (Stuttgart 1841) war damals noch nicht erschienen. Die Uebersetzung der Ethik, welche Wolff 1744 hatte erscheinen lassen, war völlig veraltet, die Uebersetzung der sämmtlichen Werke, welche Ewald vierzig Jahre vorher (Gera 1791—1793) herausgegeben, mochte Büchner schon deßhalb ungenügend scheinen, weil ihr ein ungenügend recensirter Text zu Grunde lag, und die relativ jüngste Arbeit endlich, die Uebersetzung von Schmitt (Berlin 1811), war ihm wohl ihrer sprachlichen Unklarheit wegen für seine Zwecke nicht entsprechend. Was nun seine eigene Arbeit betrifft, so ist sie sicherlich relativ ein Fortschritt, wird jedoch von denen seiner Nachfolger, Auerbach und v. Kirchmann (Berlin, 1869), übertroffen. Es erklärt sich dies zum Theil auch daraus, daß Büchner nur die mangelhafte Text-Recension von Paulus (Jena 1802—1803) zur Grundlage hatte. Die jetzt allgemein benützte Edition von Bruder (Leipzig 1843) war ihm natürlich nicht zugänglich.

Ueber das Verhältniß Büchners zu Spinoza und die charakteristische Bedeutung seiner Einwürfe habe ich bereits in der Einleitung gesprochen. Als Illustration hiezu mögen die beiden ersten Stellen dienen, die ich aus der Monographie mittheile. Leicht hätte ich eine Reihe ähnlicher Excurse hervorheben können, doch dürfen ja derartige Bruchstücke nicht auf allgemeines Interesse zählen, und mein

Zweck, die oben gegebene Charakteristik zu rechtfertigen, ist wohl auch jetzt schon erfüllt.

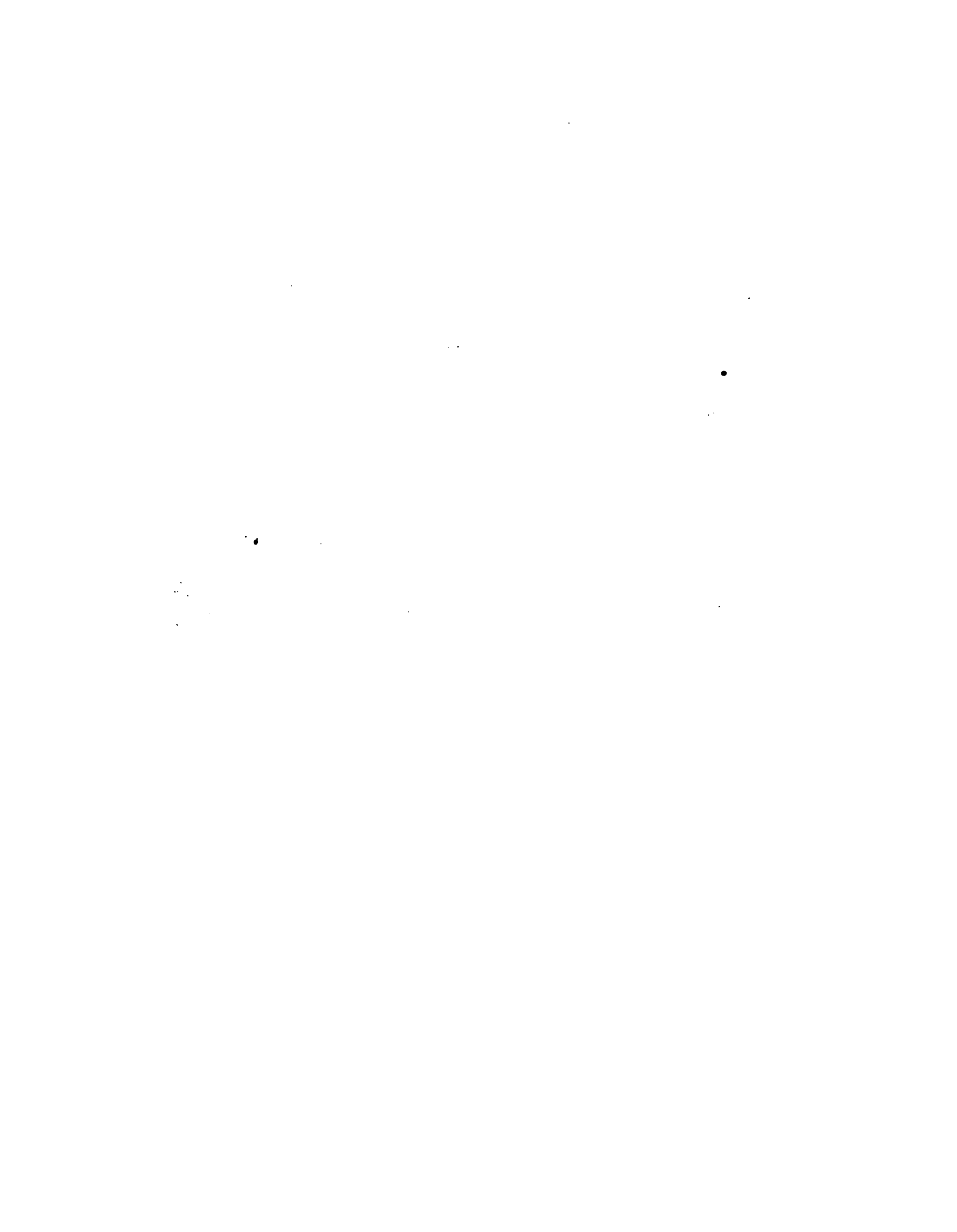
Was übrigens speciell den ersten hier mitgetheilten Excurs betrifft, so braucht für den Kenner des Spinozistischen Systems wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß die Schwäche dieses berühmten Satzes von der Einheit der Substanz anderswo liegt, als da, wo sie Büchner gesucht. Es ist diesem sogar entgangen, daß Spinoza nicht einmal den formalen Beweis für diesen Satz aus dem Vorhergehenden erbracht. (Vrgl. hierüber v. Kirchmann's „Erläuterungen zu Spinoza's Ethik" Berlin, Heimann 1871. S. 14 ff.).

Die weiteren vier mitgetheilten Bruchstücke sind dem zweiten Theil der Monographie entnommen. Es ist dies eine zusammenhängende Darstellung des Spinozistischen Systems, mit zahlreichen eingeflochtenen Citaten, die jedoch im Urtext wiedergegeben sind; dieselbe füllt zwar nur sieben Bogen des Manuscripts, aber in so enger Schrift, daß sie im Druck ein stattliches Bändchen geben würde. Das ist auch die einzige philosophische Schrift Büchners, die auch heute noch um ihrer Klarheit und charakteristischen Auffassung willen gedruckt zu werden verdiente. Ich habe mich hier nur auf die wenigen Bruchstücke beschränken müssen und bedauere insbesondere, daß ich Büchners Erläuterung und Darstellung des „Tractatus theologico-politicus" nicht habe mittheilen können. Ein kurzer Auszug wäre hier nicht am Platze gewesen, die vollinhaltliche Mittheilung aber hätte etwa drei Druckbogen erfordert, also zu viel Raum in der Ausgabe eines Dichters, die das gebildete Publikum überhaupt, nicht blos das philosophisch gebildete, interessiren soll.

Was endlich die dritte Schrift über das System des Cartesius betrifft, so schließt sie sich in der Methode an den zweiten Theil der oben erwähnten Monographie an: sie bietet eine selbstständige kritische Darstellung dieses Systems. Daran reiht sich noch eine ausführliche Biographie des Cartesius, endlich eine sehr fleißige Abhandlung über die Ansichten seiner Schüler und Gegner, wie denn überhaupt die ganze 23 Bogen starke Schrift mit ungemeinem Fleiße geschrieben ist.

Auch hier wurden die Proben nur unter dem Gesichtspunkte ausgewählt, die Charakteristik der Einleitung durch Beispiele zu erläutern.

K. E. F.



IV.

Briefe.

I. An die Familie.

1.

Straßburg, im October 1831.

. . . . . Als sich das Gerücht verbreitete, daß Romarino durch Straßburg reisen würde, eröffneten die Studenten sogleich eine Subscription und beschlossen, ihm mit einer schwarzen Fahne entgegenzuziehen. Endlich traf die Nachricht hier ein, daß Romarino den Nachmittag mit den Generälen Schneider und Langermann ankommen würde. Wir versammelten uns sogleich in der Academie; als wir aber durch das Thor ziehen wollten, ließ der Offizier, der von der Regierung Befehl erhalten hatte, uns mit der Fahne nicht passiren zu lassen, die Wache unter das Gewehr treten, um uns den Durchgang zu wehren. Doch wir brachen mit Gewalt durch und stellten uns drei- bis vierhundert Mann stark an der großen Rheinbrücke auf. An uns schloß sich die Nationalgarde an. Endlich erschien Romarino, begleitet von einer Menge Reiter; ein Student hält eine Anrede, die er beantwortet, ebenso ein Nationalgardist. Die Nationalgarden umgeben den Wagen und ziehen ihn; wir stellen uns

mit der Fahne an die Spitze des Zugs, dem ein großes Musikchor vormarschirt. So ziehen wir in die Stadt, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge unter Absingung der Marseillaise und der Carmagnole; überall erschallt der Ruf: **Vive la liberté! vive Romarino! à bas les ministres! à bas le juste milieu!** Die Stadt selbst illuminirt, an den Fenstern schwenken die Damen ihre Tücher, und Romarino wird im Triumph bis zum Gasthof gezogen, wo ihm unser Fahnenträger die Fahne mit dem Wunsch überreicht, daß diese Trauerfahne sich bald in Polens Freiheitsfahne verwandeln möge. Darauf erscheint Romarino auf dem Balkon, dankt, man ruft Vivat! — und die Comödie ist fertig. . . .

2.

Straßburg, im December 1831.

. . . . . Es sieht verzweifelt kriegerisch aus; kommt es zum Kriege, dann gibt es in Deutschland vornehmlich eine babylonische Verwirrung, und der Himmel weiß, was das Ende vom Liede sein wird. Es kann Alles gewonnen und Alles verloren werden; wenn aber die Russen über die Oder gehen, dann nehme ich den Schießprügel, und sollte ich's in Frankreich thun. Gott mag den allerdurchlauchtigsten und gesalbten Schafsköpfen gnädig sein; auf der Erde werden sie hoffentlich keine Gnade mehr finden. . . .

3.

Straßburg, im Februar 1832.

. . . . Das einzige Interessante in politischer Beziehung ist, daß die hiesigen republikanischen Zierbengel mit rothen

Hüten herumlaufen, und daß Herr Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.* . . . . .

4.

Straßburg, im December 1832

. . . . Ich hätte beinahe vergessen zu erzählen, daß der Platz in Belagerungsstand gesetzt wird (wegen der holländischen Wirren). Unter meinem Fenster rasseln beständig die Kanonen vorbei, auf den öffentlichen Plätzen exerciren die Truppen, und das Geschütz wird auf den Wällen aufgefahren. Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe werth, das Ganze ist doch nur eine Comödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt. . . . .

5.

Straßburg, im Januar 1833.

. . . . . Auf Weihnachten ging ich Morgens um vier Uhr in die Frühmette ins Münster. Das düstere Gewölbe mit seinen Säulen, die Rose und die farbigen Scheiben und die knieende Menge waren nur halb vom Lampenschein erleuchtet. Der Gesang des unsichtbaren Chores schien über dem Chor und dem Altare zu schweben und den vollen Tönen der gewaltigen Orgel zu antworten. Ich bin kein Katholik und kümmerte mich wenig um das Schellen und Knieen der buntscheckigen Pfaffen, aber der Gesang allein machte mehr

---

* Périer, der damalige Minister des Innern, der das aufgestandene Polen im Interesse des Louis Philipp'schen Friedenssystems fallen ließ. L. B.

Eindruck auf mich, als die faden, ewig wiederkehrenden Phrasen unserer meisten Geistlichen, die Jahr aus Jahr ein an jedem Weihnachtstag meist nichts Gescheidteres zu sagen wissen, als, der liebe Herrgott sei doch ein gescheidter Mann gewesen, daß er Christus grade um diese Zeit auf die Welt habe kommen lassen. —

6.

Straßburg, den 5. April 1833.

Heute erhielt ich Euren Brief mit den Erzählungen aus Frankfurt.* Meine Meinung ist die: Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligten, wurde ihnen durch die Nothwendigkeit abgezwungen. Und selbst das Bewilligte wurde uns hingeworfen, wie eine erbettelte Gnade und ein elendes Kinderspielzeug, um dem ewigen Maulaffen Volk seine zu eng geschnürte Wickelschnur vergessen zu machen. Es ist eine blecherne Flinte und ein hölzerner Säbel, womit nur ein Deutscher die Abgeschmacktheit begehen konnte, Soldatchens zu spielen. Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand?

* Das Frankfurter Attentat betreffend. L. B.

Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn gesetzlichen Zustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angethan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann. Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung, noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen. Diese tolle Meinung führte die Frankfurter Vorfälle herbei, und der Irrthum büßte sich schwer. Irren ist übrigens keine Sünde, und die deutsche Indifferenz ist wirklich von der Art, daß sie alle Berechnung zu Schanden macht. Ich bedaure die Unglücklichen von Herzen. Sollte keiner von meinen Freunden in die Sache verwickelt sein? . . . .

7.

Straßburg, im Mai 1833.

. . . . . . So eben erhalten wir die Nachricht, daß in Neustadt die Soldateska über eine friedliche und unbewaffnete

Versammlung hergefallen sei und ohne Unterschied mehrere Personen niedergemacht habe. Aehnliche Dinge sollen sich im übrigen Rheinbayern zugetragen haben. Die liberale Partei kann sich darüber grade nicht beklagen; man vergilt Gleiches mit Gleichem, Gewalt mit Gewalt. Es wird sich finden, wer der Stärkere ist. — Wenn Ihr neulich bei hellem Wetter bis auf das Münster hättet sehen können, so hättet Ihr mich bei einem langhaarigen, bärtigen, jungen Mann sitzend gefunden. Besagter hatte ein rothes Barett auf dem Kopf, um den Hals einen Cashmir-Shawl, um den Cadaver einen kurzen deutschen Rock, auf die Weste war der Name „Rousseau" gestickt, an den Beinen enge Hosen mit Stegen, in der Hand ein modisches Stöckchen. Ihr seht, die Carricatur ist aus mehreren Jahrhunderten und Welttheilen zusammengesetzt: Asien um den Hals, Deutschland um den Leib, Frankreich an den Beinen, 1400 auf dem Kopf und 1833 in der Hand. Er ist ein Kosmopolit — nein, er ist mehr, er ist St. Simonist! Ihr denkt nun, ich hätte mit einem Narren gesprochen, und Ihr irrt. Es ist ein liebenswürdiger junger Mann, viel gereist. — Ohne sein fatales Costüm hätte ich nie den St. Simonisten verspürt, wenn er nicht von der femme in Deutschland gesprochen hätte. Bei den Simonisten sind Mann und Frau gleich, sie haben gleiche politische Rechte. Sie haben nun ihren père, der ist St. Simon, ihr Stifter; aber billigerweise müßten sie auch eine mère haben. Die ist aber noch zu suchen, und da haben sie sich denn auf den Weg gemacht, wie Saul nach seines Vaters Eseln, mit dem Unterschied, daß — denn im neunzehnten Jahrhundert ist die Welt gar weit vorangeschritten — daß die Esel diesmal den Saul

suchen. Rousseau mit noch einem Gefährten (beide verstehen kein Wort deutsch) wollten die femme in Deutschland suchen, man beging aber die intolerante Dummheit, sie zurückzuweisen. Ich sagte ihm, er hätte nicht viel an den Weibern, die Weiber aber viel an ihm verloren; bei den Einen hätte er sich ennuyirt und über die Anderen gelacht. Er bleibt jetzt in Straßburg, steckt die Hände in die Taschen und predigt dem Volke die Arbeit, wird für seine Capacität gut bezahlt und marche vers les femmes, wie er sich ausdrückt. Er ist übrigens beneidenswerth, führt das bequemste Leben unter der Sonne, und ich möchte aus purer Faulheit St. Simonist werden, denn man müßte mir meine Capacität gehörig honoriren. . . . . . .

8.

Straßburg. Ende Mai 1833.

Wegen mir könnt Ihr ganz ruhig sein; ich werde nicht nach Freiburg gehen und ebensowenig wie im vorigen Jahre an einer Versammlung theilnehmen.

9.

Straßburg. im Juni 1833.

. . . . Ich werde zwar immer meinen Grundsätzen gemäß handeln, habe aber in neuerer Zeit gelernt, daß nur das nothwendige Bedürfniß der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann, daß alles Bewegen und Schreien der Einzelnen vergebliches Thorenwerk ist. Sie schreiben, man liest sie nicht; sie schreien, man hört sie nicht; sie handeln, man hilft ihnen nicht. — Ihr könnt voraus-

sehen, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht einlassen werde.

10.

Straßburg, den 8. Juli 1833.

(Reise in die Vogesen.)

Bald im Thal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felsenwänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Wasser. Ueber die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebenen und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lothringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf, zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölk über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Bölgen. Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendroth über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten

haben hundert Kühe und bei neunzig Farren und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen rothen Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, soweit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. Vom Bölgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarinenthal, das letzte Hauptthal der Vogesen. Wir gingen thalaufwärts. Das Thal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück.

Hier gieng es seit einigen Tagen etwas unruhig zu. Ein ministerieller Deputirter, Herr Saglio, kam vor einigen Tagen aus Paris zurück. Es kümmerte sich Niemand um ihn. Eine bankerotte Ehrlichkeit ist heutzutage etwas zu Gemeines, als daß ein Volksvertreter, der seinen Frack wie einen Schandpfahl auf dem Rücken trägt, noch Jemand interessiren könnte. Die Polizei war aber entgegengesetzter Meinung und stellte deßhalb eine bedeutende Anzahl Soldaten auf dem Paradeplatz und vor dem Hause des Herrn Saglio auf. Dies lockte denn endlich am zweiten oder dritten Tage die Menge herbei, gestern und vorgestern Abend wurde etwas vor dem Hause gelärmt. Präfect und Maire hielten es für

die beste Gelegenheit, einen Orden zu erwischen, sie ließen die Truppen ausrücken, die Straßen räumen, Bajonnete und Kolbenstöße austheilen, Verhaftungen vornehmen, Proklamationen anschlagen u. s. w.

11.

Gießen, den 1. November 1833.

..... Gestern wurden wieder zwei Studenten verhaftet, der kleine Stamm und Groß. ....

12.

Gießen, den 19. November 1833.

..... Gestern war ich bei dem Bankett zu Ehren der zurückgekehrten Deputirten. An zweihundert Personen, unter ihnen Balser und Vogt. Einige loyale Toaste, bis man sich Courage getrunken, und dann das Polenlied, die Marseillaise gesungen und den in Friedberg Verhafteten* ein Vivat gebracht! Die Leute gehen ins Feuer, wenn's von einer brennenden Punschbowle kommt! .....

13.

Gießen, im Februar 1834.

..... Ich verachte Niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in Niemands Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umstände wohl Alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen. Der Verstand nun gar ist nur eine sehr geringe Seite

* Apotheker Trapp und einige gleichgesinnte Männer aus Oberhessen. F.

unsers geistigen Wesens und die Bildung nur eine sehr zufällige Form desselben. Wer mir eine solche Verachtung vorwirft, behauptet, daß ich einen Menschen mit Füßen träte, weil er einen schlechten Rock anhätte. Es heißt dieß, eine Rohheit, die man Einem im Körperlichen nimmer zutrauen würde, in's Geistige übertragen, wo sie noch gemeiner ist. Ich kann Jemanden einen Dummkopf nennen, ohne ihn deßhalb zu verachten; die Dummheit gehört zu den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Dinge; für ihre Existenz kann ich nichts, es kann mir aber Niemand wehren, Alles, was existirt, bei seinem Namen zu nennen und dem, was mir unangenehm ist, aus dem Wege zu gehn. Jemanden kränken, ist eine Grausamkeit, ihn aber zu suchen oder zu meiden, bleibt meinem Gutdünken überlassen. Daher erklärt sich mein Betragen gegen alte Bekannte; ich kränkte Keinen und sparte mir viel Langeweile; halten sie mich für hochmüthig, wenn ich an ihren Vergnügungen oder Beschäftigungen keinen Geschmack finde, so ist es eine Ungerechtigkeit; mir würde es nie einfallen, einem Andern aus dem nämlichen Grunde einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr producirt und sie dutzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur außer sich suchen. Ich habe freilich noch eine Art von Spott, es ist aber nicht der der Verachtung, sondern der des Hasses. Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn

im vollsten Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Aeußerlichkeit, die man Bildung, oder eines todten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern. Der Aristokratismus ist die schändlichste Verachtung des heiligen Geistes im Menschen; gegen ihn kehre ich seine eigenen Waffen; Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott. — Ihr würdet euch besser bei meinem Stiefelputzer nach mir umsehn; mein Hochmuth und Verachtung Geistesarmer und Ungelehrter fände dort wohl ihr bestes Object. Ich bitte, fragt ihn einmal. . . Die Lächerlichkeit des Herablassens werdet Ihr mir doch wohl nicht zutrauen. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt habe. — . . . . .

14.

Gießen, den 19. März 1834.

. . . . . Wichtiger ist die Untersuchung wegen der Verbindungen; die Relegation steht wenigstens dreißig Studenten bevor. Ich wollte die Unschädlichkeit dieser Verschwörer eidlich bekräftigen. Die Regierung muß aber doch etwas zu thun haben! Sie dankt ihrem Himmel, wenn ein paar Kinder schleifen oder Ketten schaukeln! — Die in Friedberg Verhafteten sind frei, mit Ausnahme von Vieren — . . .

15.

Straßburg, im April 1834.

. . . In Gießen war ich im Aeußern ruhig, doch war ich in tiefe Schwermuth verfallen; dabei engten mich die

politischen Verhältnisse ein, ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen. Ich komme nach Gießen in die widrigsten Verhältnisse, Kummer und Widerwillen machen mich krank.*

16.

Gießen, den 25. Mai 1834.

..... Das Treiben des „Burschen" kümmert mich wenig, gestern Abend hat er von dem Philister Schläge bekommen. Man schrie Bursch heraus! Es kam aber Niemand, als die Mitglieder zweier Verbindungen, die aber den Universitätsrichter rufen mußten, um sich vor den Schuster- und Schneiderbuben zu retten. Der Universitätsrichter war betrunken und schimpfte die Bürger; es wundert mich, daß er keine Schläge bekam; das Possierlichste ist, daß die Buben liberal sind und sich daher an die loyal gesinnten Verbindungen machten. Die Sache soll sich heute Abend wiederholen, man munkelt sogar von einem Auszug; ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt; wir halten zu den Bürgern und bleiben in der Stadt. .....

17.

Gießen, den 2. Juli 1834.

..... Was sagt man zu der Verurtheilung von „Schulz?"** — Mich wundert es nicht, es riecht nach

---

* Der Hauptinhalt dieses Schreibens ist die Mittheilung über sein Verhältniß zu Minna Jaeglé; die obige Stelle, leider die einzige, die erhalten geblieben, ist der Einleitung entnommen. F.

** Dr. Wilhelm Schulz, früher hessischer Lieutenant, später

Kommißbrod. — A propos, wißt Ihr die hübsche Geschichte vom Herrn Commissär, ꝛc. . .? Der gute Columbus sollte in Darmstadt bei einem Schreiner eine geheime Presse entdecken. Er besetzt das Haus, dringt ein. „Guter Mann, es ist Alles aus, führ' Er mich nur an die Presse." — Der Mann führt ihn an die Kelter. „Nein, Mann! Die Presse! Die Presse!" — Der Mann versteht ihn nicht, und der Commissär wagt sich in den Keller. Es ist dunkel. „Ein Licht, Mann!" — „Das müssen Sie kaufen, wenn Sie eins haben wollen." — Aber der Herr Commissär spart dem Lande überflüssige Ausgaben. Er rennt, wie Münchhausen, an einen Balken, er schlägt Feuer aus seinem Nasenbein, das Blut fließt, er achtet nichts und findet nichts. Unser lieber Großherzog wird ihm aus einem Civilverdienstorden ein Nasenfutteral machen. — . . . . . .

18.

Frankfurt, den 3. August 1834.

. . . . Ich benutze jeden Vorwand, um mich von meiner Kette loszumachen. Freitag Abends ging ich von Gießen weg; ich wählte die Nacht der gewaltigen Hitze wegen, und so wanderte ich in der lieblichsten Kühle unter hellem Sternenhimmel, an dessen fernstem Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Theils zu Fuß, theils fahrend mit Postillonen und sonstigem Gesindel, legte ich während der Nacht den größten Theil des Wegs zurück. Ich ruhte mehrmals unter-

Mitglied des deutschen Parlaments, wurde am 18. Juni 1834 wegen mehrerer als aufrührerisch befundenen Schriften zur Cassation und fünfjährigen Festungsstrafe verurtheilt. L. B.

wegs. Gegen Mittag war ich in Offenbach. Den kleinen Umweg machte ich, weil es von dieser Seite leichter ist, in die Stadt zu kommen, ohne angehalten zu werden. Die Zeit erlaubte mir nicht, mich mit den nöthigen Papieren zu versehen. . . . . .

19.

Gießen, den 5. August 1834.

. . . . Ich meine, ich hätte Euch erzählt, daß Minnigerode* eine halbe Stunde vor meiner Abreise arretirt wurde, man hat ihn nach Friedberg abgeführt. Ich begreife den Grund seiner Verhaftung nicht. Unserem scharfsinnigen Universitätsrichter fiel es ein, in meiner Reise, wie es scheint, einen Zusammenhang mit der Verhaftung Minnigerode's zu finden. Als ich hier ankam, fand ich meinen Schrank versiegelt, und man sagte mir, meine Papiere seien durchsucht worden. Auf mein Verlangen wurden die Siegel sogleich abgenommen, auch gab man mir meine Papiere (nichts als Briefe von Euch und meinen Freunden) zurück, nur einige französische Briefe von W . . ., Muston,** L . . . und B . . . wurden zurückbehalten, wahrscheinlich weil die Leute sich erst einen Sprachlehrer müssen kommen lassen, um sie zu lesen. Ich bin empört über ein solches Benehmen, es wird mir übel, wenn ich meine heiligsten Geheimnisse in den Händen dieser schmutzigen Menschen denke. Und das

* Vrgl. d. Anm. zum „Landboten“ S. 283.

** Muston, ein französischer Flüchtling, der am Savoyer-Zuge Theil genommen hatte, sich in Darmstadt aufhielt und viel mit dem Briefsteller correspondirte. L. B.

Alles — wißt Ihr auch warum? Weil ich an dem nämlichen Tag abgereist, an dem Minnigerode verhaftet wurde. Auf einen vagen Verdacht hin verletzte man die heiligsten Rechte und verlangte dann weiter Nichts, als daß ich mich über meine Reise ausweisen sollte!!! Das konnte ich natürlich mit der größten Leichtigkeit; ich habe Briefe von B., die jedes Wort bestätigen, das ich gesprochen, und unter meinen Papieren befindet sich **keine** Zeile, die mich compromittiren könnte. Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt sein. Ich bin auf freiem Fuß, und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im Tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen. Man hat mich auf dem Universitätsgericht bloß gefragt, wo ich mich während der drei letzten Tage aufgehalten, und um sich darüber Aufschluß zu verschaffen, erbricht man schon am zweiten Tag in meiner Abwesenheit meinen Pult und bemächtigt sich meiner Papiere! Ich werde mit einigen Rechtskundigen sprechen und sehen, ob die Gesetze für eine solche Verletzung Genugthuung schaffen! . . . .

20.

Gießen, den 8. August 1834.

. . . . . Ich gehe meinen Beschäftigungen wie gewöhnlich nach, vernommen bin ich nicht weiter geworden. Verdächtiges hat man nicht gefunden, nur die französischen Briefe scheinen noch nicht entziffert zu sein; der Herr Universitätsrichter muß sich wohl erst Unterricht im Französischen nehmen. Man hat mir sie noch nicht zurückgegeben. . . . . Uebrigens

habe ich mich bereits an das Disciplinargericht gewendet und es um Schutz gegen die Willkür des Universitätsrichters gebeten. Ich bin auf die Antwort begierig. Ich kann mich nicht entschließen, auf die mir gebührende Genugthuung zu verzichten. Das Verletzen meiner heiligsten Rechte und das Einbrechen in alle meine Geheimnisse, das Berühren von Papieren, die mir Heiligthümer sind, empörten mich zu tief, als daß ich nicht jedes Mittel ergreifen sollte, um mich an dem Urheber dieser Gewaltthat zu rächen. Den Universitätsrichter habe ich mittelst des höflichsten Spottes fast ums Leben gebracht. Wie ich zurückkam, mein Zimmer mir verboten und mein Pult versiegelt fand, lief ich zu ihm und sagte ihm ganz kaltblütig mit der größten Höflichkeit, in Gegenwart mehrerer Personen: wie ich vernommen, habe er in meiner Abwesenheit mein Zimmer mit seinem Besuche beehrt, ich komme, um ihn um den Grund seines gütigen Besuches zu fragen 2c. — Es ist Schade, daß ich nicht nach dem Mittagessen gekommen, aber auch so barst er fast und mußte diese beißende Ironie mit der größten Höflichkeit beantworten. Das Gesetz sagt, nur in Fällen sehr dringenden Verdachts, ja nur eines Verdachtes, der statt halben Beweises gelten könne, dürfe eine Haussuchung vorgenommen werden. Ihr seht, wie man das Gesetz auslegt. Verdacht, am wenigsten ein dringender, kann nicht gegen mich vorliegen, sonst müßte ich verhaftet sein; in der Zeit, wo ich hier bin, könnte ich ja jede Untersuchung durch Verabreden gleichlautender Aussagen und dergleichen unmöglich machen. Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts compromittirt bin, und daß die Haussuchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und nicht sclavisch genug

aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine solche Gewaltthat stillschweigend ertragen, hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugthuung mehr erhalte. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht anthun.

Wir wissen nichts von Minnigerode; das Gerücht mit Offenbach* ist jedenfalls reine Erfindung; daß ich auch schon da gewesen, kann mich nicht mehr compromittiren, als jeden anderen Reisenden. . . . — Sollte man, sowie man ohne die gesetzlich nothwendige Ursache meine Papiere durchsuchte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen! ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist dies so wenig meine Schuld, als wenn eine Heerde Banditen mich anhielte, plünderte oder mordete. Es ist Gewalt, der man sich fügen muß, wenn man nicht stark genug ist, ihr zu widerstehen; aus der Schwäche kann Einem kein Vorwurf gemacht werden. . . . . .

21.

Gießen, Ende August 1834.

Es sind jetzt fast drei Wochen seit der Haussuchung verflossen, und man hat mir in Bezug darauf noch nicht die mindeste Eröffnung gemacht. Die Vernehmung bei dem

---

* Das Gerücht, daß dort eine geheime Presse entdeckt worden. Der Leser weiß, daß das Gerücht sehr begründet war, und daß Büchner in erster Linie wußte, es sei durchaus keine „Erfindung“. Ueber die Absicht, welche Büchner durch diese und ähnliche Unrichtigkeiten den besorgten Eltern gegenüber verfolgte, gibt die Einleitung Aufschluß. F.

Universitätsrichter am ersten Tage kann nicht in Anschlag gebracht werden, sie steht damit in keinem gesetzlichen Zusammenhang; der Herr Georgi verlangt nur als Universitätsrichter von mir als Studenten: ich solle mich wegen meiner Reise ausweisen, während er die Haussuchung als Regierungscommissär vornahm. Ihr sehet also, wie weit man es in der gesetzlichen Anarchie gebracht hat. Ich vergaß, wenn ich nicht irre, den wichtigen Umstand anzuführen, daß die Haussuchung sogar ohne die drei, durch das Gesetz vorgeschriebenen Urkundspersonen vorgenommen wurde, und so um so mehr den Charakter eines Einbruchs an sich trägt. Das Verletzen unserer Familiengeheimnisse ist ohnehin ein bedeutenderer Diebstahl, als das Wegnehmen einiger Geldstücke. Das Einbrechen in meiner Abwesenheit ist ebenfalls ungesetzlich; man war nur berechtigt, meine Thüre zu versiegeln, und erst dann in meiner Abwesenheit zur Haussuchung zu schreiten, wenn ich mich auf erfolgte Vorladung nicht gestellt hätte. Es sind also drei Verletzungen des Gesetzes vorgefallen: Haussuchung ohne dringenden Verdacht (ich bin, wie gesagt, noch nicht vernommen worden, und es sind drei Wochen verflossen), Haussuchung ohne Urkundspersonen, und endlich Haussuchung am dritten Tage meiner Abwesenheit ohne vorher erfolgte Vorladung. —

Die Vorstellung an das Disciplinargericht war im Grund genommen überflüssig, weil der Universitätsrichter als Regierungscommissär nicht unter ihm steht. Ich that diesen Schritt nur vorerst, um nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen; ich stellte mich unter seinen Schutz, ich überließ ihm meine Klage. Seiner Stellung gemäß mußte es meine

Sache zu der seinigen machen, aber die Leute sind etwas furchtsamer Natur; ich bin überzeugt, daß sie mich an eine andere Behörde verweisen. Ich erwarte ihre Resolution.... Der Vorfall ist so einfach und liegt so klar am Tage, daß man mir entweder volle Genugthuung schaffen oder öffentlich erklären muß, das Gesetz sei aufgehoben und eine Gewalt an seine Stelle getreten, gegen die es keine Appellation, als Sturmglocken und Pflastersteine gebe. . . . .

22.

Weißenburg, den 9. März 1835.

Eben lange ich wohlbehalten hier an. Die Reise ging schnell und bequem vor sich. Ihr könnt, was meine persönliche Sicherheit anlangt, völlig ruhig sein. Sicheren Nachrichten gemäß bezweifle ich auch nicht, daß mir der Aufenthalt in Straßburg gestattet werden wird. . . . Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. . . Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber Alles von der Untersuchung selbst. . . . . Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker zu Friedberg versessen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Uebel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei. . . . Es liegt jetzt Alles in meiner Hand. Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten

Anstrengung betreiben, und auf dem Felde ist noch Raum genug, um etwas Tüchtiges zu leisten, und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen. Seit ich über der Grenze bin, habe ich frischen Lebensmuth, ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte. Der beständigen geheimen Angst vor Verhaftung und sonstigen Verfolgungen, die mich in Darmstadt beständig peinigte, enthoben zu sein, ist eine große Wohlthat. . . . .

23.

Straßburg, den 27. März 1835.

. . . . . Ich fürchte sehr, daß das Resultat der Untersuchung den Schritt, welchen ich gethan, hinlänglich rechtfertigen wird; es sind wieder Verhaftungen erfolgt, und man erwartet nächstens deren noch mehr. Minnigerode ist in flagranti crimine ertappt worden; man betrachtet ihn als den Weg, der zur Entdeckung aller bisherigen revolutionären Umtriebe führen soll, man sucht ihm um jeden Preis sein Geheimniß zu entreißen; wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen können? . . . . Ist in den deutschen Zeitungen die Hinrichtung des Lieutenant Kosseritz auf dem Hohenasperg in Württemberg bekannt gemacht worden? Er war Mitwisser um das Frankfurter Complott, und wurde vor einiger Zeit erschossen. Der Buchhändler Frankh aus Stuttgart ist mit noch mehreren Anderen aus der nämlichen Ursache zum Tode verurtheilt worden, und man glaubt, daß das Urtheil vollstreckt wird.* . . . . .

* **Diese Angaben sind unrichtig: Kosseritz wurde begnadigt und nach Amerika entlassen, Frankh von den Civilgerichten zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt. L. B.**

24.

Straßburg, den 20. April 1835.

..... Heute Morgen erhielt ich eine traurige Nachricht; ein Flüchtling aus der Gegend von Gießen ist hier angekommen; er erzählte mir, in der Gegend von Marburg seien mehrere Personen verhaftet und bei einem von ihnen eine Presse gefunden worden, außerdem sind meine Freunde A. Becker und Klemm eingezogen worden, und Rector Weidig von Butzbach wird verfolgt. Ich begreife unter solchen Umständen die Freilassung von P..... nicht. Jetzt erst bin ich froh, daß ich weg bin, man würde mich auf keinen Fall verschont haben. ... Ich sehe meiner Zukunft sehr ruhig entgegen. Jedenfalls könnte ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten leben. .... Man hat mich auch aufgefordert, Kritiken über die neu erscheinenden französischen Werke in das Literaturblatt zu schicken, sie werden gut bezahlt. Ich würde mir noch weit mehr verdienen können, wenn ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, aber ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben. .....

25.

Straßburg, den 5. Mai 1835.

Schulz* und seine Frau gefallen mir sehr gut, ich habe schon seit längerer Zeit Bekanntschaft mit ihnen gemacht und besuche sie öfters. Schulz namentlich ist nichts weniger, als die unruhige Kanzleibürste, die ich mir unter ihm vor-

* Schulz war bekanntlich am 31. December 1834 durch die Hilfe seiner entschlossenen Frau aus der Festung entflohen und nach Straßburg gegangen. L. B.

stellte; er ist ein ziemlich ruhiger und sehr anspruchsloser Mann. Er beabsichtigt, in aller Nähe mit seiner Frau nach Nancy und in Zeit von einem Jahr ungefähr nach Zürich zu gehen, um dort zu dociren. . . . Die Verhältnisse der politischen Flüchtlinge sind in der Schweiz keineswegs so schlecht, als man sich einbildet; die strengen Maßregeln erstrecken sich nur auf diejenigen, welche durch ihre fortgesetzten Tollheiten die Schweiz in die unangenehmsten Verhältnisse mit dem Auslande gebracht und schon beinahe in einen Krieg mit demselben verwickelt haben. . . . . Böckel und Baum sind fortwährend meine intimsten Freunde; Letzterer will seine Abhandlung über die Methodisten, wofür er einen Preis von 3000 Francs erhalten hat und öffentlich gekrönt worden ist, drucken lassen. Ich habe mich in seinem Namen an Gutzkow gewendet, mit dem ich fortwährend in Correspondenz stehe. Er ist im Augenblick in Berlin, muß aber bald wieder zurückkommen. Er scheint viel auf mich zu halten, ich bin froh darüber, sein Literaturblatt steht in großem Ansehn. . . . . . Im Juni wird er hierherkommen, wie er mir schreibt. Daß Mehreres aus meinem Drama im Phönix erschienen ist, hatte ich durch ihn erfahren, er versicherte mich auch, daß das Blatt viel Ehre damit eingelegt habe. Das Ganze muß bald erscheinen. Im Fall es euch zu Gesicht kommt, bitte ich euch, bei eurer Beurtheilung vorerst zu bedenken, daß ich der Geschichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie sie waren: blutig, liederlich, energisch und cynisch. Ich betrachte mein Drama wie ein geschichtliches Gemälde, das seinem Original gleichen muß. . . . Gutzkow hat mich um Kritiken, wie um eine besondere Gefälligkeit gebeten; ich konnte es nicht abschlagen, ich gebe mich ja doch

in meinen freien Stunden mit Lectüre ab, und wenn ich dann manchmal die Feder in die Hand nehme und schreibe über das Gelesene etwas nieder, so ist dieß keine so große Mühe und nimmt wenig Zeit weg. . . . Der Geburtstag des Königs ging sehr still vorüber, Niemand fragt nach dergleichen, selbst die Republikaner sind ruhig; sie wollen keine Emeuten mehr, aber ihre Grundsätze finden von Tag zu Tag, namentlich bei der jungen Generation, mehr Anhang, und so wird wohl die Regierung nach und nach, ohne gewaltsame Umwälzung von selbst zusammenfallen. . . . Sartorius ist verhaftet, sowie auch Becker. Heute habe ich auch die Verhaftung des Herrn Weidig und des Pfarrers Flick zu Petterweil erfahren. . . . . .

26.

Straßburg, Mittwoch nach Pfingsten 1835.

. . . . . Was ihr mir von dem in Darmstadt verbreiteten Gerüchte hinsichtlich einer in Straßburg bestehenden Verbindung sagt, beunruhigt mich sehr. Es sind höchstens acht bis neun deutsche Flüchtlinge hier, ich komme fast in keine Berührung mit ihnen, und an eine politische Verbindung ist nicht zu denken. Sie sehen so gut wie ich ein, daß unter den jetzigen Umständen dergleichen im Ganzen unnütz und dem, der daran Theil nimmt, höchst verderblich ist. Sie haben nur einen Zweck, nämlich durch Arbeiten, Fleiß und gute Sitten das sehr gesunkene Ansehn der deutschen Flüchtlinge wieder zu heben, und ich finde das sehr lobenswerth. Straßburg schien übrigens unserer Regierung höchst verdächtig und sehr gefährlich, es wundern mich daher die umgehenden Gerüchte nicht im Geringsten, nur macht es mich besorgt,

daß unsere Regierung die Ausweisung der Schuldigen verlangen will. Wir stehen hier unter keinem gesetzlichen Schutz, halten uns eigentlich gegen das Gesetz hier auf, sind nur geduldet und somit ganz der Willkür des Präfecten überlassen. Sollte ein derartiges Verlangen von unserer Regierung gestellt werden, so würde man nicht fragen: existirt eine solche Verbindung oder nicht?, sondern man würde ausweisen, was da ist. Ich kann zwar auf Protection genug zählen, um mich hier halten zu können, aber das geht nur so lange, als die hessische Regierung nicht besonders meine Ausweisung verlangt, denn in diesem Falle spricht das Gesetz zu deutlich, als daß die Behörde ihm nicht nachkommen müßte. Doch hoffe ich, das Alles ist übertrieben. Uns berührt auch folgende Thatsache: Dr. Schulz hat nämlich vor einigen Tagen den Befehl erhalten, Straßburg zu verlassen; er hatte hier ganz zurückgezogen gelebt, sich ganz ruhig verhalten und dennoch! Ich hoffe, daß unsere Regierung mich für zu unbedeutend hielt, um auch gegen mich ähnliche Maßregeln zu ergreifen, und daß ich somit ungestört bleiben werde. Sagt, ich sei in die Schweiz gegangen. — Heumann sprach ich gestern. — Auch sind in der letzten Zeit wieder fünf Flüchtlinge aus Darmstadt und Gießen hier eingetroffen und bereits in die Schweiz weiter gereist. Rosenstiel, Wiener und Stamm sind unter ihnen. . . . .

27.

Straßburg, im Juli 1835.

. . . . . „Ich würde Dir* das nicht sagen, wenn ich im Entferntesten jetzt an die Möglichkeit einer politischen

* Das Schreiben ist an Georgs Bruder, Wilhelm Büchner, gerichtet. Das vorangehende Stück existirt nicht mehr. F.

Umwälzung glauben könnte. Ich habe mich seit einem halben Jahre vollkommen überzeugt, daß Nichts zu thun ist, und daß Jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse, ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges, übereinstimmendes Handeln unmöglich ist, und daß jeder Versuch auch nicht zum geringsten Resultate führt. — — — — Eine genaue Bekanntschaft mit dem Treiben der deutschen Revolutionärs im Auslande hat mich überzeugt, daß auch von dieser Seite nicht das Geringste zu hoffen ist. Es herrscht unter ihnen eine babylonische Verwirrung, die nie gelöst werden wird. Hoffen wir auf die Zeit!

28.

Straßburg, im Juli 1835.

..... Ich habe hier noch mündlich viel Unangenehmes aus Darmstadt erfahren. Koch, Walloth, Geilfuß und einer meiner Gießener Freunde, mit Namen Becker, sind vor Kurzem hier angekommen, auch ist der junge Stamm hier. Es sind sonst noch Mehrere angekommen, sie gehen aber sämmtlich weiter in die Schweiz oder in das Innere von Frankreich. Ich habe von Glück zu sagen und fühle mich manchmal recht frei und leicht, wenn ich den weiten, freien Raum um mich überblicke und mich dann in das Darmstädter Arresthaus zurückversetze. Die Unglücklichen! Minnigerode sitzt jetzt fast ein Jahr, er soll körperlich fast aufgerieben sein, aber zeigt er nicht eine heroische Standhaftigkeit? Es heißt, er sei schon mehrmals geschlagen

worden, ich kann und mag es nicht glauben. A. Becker wird wohl von Gott und der Welt verlassen sein; seine Mutter starb, während er in Gießen im Gefängniß saß, vierzehn Tage darnach eröffnete man es ihm!!! Klemm* ist ein Verräther, das ist gewiß, aber es ist mir doch immer, als ob ich träumte, wenn ich daran denke. Wißt Ihr denn, daß seine Schwester und seine Schwägerin ebenfalls verhaftet und nach Darmstadt gebracht worden sind, und zwar höchst wahrscheinlich auf seine eigne Aussage hin? Uebrigens gräbt er sich sein eignes Grab; seinen Zweck, die Heirath mit Fräulein v. . . . . . in Gießen, wird er doch nicht erreichen, und die öffentliche Verachtung, die ihn unfehlbar trifft, wird ihn tödten. Ich fürchte nur sehr, daß die bisherigen Verhaftungen nur das Vorspiel sind; es wird noch bunt hergehen. Die Regierung weiß sich nicht zu mäßigen; die Vortheile, welche ihr die Zeitumstände in die Hand geben, wird sie auf's Aeußerste mißbrauchen, und das ist sehr unklug und für uns sehr vortheilhaft. Auch der junge

---

* Stud. Gustav Klemm aus Lich, schon in das Frankfurter Attentat verwickelt und deßwegen längere Zeit in Haft, aber am 20. Mai 1834 wieder freigegeben, nahm an der nun folgenden Thätigkeit der geheimen Gesellschaften zur Verbreitung revolutionärer Flugschriften lebhaften Antheil und legte bei seiner am 8. Mai 1835 erfolgten zweiten Verhaftung so umfassende und absichtliche Geständnisse über seine Mitschuldigen vor dem Untersuchungsrichter ab, daß er in Berücksichtigung dieser Verdienste sowohl, als einer geschwächten Gesundheit, schon am 23. August desselben Jahres wieder freigelassen wurde (was damals bei keinem der sonstigen Angeschuldigten geschah) und von da an in fortwährender Relation mit seinem Untersuchungsrichter blieb. — Er lebte später, überall zurückgestoßen, an verschiedenen Orten. L. B.

v. Biegeleben, Weidenbusch, Floret sind in eine Untersuchung verwickelt; das wird noch ins Unendliche gehen. Drei Pfarrer, Flick, Weidig und Thudichum sind unter den Verhafteten. Ich fürchte nur sehr, daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt, doch bin ich der Verwendung der Professoren Lauth, Duvernoy und des Doctor Boeckel's gewiß, die sämmtlich mit dem Präfecten gut stehen. — Mit meiner Uebersetzung bin ich längst fertig; wie es mit meinem Drama geht, weiß ich nicht; es mögen wohl fünf bis sechs Wochen sein, daß mir Gutzkow schrieb, es werde daran gedruckt, seit der Zeit habe ich nichts mehr darüber gehört. Ich denke, es muß erschienen sein, und man schickt es mir erst, wenn die Recensionen erschienen sind, zugleich mit diesen zu. Anders weiß ich mir die Verzögerung nicht zu erklären. Nur fürchte ich zuweilen für Gutzkow; er ist ein Preuße und hat sich neuerdings durch eine Vorrede zu einem in Berlin erschienenen Werke das Mißfallen seiner Regierung zugezogen. Die Preußen machen kurzen Prozeß; er sitzt vielleicht jetzt auf einer preußischen Festung; doch wir wollen das Beste hoffen. . . . . .

29.

Straßburg, 16. Juli 1835.

. . . . Ich lebe hier ganz unangefochten; es ist zwar vor einiger Zeit ein Rescript von Gießen gekommen, die Polizei scheint aber keine Notiz davon genommen zu haben. . . . . Es liegt schwer auf mir, wenn ich mir Darmstadt vorstelle; ich sehe unser Haus und den Garten und dann unwillkürlich das abscheuliche Arresthaus. Die Unglücklichen! Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo Einer nach dem

Andern stirbt und in der Stille begraben wird. Ein Todesurtheil, ein Schaffot, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängniß auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! Das ist entsetzlich! Könntet Ihr mir nicht sagen, wer in Darmstadt sitzt? Ich habe hier Vieles untereinander gehört, werde aber nicht klug daraus. Klemm scheint eine schändliche Rolle zu spielen. Ich hatte den Jungen sehr gern, er war grenzenlos leidenschaftlich, aber offen, lebhaft, muthig und aufgeweckt. Hört man nichts von Minnigerode? Sollte er wirklich Schläge erhalten? Es ist mir undenkbar. Seine heroische Standhaftigkeit sollte auch den verstocktesten Aristokraten Ehrfurcht einflößen. . . . . .

30.

Straßburg, 28. Juli 1835.

. . . . . Ueber mein Drama muß ich einige Worte sagen: erst muß ich bemerken, daß die Erlaubniß, einige Aenderungen machen zu dürfen, allzusehr benutzt worden ist. Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachtheiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg, und fast platter Unsinn steht an der Stelle. Außerdem wimmelt das Buch von den abscheulichsten Druckfehlern. Man hat mir keinen Correcturbogen zugeschickt. Der Titel ist abgeschmackt, und mein Name steht darauf, was ich ausdrücklich verboten hatte; er steht außerdem nicht auf dem Titel meines Manuscripts. Außerdem hat mir der Corrector einige Gemeinheiten in den Mund gelegt, die ich in meinem Leben nicht gesagt haben würde. Gutzkow's glänzende Kritiken

habe ich gelesen und zu meiner Freude dabei bemerkt, daß ich keine Anlagen zur Eitelkeit habe. Was übrigens die sogenannte Unsittlichkeit meines Buchs angeht, so habe ich Folgendes zu antworten: der dramatische Dichter ist in meinen Augen nichts, als ein Geschichtschreiber, steht aber über Letzterem dadurch, daß er uns die Geschichte zum zweiten Mal erschafft und uns gleich unmittelbar, statt eine trockne Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein versetzt, uns statt Charakteristiken Charaktere und statt Beschreibungen Gestalten gibt. Seine höchste Aufgabe ist, der Geschichte, wie sie sich wirklich begeben, so nahe als möglich zu kommen. Sein Buch darf weder sittlicher noch unsittlicher sein, als die Geschichte selbst; aber die Geschichte ist vom lieben Herrgott nicht zu einer Lectüre für junge Frauenzimmer geschaffen worden, und da ist es mir auch nicht übel zu nehmen, wenn mein Drama ebensowenig dazu geeignet ist. Ich kann doch aus einem Danton und den Banditen der Revolution nicht Tugendhelden machen! Wenn ich ihre Liederlichkeit schildern wollte, so mußte ich sie eben liederlich sein, wenn ich ihre Gottlosigkeit zeigen wollte, so mußte ich sie eben wie Atheisten sprechen lassen. Wenn einige unanständige Ausdrücke vorkommen, so denke man an die weltbekannte, obscöne Sprache der damaligen Zeit, wovon das, was ich meine Leute sagen lasse, nur ein schwacher Abriß ist. Man könnte mir nur noch vorwerfen, daß ich einen solchen Stoff gewählt hätte. Aber der Einwurf ist längst widerlegt. Wollte man ihn gelten lassen, so müßten die größten Meisterwerke der Poesie verworfen werden. Der Dichter ist kein Lehrer der Moral, er erfindet und schafft Gestalten, er macht vergangene Zeiten wieder

aufleben, und die Leute mögen dann daraus lernen, so gut, wie aus dem Studium der Geschichte und der Beobachtung dessen, was im menschlichen Leben um sie herum vorgeht. Wenn man so wollte, dürfte man keine Geschichte studiren, weil sehr viele unmoralische Dinge darin erzählt werden, müßte mit verbundenen Augen über die Gasse gehen, weil man sonst Unanständigkeiten sehen könnte, und müßte über einen Gott Zeter schreien, der eine Welt erschaffen, worauf so viele Liederlichkeiten vorfallen. Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll. Was noch die sogenannten Idealdichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt. Mit einem Wort, ich halte viel auf Goethe und Shakspeare, aber sehr wenig auf Schiller. Daß übrigens noch die ungünstigsten Kritiken erscheinen werden, versteht sich von selbst; denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind. Ich halte übrigens mein Werk keineswegs für vollkommen, und werde jede wahrhaft ästhetische Kritik mit Dank annehmen. —

Habt ihr von dem gewaltigen Blitzstrahl gehört, der vor einigen Tagen das Münster getroffen hat? Nie habe ich einen solchen Feuerglanz gesehen und einen solchen Schlag

gehört, ich war einige Augenblicke wie betäubt. Der Schade ist der größte seit Wächtersgedenken. Die Steine wurden mit ungeheurer Gewalt zerschmettert und weit weg geschleudert; auf hundert Schritt im Umkreis wurden die Dächer der benachbarten Häuser von den herabfallenden Steinen durchgeschlagen. —

Es sind wieder drei Flüchtlinge hier eingetroffen, Nievergelder ist darunter; es sind in Gießen neuerdings zwei Studenten verhaftet worden. Ich bin äußerst vorsichtig. Wir wissen hier von Niemand, der auf der Grenze verhaftet worden sei. Die Geschichte muß ein Mährchen sein. . . . . .

31.

Straßburg, Anfangs August 1835.

. . . . . Vor Allem muß ich Euch sagen, daß man mir auf besondere Verwendung eine Sicherheitskarte versprochen hat, im Fall ich einen Geburts- (nicht Heimats-) Schein vorweisen könnte. Es ist dies nur als eine vom Gesetze vorgeschriebene Förmlichkeit zu betrachten; ich muß ein Papier vorweisen können, so unbedeutend es auch sei. . . . Doch lebe ich ganz unangefochten, es ist nur eine prophylactische Maßregel, die ich für die Zukunft nehme. Sprengt übrigens immerhin aus, ich sei nach Zürich gegangen; da ihr seit längerer Zeit keine Briefe von mir durch die Post erhalten habt, so kann die Polizei unmöglich mit Bestimmtheit wissen, wo ich mich aufhalte, zumal da ich meinen Freunden geschrieben, ich sei nach Zürich gegangen. Es sind wieder einige Flüchtlinge hier angekommen, ein Sohn des Professor Vogt ist darunter, sie bringen die Nachricht von neuen Verhaftungen dreier Familienväter! Der eine in

Rödelheim, der andere in Frankfurt, der dritte in Offenbach. Auch ist eine Schwester des unglücklichen Neuhof, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, wie man sagt, verhaftet worden. Daß ein Frauenzimmer aus Gießen in das Darmstädter Arresthaus gebracht wurde, ist gewiß; man behauptet, sie sei die .... Die Regierung muß die Sache sehr geheim halten, denn ihr scheint in Darmstadt sehr schlecht unterrichtet zu sein. Wir erfahren Alles durch die Flüchtlinge, welche es am besten wissen, da sie meistens zuvor in die Untersuchung verwickelt waren. Daß Minnigerode in Friedberg eine Zeit lang Ketten an den Händen hatte, weiß ich gewiß, ich weiß es von Einem, der mit ihm saß. Er soll tödtlich krank sein; wolle der Himmel, daß seine Leiden ein Ende hätten! Daß die Gefangenen die Gefängnißkost bekommen und weder Licht noch Bücher erhalten, ist ausgemacht. Ich danke dem Himmel, daß ich voraussah, was kommen würde, ich wäre in so einem Loch verrückt geworden. .... In der Politik fängt es hier wieder an, lebendig zu werden. Die Höllenmaschine in Paris und die der Kammer vorgelegten Gesetz-Entwürfe über die Presse machen viel Aufsehn. Die Regierung zeigt sich sehr unmoralisch; denn obgleich es gerichtlich erwiesen ist, daß der Thäter ein verschmitzter Schurke ist, der schon allen Parteien gedient hat und wahrscheinlich durch Geld zu der That getrieben wurde, so sucht sie doch das Verbrechen den Republikanern und Carlisten auf den Hals zu laden und durch den momentanen Eindruck die unleidlichsten Beschränkungen der Presse zu erlangen. Man glaubt, daß das Gesetz in der Kammer durchgehen und vielleicht noch geschärft werden wird. Die Regierung ist sehr unklug; in sechs Wochen hat

man die Höllenmaschine vergessen, und dann befindet sie sich mit ihrem Gesetz einem Volke gegenüber, das seit mehreren Jahren gewohnt ist, Alles, was ihm durch den Kopf kommt, öffentlich zu sagen. Die feinsten Politiker reimen die Höllenmaschine mit der Revue in Kalisch zusammen. Ich kann ihnen nicht ganz Unrecht geben; die Höllenmaschine unter Bonaparte! der Rastadter Gesandtenmord!! . . . . .

Wenn man sieht, wie die absoluten Mächte Alles wieder in die alte Unordnung zu bringen suchen, Polen, Italien, Deutschland wieder unter den Füßen! es fehlt nur noch Frankreich, es hängt ihnen immer, wie ein Schwerdt, über dem Kopf. So zum Zeitvertreib wirft man doch die Millionen in Kalisch nicht zum Fenster hinaus. Man hätte die auf den Tod des Königs folgende Verwirrung benutzt und hätte gerade nicht sehr viele Schritte gebraucht, um an den Rhein zu kommen. Ich kann mir das Attentat auf keine andere Weise erklären. Die Republikaner haben erstens kein Geld und sind zweitens in einer so elenden Lage, daß sie nichts hätten versuchen können, selbst wenn der König gefallen wäre. Höchstens könnten einige Legitimisten hinein verwickelt sein. Ich glaube nicht, daß die Justiz die Sache aufklären wird. . . . . . .

32.

Straßburg, den 17. August 1835.

Von Umtrieben weiß ich nichts. Ich und meine Freunde sind sämmtlich der Meinung, daß man für jetzt Alles der Zeit überlassen muß; übrigens kann der Mißbrauch, welchen die Fürsten mit ihrer wieder erlangten Gewalt treiben, nur zu unserem Vortheil gereichen. Ihr müßt Euch

durch die verschiedenen Gerüchte nicht irre machen lassen; so soll sogar ein Mensch Euch besucht haben, der sich für Einen meiner Freunde ausgab. Ich erinnere mich gar nicht, den Menschen je gesehen zu haben; wie mir die Anderen jedoch erzählten, ist er ein ausgemachter Schurke, der wahrscheinlich auch das Gerücht von einer hier bestehenden Verbindung ausgesprengt hat. Die Gegenwart des Prinzen Emil, der eben hier ist, könnte vielleicht nachtheilige Folgen für uns haben, im Fall er von dem Präfecten unsere Ausweisung begehrte; doch halten wir uns für zu unbedeutend, als daß Seine Hoheit sich mit uns beschäftigen sollte. Uebrigens sind fast sämmtliche Flüchtlinge in die Schweiz und in das Innere abgereist, und in wenigen Tagen gehen noch mehrere, so daß höchstens fünf bis sechs hier bleiben werden. . . . . .

33.

Straßburg, den 20. September 1835.

. . . . . . Mir hat sich eine Quelle geöffnet; es handelt sich um ein großes Literaturblatt, „Deutsche Revue“ betitelt, das mit Anfang des neuen Jahres in Wochenheften erscheinen soll. Gutzkow und Wienbarg werden das Unternehmen leiten; man hat mich zu monatlichen Beiträgen aufgefordert. Ob das gleich eine Gelegenheit gewesen wäre, mir vielleicht ein regelmäßiges Einkommen zu sichern, so habe ich doch meiner Studien halber die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen abgelehnt. Vielleicht, daß Ende des Jahres noch etwas von mir erscheint. — Klemm also frei? Er ist mehr ein Unglücklicher, als ein Verbrecher, ich bemitleide ihn eher, als ich ihn verachte; man muß doch gar pfiffig die tolle Leidenschaft des armen Teufels benützt haben. Er hatte

sonst Ehrgefühl, ich glaube nicht, daß er seine Schande wird ertragen können. Seine Familie verleugnet ihn, seinen älteren Bruder ausgenommen, der eine Hauptrolle in der Sache gespielt zu haben scheint. Es sind viel Leute dadurch unglücklich geworden. Mit Minnigerode soll es besser gehen. Hat denn Gladbach noch kein Urtheil? Das heiße ich einen doch lebendig begraben. Mich schaudert, wenn ich denke, was vielleicht mein Schicksal gewesen wäre! . . . . . .

34.

Straßburg im October 1835.

. . . . . Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethe's, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. Auch sehe ich mich eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand um. Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider. . . . .

35.

Straßburg, den 2. November 1835.

. . . . . Ich weiß bestimmt, daß man mir in Darmstadt die abenteuerlichsten Dinge nachsagt; man hat mich bereits dreimal an der Grenze verhaften lassen. Ich finde es natürlich; die außerordentliche Anzahl von Verhaftungen und Steckbriefen muß Aufsehen machen, und da das Publikum

jedenfalls nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt, so macht es wunderliche Hypothesen. . . . . .

. . . . . Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhielte, in welchem Falle ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dociren. In einem Alter von zwei und zwanzig Jahren wäre das Alles, was man fordern kann. . . . . .

. . . . . Neulich hat mein Name in der Allgemeinen Zeitung paradirt. Es handelte sich um eine große literarische Zeitschrift. „Deutsche Revue," für die ich Artikel zu liefern versprochen habe. Dieß Blatt ist schon vor seinem Erscheinen angegriffen worden, worauf es denn hieß, daß man nur die Herren Heine, Börne, Mundt, Schulz, Büchner zc. zu nennen brauche, um einen Begriff von dem Erfolge zu haben, den diese Zeitschrift haben würde. — Ueber die Art, wie Minnigerode mißhandelt wird, ist im Temps ein Artikel erschienen. Er scheint mir von Darmstadt aus geschrieben; man muß wahrhaftig weit gehen, um einmal klagen zu dürfen. Meine unglücklichen Freunde! . . . . .

36.

Straßburg, den 1. Januar 1836.

. . . . . Das Verbot der „Deutschen Revue" schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den Phönix schicken. Ich muß lachen, wie fromm und moralisch plötzlich unsere Regierungen werden; der König von Bayern läßt unsittliche Bücher verbieten! da darf er seine Biographie nicht erscheinen lassen, denn die wäre das Schmutzigste, was je geschrieben worden! Der Großherzog

von Baden, erster Ritter vom doppelten Mopsorden, macht sich zum Ritter vom heiligen Geist und läßt Gutzkow arretiren, und der liebe deutsche Michel glaubt, es geschähe Alles aus Religion und Christenthum und klascht in die Hände. Ich kenne die Bücher nicht, von denen überall die Rede ist; sie sind nicht in den Leihbibliotheken und zu theuer, als daß ich Geld daran wenden sollte. Sollte auch Alles sein, wie man sagt, so könnte ich darin nur die Verirrungen eines durch philosophische Sophismen falsch geleiteten Geistes sehen. Es ist der gewöhnlichste Kunstgriff, den großen Haufen auf seine Seite zu bekommen, wenn man mit recht vollen Backen: „unmoralisch!" schreit. Uebrigens gehört sehr viel Muth dazu, einen Schriftsteller anzugreifen, der von einem deutschen Gefängniß aus antworten soll. Gutzkow hat bisher einen edlen, kräftigen Charakter gezeigt, er hat Proben von großem Talent abgelegt; woher denn plötzlich das Geschrei? Es kommt mir vor, als stritte man sehr um das Reich von dieser Welt, während man sich stellt, als müsse man der heiligen Dreifaltigkeit das Leben retten. Gutzkow hat in seiner Sphäre muthig für die Freiheit gekämpft; man muß doch die Wenigen, welche noch aufrecht stehn und zu sprechen wagen, verstummen machen! Uebrigens gehöre ich für meine Person keineswegs zu dem sogenannten Jungen Deutschland, der literarischen Partei Gutzkow's und Heine's. Nur ein völliges Mißkennen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse konnte die Leute glauben machen, daß durch die Tagesliteratur eine völlige Umgestaltung unserer religiösen und gesellschaftlichen Ideen möglich sei. Auch theile ich keineswegs ihre Meinung über die Ehe und das Christenthum, aber ich ärgere mich doch, wenn

Leute, die in der Praxis tausendfältig mehr gesündigt, als diese in der Theorie, gleich moralische Gesichter ziehn und den Stein auf ein jugendliches, tüchtiges Talent werfen. Ich gehe meinen Weg für mich und bleibe auf dem Felde des Drama's, das mit all diesen Streitfragen nichts zu thun hat; ich zeichne meine Charaktere, wie ich sie der Natur und der Geschichte angemessen halte, und lache über die Leute, welche mich für die Moralität oder Immoralität derselben verantwortlich machen wollen. Ich habe darüber meine eignen Gedanken. . . . . .

. . . . . Ich komme vom Christkindelsmarkt, überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder, die mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen. Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter. . . . . .

37.

Straßburg, den 15. März 1836.

. . . . . Ich begreife nicht, daß man gegen Küchler etwas in Händen haben soll; ich dachte, er sei mit nichts beschäftigt, als seine Praxis und Kenntnisse zu erweitern. Wenn er auch nur kurze Zeit sitzt, so ist doch wohl seine ganze Zukunft zerstört: man setzt ihn vorläufig in Freiheit, spricht ihn von der Instanz los, läßt ihn versprechen, das Land nicht zu verlassen, und verbietet ihm seine Praxis, was man nach den neusten Verfügungen kann. — Als sicher und gewiß kann ich Euch sagen, daß man vor Kurzem in Bayern zwei junge Leute, nachdem sie seit fast vier Jahren

in strenger Haft gesessen, als **unschuldig** in Freiheit gesetzt hat! Außer Küchler und Groß sind noch drei Bürger aus Gießen verhaftet worden. Zwei von ihnen haben ihr Geschäft, und der eine ist obendrein Familienvater. Auch hörten wir, Max v. Biegeleben sei verhaftet, aber gleich darauf wieder gegen Caution in Freiheit gesetzt worden. Gladbach soll vor einiger Zeit zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden sein; das Urtheil sei aber wieder umgestoßen, und die Untersuchung fange von Neuem an. Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr mir über Beides Auskunft gäbet.

Ich will euch dafür sogleich eine sonderbare Geschichte erzählen, die Herr J. in den englischen Blättern gelesen, und die, wie dazu bemerkt, in den deutschen Blättern nicht mitgetheilt werden durfte. Der Director des Theaters zu Braunschweig ist der bekannte Componist Methfessel. Er hat eine hübsche Frau, die dem Herzog gefällt, und ein Paar Augen, die er gern zudrückt, und ein Paar Hände, die er gern aufmacht. Der Herzog hat die sonderbare Manie, Madame Methfessel im Costüm zu bewundern. Er befindet sich daher gewöhnlich vor Anfang des Schauspiels mit ihr allein auf der Bühne. Nun intriguirt Methfessel gegen einen bekannten Schauspieler, dessen Name mir entfallen ist. Der Schauspieler will sich rächen, er gewinnt den Maschinisten, der Maschinist zieht an einem schönen Abend den Vorhang ein Viertelstündchen früher auf, und der Herzog spielt mit Madame Methfessel die erste Scene. Er geräth außer sich, zieht den Degen und ersticht den Maschinisten; der Schauspieler hat sich geflüchtet. —

Ich kann euch versichern, daß nicht das geringste politische

Treiben unter den Flüchtlingen hier herrscht; die vielen und guten Examina, die hier gemacht werden, beweisen hinlänglich das Gegentheil. Uebrigens sind wir Flüchtigen und Verhafteten gerade nicht die Unwissendsten, Einfältigsten oder Liederlichsten! Ich sage nicht zuviel, daß bis jetzt die besten Schüler des Gymnasiums und die fleißigsten und unterrichtetsten Studenten dieß Schicksal getroffen hat, die mitgerechnet, welche von Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind. Es ist doch im Ganzen ein armseliges, junges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Aemtchen zu erkriechen sucht!

38.

Straßburg, im Mai 1836.

. . . . . Ich bin fest entschlossen, bis zum nächsten Herbste hier zu bleiben. Die letzten Vorfälle in Zürich geben mir einen Hauptgrund dazu. Ihr wißt vielleicht, daß man unter dem Vorwande, die deutschen Flüchtlinge beabsichtigten einen Einfall in Deutschland, Verhaftungen unter denselben vorgenommen hat. Das Nämliche geschah an anderen Punkten der Schweiz. Selbst hier äußerte die einfältige Geschichte ihre Wirkung, und es war ziemlich ungewiß, ob wir hier bleiben dürften, weil man wissen wollte, daß wir (höchstens noch sieben bis acht an der Zahl) mit bewaffneter Hand über den Rhein gehen sollten! Doch hat sich Alles in Güte gemacht, und wir haben keine weiteren Schwierigkeiten zu besorgen. Unsere hessische Regierung scheint unserer zuweilen mit Liebe zu gedenken. . . . . .

. . . . . Was an der ganzen Sache eigentlich ist, weiß

ich nicht; da ich jedoch weiß, daß die Mehrzahl der Flüchtlinge jeden directen revolutionären Versuch unter den jetzigen Verhältnissen für Unsinn hält, so konnte höchstens eine ganz unbedeutende, durch keine Erfahrung belehrte Minderzahl an dergleichen gedacht haben. Die Hauptrolle unter den Verschworenen soll ein gewisser Herr v. Eib gespielt haben. Daß dieses Individuum ein Agent des Bundestags sei, ist mehr als wahrscheinlich; die Pässe, welche die Züricher Polizei bei ihm fand, und der Umstand, daß er starke Summen von einem Frankfurter Handelshause bezog, sprechen auf das directeste dafür. Der Kerl soll ein ehemaliger Schuster sein, und dabei zieht er mit einer liederlichen Person aus Mannheim herum, die er für eine ungarische Gräfin ausgibt. Er scheint wirklich einige Esel unter den Flüchtlingen übertölpelt zu haben. Die ganze Geschichte hatte keinen andern Zweck, als, im Falle die Flüchtlinge sich zu einem öffentlichen Schritt hätten verleiten lassen, dem Bundestag einen gegründeten Vorwand zu geben, um auf die Ausweisung aller Refugiés aus der Schweiz zu dringen. Uebrigens war dieser v. Eib schon früher verdächtig, und man war schon mehrmals vor ihm gewarnt worden. Jedenfalls ist der Plan vereitelt und die Sache wird für die Mehrzahl der Flüchtlinge ohne Folgen bleiben. Nichts destoweniger fände ich es nicht räthlich, im Augenblick nach Zürich zu gehen; unter solchen Umständen hält man sich besser fern. Die Züricher Regierung ist natürlich eben etwas ängstlich und mißtrauisch, und so könnte man wohl unter den jetzigen Verhältnissen meinem Aufenthalte Schwierigkeiten machen. In Zeit von zwei bis drei Monaten ist dagegen die ganze Geschichte vergessen. . . . . .

39.

Straßburg im Juni 1836.

..... Es ist nicht im Entferntesten daran zu denken, daß im Augenblick ein Staat das Asylrecht aufgibt, weil ein solches Aufgeben ihn den Staaten gegenüber, auf deren Verlangen es geschieht, politisch annulliren würde. Die Schweiz würde durch einen solchen Schritt sich von den liberalen Staaten, zu denen sie ihrer Verfassung nach natürlich gehört, lossagen und sich an die absoluten anschließen, ein Verhältniß, woran unter den jetzigen politischen Constellationen nicht zu denken ist. Daß man aber Flüchtlinge, welche die Sicherheit des Staates, der sie aufgenommen, und das Verhältniß desselben zu den Nachbarstaaten compromittiren, ausweist, ist ganz natürlich und hebt das Asylrecht nicht auf. Auch hat die Tagsatzung bereits ihren Beschluß erlassen. Es werden nur diejenigen Flüchtlinge ausgewiesen, welche als Theilnehmer an dem Savoyer Zuge schon **früher waren ausgewiesen** worden, und diejenigen, welche an den letzten Vorfällen Theil genommen haben. Dieß ist authentisch. Die Mehrzahl der Flüchtlinge bleibt also ungefährdet, und es bleibt Jedem unbenommen, sich in die Schweiz zu begeben. Nur ist man in vielen Kantonen gezwungen, eine Caution zu stellen, was sich aber schon seit längerer Zeit so verhält. Meiner Reise nach Zürich steht also kein Hinderniß im Weg. — Ihr wißt, daß unsere Regierung uns hier chicanirt, und daß die Rede davon war, uns auszuweisen, weil wir mit den Narren in der Schweiz in Verbindung ständen. Der Präfect wollte genaue Auskunft, wie wir uns hier beschäftigten. Ich gab dem Polizei-

Commissär mein Diplom als Mitglied der Société d'histoire naturelle nebst einem von den Professoren mir ausgestellten Zeugnisse. Der Präfect war damit außerordentlich zufrieden, und man sagte mir, daß ich namentlich ganz ruhig sein könne. . . . . .

40.

Straßburg, den 2. Septemb.r 1836.

. . . . . Ich bin ganz vergnügt in mir selbst, ausgenommen, wenn wir Landregen oder Nordwestwind haben, wo ich freilich einer von denjenigen werde, die Abends vor dem Bettgehn, wenn sie den einen Strumpf vom Fuß haben, im Stande sind, sich an ihre Stubenthür zu hängen, weil es ihnen der Mühe zuviel ist, den andern ebenfalls auszuziehen . . . . . Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt, und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten. — Dabei bin ich gerade daran, sich einige Menschen auf den Papier todtschlagen oder verheirathen zu lassen, und bitte den lieben Gott um einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack, als möglich. Man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, sogar, um Privatdocent der Philosophie zu sein. . . . . .

41.

Straßburg, im September 1836.

. . . . Ich habe meine zwei Dramen noch nicht aus den Händen gegeben, ich bin noch mit Manchem

unzufrieden und will nicht, daß es mir geht, wie das erste Mal. Das sind Arbeiten, mit denen man nicht zu einer bestimmten Zeit fertig werden kann, wie der Schneider mit seinem Kleid. . . .

42.

Zürich, den 26. October 1836.

. . . . Wie es mit dem Streite der Schweiz mit Frankreich gehen wird, weiß der Himmel. Doch hörte ich neulich Jemand sagen: „die Schweiz wird einen kleinen Knicks machen, und Frankreich wird sagen, es sei ein großer gewesen.“ Ich glaube, daß er Recht hat. . . . . .

43.

Zürich, den 20. November 1836.

. . . . Was das politische Treiben anlangt, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Laßt euch nur nicht durch die Ammenmährchen in unseren Zeitungen stören. Die Schweiz ist eine Republik, und weil die Leute sich gewöhnlich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sagen, jede Republik sei unmöglich, so erzählen sie den guten Deutschen jeden Tag von Anarchie, Mord und Todtschlag. Ihr werdet überrascht sein, wenn Ihr mich besucht; schon unterwegs überall freundliche Dörfer mit schönen Häusern, und dann, je mehr Ihr Euch Zürich nähert und gar am See hin, ein durchgreifender Wohlstand; Dörfer und Städtchen haben ein Aussehen, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Die Straßen laufen hier nicht voll Soldaten, Accessisten und faulen Staatsdienern, man riskirt nicht von einer adligen Kutsche überfahren zu werden; dafür überall ein gesundes, kräftiges Volk und um

wenig Geld eine einfache, gute, rein republikanische Regierung, die sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde . . .

Minnigerode ist todt, wie man mir schreibt, das heißt, er ist drei Jahre lang todt gequält worden. Drei Jahre! Die französischen Blutmänner brachten Einen doch in ein paar Stunden um, das Urtheil und dann die Guillotine! Aber drei Jahre! Wir haben eine gar menschliche Regierung, sie kann kein Blut sehen. Und so sitzen noch an vierzig Menschen, und das ist keine Anarchie, das ist Ordnung und Recht, und die Herren fühlen sich empört, wenn sie an die anarchische Schweiz denken! Bei Gott, die Leute nehmen ein großes Kapital auf, das ihnen einmal mit schweren Zinsen kann abgetragen werden, mit sehr schweren — . . . . .

44.

Zürich, Ende November 1836.

Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern. . . .

II. An die Braut.

1.

Gießen 1833.

Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Thäler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich. Bei uns ist Frühling, ich kann deinen Veilchenstrauß immer ersetzen, er ist unsterblich wie der Lama. Lieb Kind, was macht denn die gute Stadt Straßburg? es geht dort allerlei vor, und du sagst kein Wort davon. Je baisse les petites mains, en goûtant les souvenirs doux de Strasbourg. —

„Prouves-moi que tu m'aimes encore beaucoup en me donnant bientôt des nouvelles.“ Und ich ließ dich warten! Schon seit einigen Tagen nehme ich jeden Augenblick die Feder in die Hand, aber es war mir unmöglich, nur ein Wort zu schreiben. Ich studirte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer

Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das muß ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, — ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an deine Brust legen! B. wird dich über mein Befinden beruhigt haben, ich schrieb ihm. Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsterniß wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehnens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen. Ostern ist noch mein einziger Trost; ich habe Verwandte bei Landau, ihre Einladung und die Erlaubniß, sie zu besuchen. Ich habe die Reise schon tausendmal gemacht und werde nicht müde. — Du frägst mich: sehnst du dich nach mir? Nennst du's Sehnen, wenn man nur in einem Punkt leben kann, und wenn man davon gerissen ist und dann nur noch das Gefühl seines Elendes hat? Gib mir doch Antwort. Sind meine Lippen so

kalt? . . . . — Dieser Brief ist ein Charivari: ich tröste dich mit einem andern.

2.

Gießen 1833.

. . . Ich dürste nach einem Briefe. Ich bin allein, wie im Grabe; wann erweckt mich deine Hand? Meine Freunde verlassen mich, wir schreien uns wie Taube einander in die Ohren; ich wollte, wir wären stumm, dann könnten wir uns doch nur ansehen, und in neuen Zeiten kann ich kaum Jemand starr anblicken, ohne daß mir die Thränen kämen. Es ist dies eine Augenwassersucht, die auch beim Starrsehen oft vorkommt. Sie sagen, ich sei verrückt, weil ich gesagt habe, in sechs Wochen würde ich auferstehen, zuerst aber Himmelfahrt halten, in der Diligence nämlich. Lebe wohl, liebe Seele, und verlaß mich nicht. Der Gram macht mich dir streitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß; armes Herz, ich glaube, du vergiltst mit Gleichem. . . .

3.

Gießen 1833.

. . . Der erste helle Augenblick seit acht Tagen. Unaufhörliches Kopfweh und Fieber, die Nacht kaum einige Stunden dürftiger Ruhe. Vor zwei Uhr komme ich in kein Bett, und dann ein beständiges Auffahren aus dem Schlaf und ein Meer von Gedanken, in denen mir die Sinne vergehen. Mein Schweigen quält dich wie mich, doch vermochte ich nichts über mich. Liebe, liebe Seele, vergibst du? Eben komme ich von draußen herein. Ein einziger, forthallender Ton aus tausend Lerchenkehlen schlägt durch die brütende

Sommerluft, ein schweres Gewölk wandelt über die Erde, der tiefbrausende Wind klingt wie sein melodischer Schritt. Die Frühlingsluft löste mich aus meinem Starrkrampf. Ich erschrack vor mir selbst. Das Gefühl des Gestorbenseins war immer über mir. Alle Menschen machten mir das hippokratische Gesicht, die Augen verglast, die Wangen wie von Wachs, und wenn dann die ganze Maschinerie zu leiern anfing, die Gelenke zuckten, die Stimme herausknarrte und ich das ewige Orgellied herumtrillern hörte und die Wälzchen und Stiftchen im Orgelkasten hüpfen und drehen sah, — ich verfluchte das Concert, den Kasten, die Melodie und — ach, wir armen schreienden Musikanten! das Stöhnen auf unsrer Folter, wäre es nur da, damit es durch die Wolkenritzen dringend und weiter, weiter klingend wie ein melodischer Hauch in himmlischen Ohren stirbt? Wären wir das Opfer im glühenden Bauch des Perryllusstiers, dessen Todesschrei wie das Aufjauchzen des in den Flammen sich aufzehrenden Gottstiers klingt. Ich lästre nicht. Aber die Menschen lästern. Und doch bin ich gestraft, ich fürchte mich vor meiner Stimme und — vor meinem Spiegel. Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modelliren hätte ich Reisegeld bekommen. Ich spüre, ich fange an, interessant zu werden. —

Die Ferien fangen morgen in vierzehn Tagen an; verweigert man die Erlaubniß, so gehe ich heimlich, ich bin mir selbst schuldig, einem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir selbst; hätte ich einen Weg

für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit. Dies Stummsein ist meine Verdammniß. Ich habe dir's schon tausendmal gesagt: Lies meine Briefe nicht, — kalte, träge Worte! Könnte ich nur über dich einen vollen Ton ausgießen — so schleppe ich dich in meine wüsten Irrgänge. Du sitzest jetzt im dunkeln Zimmer in deinen Thränen allein, bald trete ich zu dir. Seit vierzehn Tagen steht dein Bild beständig vor mir, ich sehe dich in jedem Traum. Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen. Ich lechze nach einer seligen Empfindung, die wird mir bald, bald, bei dir.

4.

Gießen 1834.

... Ich werde gleich von hier nach Straßburg gehen, ohne Darmstadt zu berühren; ich hätte dort auf Schwierigkeiten gestoßen, und meine Reise wäre vielleicht bis zu Ende der Vakanzen verschoben worden. Ich schreibe dir jedoch vorher noch einmal, sonst ertrag' ich's nicht vor Ungeduld; dieser Brief ist ohnedies so langweilig, wie ein Anmelden in einem vornehmen Hause: Herr Studiosus Büchner. Das ist Alles! Wie ich hier zusammenschrumpfe, ich erliege fast unter diesem Bewußtsein; ja sonst wäre es ziemlich gleichgiltig; wie man nur einen Betäubten oder Blödsinnigen beklagen mag! Aber du, was sagst du zu dem Invaliden? Ich wenigstens kann die Leute auf halbem Sold nicht ausstehen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle; et puis me faudra-t-il du fer à cheval pour faire

de l'impression à un coeur de femme? Aujourd'hui on a le système nerveux un peu robuste. Adieu.

5.

Gießen 1834.

... Ich wäre untröstlich, mein armes Kind, wüßte ich nicht, was dich heilte. Ich schreibe jetzt täglich, schon gestern hatte ich einen Brief angefangen. Fast hätte ich Lust, statt nach Darmstadt, gleich nach Straßburg zu gehen. Nimmt dein Unwohlsein eine ernste Wendung, — ich bin dann im Augenblick da. Doch was sollen dergleichen Gedanken? Sie sind mir Unbegreiflichkeiten. — Mein Gesicht ist wie ein Osterei, über das die Freude rothe Flecken laufen läßt. Doch ich schreibe abscheulich, es greift deine Augen an, es vermehrt das Fieber. Aber nein, ich glaube nichts, es sind nur die Nachwehen des alten nagenden Schmerzes; die linde Frühlingsluft küßt alte Leute und hektische todt; dein Schmerz ist alt und abgezehrt, er stirbt, das ist Alles, und du meinst, dein Leben ginge mit. Siehst du denn nicht den neuen lichten Tag? Hörst du meine Tritte nicht, die sich wieder rückwärts zu dir wenden? Sieh, ich schicke dir Küsse, Schneeglöckchen, Schlüsselblumen, Veilchen, der Erde erste schüchterne Blicke ins flammende Auge des Sonnenjünglings. Den halben Tag sitze ich eingeschlossen mit deinem Bild und spreche mit dir. Gestern Morgen versprach ich dir Blumen; da sind sie. Was gibst du mir dafür? Wie gefällt dir mein Bedlam? Will ich etwas Ernstes thun, so komme ich mir vor, wie Larifari in der Komödie: will er das Schwerdt ziehen, so ist's ein Hasenschwanz.....

Ich wollte, ich hätte geschwiegen. Es überfällt mich

eine unsägliche Angst. Du schreibst gleich, doch um Himmelswillen nicht, wenn es dich Anstrengung kostet. Du sprachst mir von einem Heilmittel; lieb Herz, schon lange schwebt es mir auf der Zunge. Ich liebte aber so unser stilles Geheimniß, — doch sage deinem Vater Alles, — doch zwei Bedingungen: Schweigen, selbst bei den nächsten Verwandten. Ich mag nicht hinter jedem Kusse die Kochtöpfe rasseln hören und bei den verschiedenen Tanten das Familienvatersgesicht ziehen. Dann: nicht eher an meine Eltern zu schreiben, als bis ich selbst geschrieben. Ich überlasse dir Alles, thue, was dich beruhigen kann. Was kann ich sagen, als daß ich dich liebe; was versprechen, als was in dem Worte Liebe schon liegt, Treue? Aber die sogenannte Versorgung? Student noch zwei Jahre; die gewisse Aussicht auf ein stürmisches Leben, vielleicht bald auf fremdem Boden!

Zum Schlusse trete ich zu dir und singe dir einen alten Wiegengesang:

War nicht umsonst so still und schwach,
Verlass'ne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Er immer, immer wieder kam.

Und dann:

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,

Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.*

6.

Zürich, Anfang Januar 1837

.. In längstens acht Tagen will ich „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen...

7.

Zürich, 13. Januar 1837.

„Mein lieb Kind! ..... Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern. Es wird immer öder. So im Anfange ging's: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen — aber jetzt, da ich an Alles gewöhnt bin, Alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist thätig, und die mechanische Beschäftigung des Präparirens läßt ihr Raum. Ich sehe dich immer so halb durch. zwischen Fischschwänzen, Froschzehen &c. Ist das nicht rührender, als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? O, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus. Gott sei Dank, ich träume wieder viel Nachts, mein Schlaf ist nicht mehr so schwer.

---

* Aus dem Gedichte von Reinhold Lenz: „Die Liebe auf dem Lande". F.

8.

Zürich, 20. Januar 1837.

„Ich habe mich verkältet und im Bett gelegen. Aber jetzt ist's besser. Wenn man so ein wenig unwohl ist, hat man ein so groß Gelüsten nach Faulheit; aber das Mühlrad dreht sich als fort ohne Rast und Ruh. . . . Heute und gestern gönne ich mir jedoch ein wenig Ruhe und lese nicht; morgen geht's wieder im alten Trab, du glaubst nicht, wie regelmäßig und ordentlich. Ich gehe fast so richtig, wie eine Schwarzwälder Uhr. Doch ist's gut: auf all das aufgeregte, geistige Leben Ruhe, und dabei die Freude am Schaffen meiner poetischen Produkte. Der arme Shakspeare war Schreiber den Tag über und mußte Nachts dichten, und ich, der ich nicht werth bin, ihm die Schuhriemen zu lösen, hab's weit besser. — . . . . . . Lernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenn's Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und du weißt, wie ich die Frauenzimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Concerte einige Töne todtschreien oder winseln. Ich komme dem Volk und dem Mittelalter immer näher, jeden Tag wird mir's heller — und gelt, du singst die Lieder? Ich bekomme halb das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe. . . . . Jeden Abend sitz' ich eine oder zwei Stunden im Casino; Du kennst meine Vorliebe für schöne Säle, Lichter und Menschen um mich." . . . .

9.

Zürich, 27. Januar 1837.

„Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du

stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je. Ich glaube, die Furcht vor der Pflege hier hat mich gesund gemacht; in Straßburg wäre es ganz angenehm gewesen, und ich hätte mich mit dem größten Behagen in's Bett gelegt, vierzehn Tage lang, rue St. Guillaume Nro. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete! Hätt' ich dort umsonst geklingelt? Es ist mir heut einigermaßen innerlich wohl, ich zehre noch von gestern, die Sonne war groß und warm im reinsten Himmel — und dazu hab' ich meine Laterne gelöscht und einen edlen Menschen an die Brust gedrückt, nämlich einen kleinen Wirth, der aussieht, wie ein betrunkenes Kaninchen, und mir in seinem prächtigen Hause vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermiethet hat. Edler Mensch! Das Haus steht nicht weit vom See, vor meinen Fenstern die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk. — Du kommst bald? mit dem Jugendmuth ist's fort, ich bekomme sonst graue Haare, ich muß mich bald wieder an Deiner inneren Glückseligkeit stärken und Deiner göttlichen Unbefangenheit und Deinem lieben Leichtsinn und all Deinen bösen Eigenschaften, böses Mädchen. Adio piccola mia!“ —

III. An Karl Gutzkow.

1.

Darmstadt, Ende Februar 1835.

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere.* Ich bitte

---

* Dem Briefe lag das Manuscript von „Dantons Tod" bei. Vrgl. d. Einleitung. F.

Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dieß erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dieß, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakspeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.

2.

Straßburg, Juni 1835.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im „Frankfurter Journal" meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich bleiben werde, weiß

ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen, ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können und dann sterbe ich mit meiner Geliebten. . . . .

3.

Straßburg, Juli 1835.

Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin, und nur ein Moses, der uns die sieben egyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topfe jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.

4.

Straßburg, Herbst 1835.

. . . Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß

nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth, und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität.*

* Ueber die Veranlassung dieses Schreibens erzählt Gutzkow (im Frankfurter „Telegraph", 1837, Nr. 43, S. 339) folgendes: „Meine Kritik (über „Dantons Tod") hatte auch eine Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen „jeune Allemagne" — (nicht zu verwechseln mit dem „jungen Deutschland"!) — herrührte und worin mir über mein Lob eines politischen Apostaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe aussprach. Den Verfasser, den ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchner's Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen." Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchner's wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Schreiben so verdächtig, daß ich Büchner einen Wink gab und von ihm (obige) Aufklärung

5.

Straßburg (1836).

Lieber Freund!

„War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe, Tag und Nacht über der eckelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Curs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohne Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt und unangefochten!

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als Nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampfe gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren

erhielt." Nebenbei bemerkt, hieß dieser Anonymus Trapp und starb drei Monate nach Büchner in Zürich, nachdem er kurz vor dessen Erkrankung eine Wiederaussöhnung mit ihm versucht hatte.

F.

in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell; wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen, und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben.

Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterlande nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes

wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Löcher in unseren Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben! So aber friert man erbärmlich.“ —

Anmerkung des Herausgebers.

Es ist mir leider, zu meinem lebhaften Bedauern und trotz aller angewandten Mühe, nicht gelungen, hier auch bisher ungedruckte Briefe Büchners mittheilen zu können. Die Briefe an die Familie sind in den fünfziger Jahren bei einem Brande im Familienhause der Büchner in Darmstadt zu Grunde gegangen, die Braut des Dichters, Fräulein Minna Jaeglé, hat die Existenz von zahlreichen Briefen wohl zugestanden, die Herausgabe jedoch rundweg verweigert, und was endlich die Freunde Büchners betrifft, so ist mir sowohl auf direktes Ersuchen, als auch in Folge einer öffentlichen Bitte nur überall die Antwort geworden, daß die Briefe theils nicht aufbewahrt worden, theils während der langen vierzig Jahre seit dem Tode des Dichters in Verlust gerathen.

So habe ich mich hier nothgedrungen auf den Wiederabdruck der bereits veröffentlichten Briefe beschränken müssen. Die Briefe „an die Familie" wurden zuerst von Dr. Ludwig Büchner in den „Nachgelassenen Schriften", und zwar theils zerstreut in der Einleitung, theils in einer Reihenfolge (N. S. S. 237—280) mitgetheilt. Er hatte da, seiner Absicht getreu, nur das zu geben, „was zur Kenntniß der politischen Bewegung jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien," nur dürftige Auszüge mitgetheilt — der Veröffentlichung in extenso standen damals Rücksichten entgegen, durch die er sich gebunden fühlen mußte. Heute, wo dies nicht mehr der Fall gewesen wäre, war leider kein Nachholen möglich; die Briefe sind, wie oben erwähnt, verbrannt. Mir blieb also nur die Aufgabe übrig, alles Erhaltene in chronologischer

Folge zu ordnen. Wo ferner in den „N. S.“ die Namen von Personen und Orten blos mit Punkten bezeichnet gewesen, habe ich dieselben, so weit sie zu eruiren waren, voll ausgeschrieben. Endlich habe ich den erläuternden Anmerkungen Dr. Ludwig Büchner's (mit „L. B.“ gezeichnet) noch einige hinzugefügt, welche mit „F.“ gezeichnet sind.

Die Briefe „an die Braut“ wurden von dieser 1838 eigenhändig nach den Originalen copirt und an Karl Gutzkow gesendet, um in der von diesem vorbereiteten Gesammt-Ausgabe abgedruckt zu werden. Doch wurden auch diese Auszüge erst in den „N. S.“ abgedruckt und erscheinen hier unverändert herübergenommen.

Was endlich die Briefe „an Karl Gutzkow“ betrifft, so sind sie von demselben zuerst im Frankfurter „Telegraph“ vom Juni 1837, später, um zwei vermehrt, in seinen „Oeffentlichen Charakteren“ mitgetheilt worden. Zu dem unter Nr. 5 mitgetheilten (letzten) Briefe macht Gutzkow die Bemerkung: „Dies Ganze ist eine Zusammensetzung zweier Briefe, der letzte Theil ist älter, als der erste“. Da mir jedoch die Originale nicht vorlagen, so war auch die angedeutete Scheidung nicht äußerlich durchzuführen.

K. E. F.

V.

Anhang.

I. Jugendverse.*

Der besten Mutter.

Gebadet in des Meeres blauer Fluth
Erhebt aus purpurrothem Osten sich
Das prächtig-strahlende Gestirn des Tags,
Erweckt, gleich einem mächt'gen Zauberwort,
Das Leben der entschlafenen Natur,
Von der der Nebel wie ein Opferrauch
Empor zum unermess'nen Aether steigt.
Der Berge Zinnen brennen in dem Strahl
Vor welchem, wie vom flammenden Altar,
Der Rauch des finstren Waldgebirges wallt —
Und fernhin in des Ocean's Fluthen weicht
Die Nacht. So stieg auch uns ein schöner Tag
Vom Aether, der noch oft mit frohem Strahl
Im leichten Tanz der Horen grüßen mag
Den frohen Kreis, der den Allmächt'gen heut
Mit lautem Danke preist, da gnädig er
Uns wieder feiern läßt den schönen Tag,
Der uns die beste aller Mütter gab.

---

* Diese Jugendgedichte Büchner's, wohl sämmtlich 1828, also in seinem fünfzehnten Jahre, entstanden, erscheinen hier zum ersten Male aus dem Original-Manuscript abgedruckt. -- Die Zusatzstrophe zu dem Gedichte „Die Nacht" hat Büchner 1835 flüchtig an den Rand des Papiers hingeschrieben. F.

Auch heute wieder in der üppigsten
Gesundheit, Jugend-Fülle, steht sie froh
Im frohen Kreis der Kinder, denen sie
Voll zarter Mutterlieb' ihr Leben weiht.
O! stieg noch oft der Liebe Genius
An diesem schönen Tag zu uns herab
Ihn schmückend mit dem holden Blumenpaar
Der Kinderliebe und der Zärtlichkeit! —

Vergänglichkeit.

Leise hinter düstrem Nachtgewölke
Tritt des Mondes Silberbild hervor,
Aus des Wiesenthales feuchtem Grunde
Steigt der Abendnebel leicht empor.

Ruhig schummernd liegen alle Wesen,
Feiernd schweigt des Waldes Sängerchor,
Nur aus stillem Haine, einsam klagend,
Tönet Philomeles Lied hervor,

Schweigend steht des Waldes düstre Fichte,
Süß entströmt der Nachtviole Duft,
Um die Blume spielt des West-Winds Flügel,
Leis hinstreichend durch die Abendluft.

Doch was dämmert durch der Tannen Dunkel
Blinkend in Selenens Silberschein?
Hoch auf hebt sich zwischen schroffen Felsen
Einsam ein verwittertes Gestein.

An der alten Mauer dunklen Zinnen
Rankt der Epheu üppig sich empor,
Aus des weiten Burghofs öder Mitte
Ragt ein ringsbemooster Thurm hervor.

Fest noch trotzen alte Strebepfeiler,
Aufgethürmet wie zur Ewigkeit
Stehen sie und schau'n wie ernste Geister
Nieder auf der Welt Vergänglichkeit.

Still und ruhig ist's im öden Raume,
Wie ein weites Grab streckt er sich hin;
Wo einst kräftige Geschlechter blühten,
Nagt die Zeit jetzt, die Zerstörerin.

Durch der alten Säle düstre Hallen
Flattert jetzt die scheue Fledermaus,
Durch die ringszerfallenen Bogenfenster
Bricht der Nachtwind pfeifend ein und aus.

Auf dem hohen Söller, wo die Laute
Schlagend einst die edle Jungfrau stand,
Krächzt der Uhu seine Todtenlieder,
Klebt sein Nest der Rabe an die Wand.

Alles, Alles hat die Zeit verändert,
Ueberall nagt ihr gefräß'ger Zahn,
Ueber Alles schwingt sie ihre Sense
Nichts ist was die schnelle hemmen kann.

Die Nacht.

Niedersinkt des Tages goldner Wagen,
Und die stille Nacht schwebt leis' herauf,
Stillt mit sanfter Hand des Herzens Klagen,
Bringt uns Ruh' im schweren Lebenslauf.

Ruhe gießt sie in das Herz des Müden,
Der ermattet auf der Pilgerbahn,
Bringt ihm wieder seinen stillen Frieden,
Den des Schicksals rauhe Hand ihm nahm.

Ruhig schlummernd liegen alle Wesen,
Feiernd schließet sich das Heiligthum,
Tiefe Stille herrscht im weiten Reiche,
Alles schweigt im öden Kreis' herum.

Und der Mond schwebt hoch am klaren Aether,
Gießt sein sanftes Silberlicht herab;
Und die Sternlein funkeln in der Ferne,
Schau'n herab auf Leben und auf Grab.

Willkommen Mond, willkommen sanfter Bote
Der Ruhe in dem rauhen Erdenthal,
Verkündiger von Gottes Lieb' und Gnade,
Des Schirmers in Gefahr und Mühesal.

Willkommen Sterne, seid gegrüßt ihr Zeugen
Der Allmacht Gottes, der die Welten lenkt,
Der unter allen Myriaden Wesen
Auch meiner voll von Lieb' und Gnade denkt.

Ja heil'ger Gott, du bist der Herr der Welten,
Du hast den Sonnenball emporgethürmt,
Hast den Planeten ihre Bahn bezeichnet,
Du bist es, der das All mit Allmacht schirmt.

Unendlicher, den keine Räume fassen,
Erhabener, den Keines Geist begreift,
Allgütiger, den alle Welten preisen,
Erbarmender, der Sündern Gnade beut!

Erlöse gnädig uns von allem Uebel,
Vergieb uns liebend jede Missethat,
Laß wandeln uns auf Deines Sohnes Wegen,
Und siegen über Tod und über Grab.

1828.

Die Nacht.

Wieder eine Nacht herabgestiegen
Auf das alte, ew'ge Erdenrund.
Wieder eine Finsterniß geworden
In dem qualerfüllten Lebensschlund! — — —
1835. —

II. Cato Uticensis.*

Groß und erhaben ist es, den Menschen im Kampfe mit der Natur zu sehen, wenn er gewaltig sich stemmt gegen die Wuth der entfesselten Elemente und vertrauend der Kraft seines Geistes, nach seinem Willen die rohen Kräfte der Natur zügelt. Aber noch erhabner ist es, den Menschen zu sehen im Kampfe mit seinem Schicksale, wenn er es wagt einzugreifen in den Gang der Weltgeschichte, wenn er an die Erreichung seines Zwecks sein Höchstes, sein Alles setzt. Wer nur einen Zweck und kein Ziel bei der Verfolgung desselben sich vorgesteckt, gibt den Wiederstand nie auf, er siegt oder — stirbt. Solche Männer waren es, welche, wenn die ganze Welt feige ihren Nacken dem mächtig über sie hinrollenden Zeitrade beugte, kühn in die Speichen desselben griffen, und es entweder in seinem Umschwunge mit gewaltiger Hand zurückschnellten oder von seinem Gewichte zermalmt einen rühmlichen Tod fanden, d. h. sich mit dem Reste des Lebens Unsterblichkeit erkauften. Solche Männer, die unter den Millionen, welche auch aus dem Schooß der Erde steigen, ewig am Staube kleben und wie

---

* Büchners Rede bei seinem Abgang vom Darmstädter Gymnasium (Herbst 1831.) Erster Abdruck nach dem Original-Manuscript. F.

Staub vergehn und vergessen werden, sich zu erheben, sich Unvergänglichkeit zu erkämpfen wagten, solche Männer sind es, die gleich Meteoren aus dem Dunkel des menschlichen Elends und Verderbens hervorstrahlen. Sie durchkreuzen wie Kometen die Bahn der Jahrhunderte; so wenig die Sternkunde den Einfluß der einen, ebenso wenig kann die Politik den der andern berechnen. In ihrem excentrischen Laufe scheinen sie nur Irrbahnen zu beschreiben, bis die großen Wirkungen dieser Phänomene beweisen, daß ihre Erscheinung lange vorher durch jene Vorsehung angeordnet war, deren Gesetze eben so unerforschlich, als unabänderlich sind. — Jedes Zeitalter kann uns Beispiele solcher Männer aufweisen, doch alle waren von jeher der verschiedenartigsten Beurtheilung unterworfen. Die Ursache hiervon ist, daß jede Zeit *ihren* Maaßstab an die Helden der Gegenwart oder Vergangenheit legt, daß sie nicht richtet nach dem eigentlichen Werthe dieser Männer. Für einen Riesen aber paßt nicht das Maaß eines Zwerges; eine kleine Zeit darf nicht einen Mann nach sich beurtheilen wollen, von dem sie nicht *einen* Gedanken fassen und ertragen könnte. Wer will dem Adler die Bahn vorschreiben, wenn er die Schwingen entfaltet und stürmischen Flugs sich zu den Sternen erhebt? Wer will die zerknickten Blumen zählen, wenn der Sturm über die Erde braust und die Nebel zerreißt, die dumpfbrütend über dem Leben liegen? Wer will nach den Meinungen und Motiven eines Kindes wägen und verdammen, wenn Ungeheures geschieht, wo es sich um Ungeheures handelt? Die Lehre davon ist: man darf die Ereignisse und ihre Wirkungen nicht beurtheilen, wie sie *äußerlich* sich darstellen, sondern

man muß ihren inneren tiefen Sinn zu ergründen suchen, und dann wird man das Wahre finden. —

Ich glaubte erst dieses vorausschicken zu müssen, um bei der Behandlung eines so schwierigen Themas zu zeigen, von welchem Standpunkte man bei der Beurtheilung eines Mannes, bei der Beurtheilung eines alten Römers ausgehen müsse, um zu beweisen, daß man an einen Cato nicht den Maaßstab unsrer Zeit anlegen, daß man seine That nicht nach neueren Grundsätzen und Ansichten beurtheilen könne.

Man hört so oft behaupten: subjectiv ist Cato zu rechtfertigen, objectiv zu verdammen, d. h. von unserm, vom christlichen Standpunkte aus ist Cato ein Verbrecher, von seinem eigenen aus ein Held. Wie man aber diesen christlichen Standpunkt hier anwenden könne, ist mir ein Räthsel geblieben. Es ist ja doch ein ganz eigner Gedanke, einen alten Römer nach dem Katechismus kritisiren zu wollen! Denn da man die Handlungen eines Mannes nur dann zu beurtheilen vermag, wenn man sie mit seinem Charakter, seinen Grundsätzen und seiner Zeit zusammenstellt, so ist nur ein Standpunkt, und zwar der subjektive, zu billigen und jeder andre, zumal in diesem Falle der christliche, gänzlich zu verwerfen. So wenig als Cato Christ war, so wenig kann man die christlichen Grundsätze auf ihn anwenden wollen; er ist nur als Römer und Stoiker zu betrachten. Diesem Grundsatze gemäß werde ich alle Einwürfe, wie z. B. „es ist nicht erlaubt sich das Leben zu nehmen, das man sich nicht selbst gegeben," oder „der Selbstmord ist ein Eingriff in die Rechte Gottes" ganz und gar nicht berücksichtigen und nur die zu widerlegen suchen, welche man Cato vom Standpunkte des

Römers aus machen könnte, wobei es nothwendig ist, vorerst eine kurze, aber getreue Schilderung seines Charakters und seiner Grundsätze zu entwerfen. —

Cato war einer der untadelhaftesten Männer, die die Geschichte uns zeigt. Er war streng, aber nicht grausam; er war bereit, Andern viel größere Fehler zu verzeihen, als sich selbst. Sein Stolz und seine Härte waren mehr die Wirkung seiner Grundsätze, als seines Temperaments. Voll unerschütterlicher Tugend, wollte er lieber tugendhaft sein als scheinen. Gerecht gegen Fremde, begeistert für sein Vaterland, nur das Wohl seiner Mitbürger, nicht ihre Gunst beachtend, erwarb er sich um so größeren Ruhm, je weniger er ihn begehrte. Seine große Seele faßte ganz die großen Gedanken: Vaterland, Ehre und Freiheit. Sein verzweifelter Kampf gegen Cäsar war die Folge seiner reinsten Ueberzeugung, sein Leben und sein Tod den Grundsätzen der Stoiker gemäß, die da behaupten: „Die Tugend sei die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menschen mit sich selbst, die durch die Herrschaft über die Leidenschaften erlangt werde; diese Tugend setze die höchste innere Ruhe und Erhabenheit über die Affektionen sinnlicher Lust und Unlust voraus; sie mache den Weisen nicht gefühllos, aber unverwundbar und gebe ihm eine Herrschaft über sein Leben, die auch den Selbstmord erlaube".

Solche Gefühle und Grundsätze in der Brust, stand Cato da, wie ein Gigant unter Pygmäen, wie der Heros einer untergegangenen Heldenzeit, wie ein Riesenbau, erhaben über seine Zeit, erhaben selbst über menschliche Größe. Nur ein Mann stand ihm gegenüber. Es war Julius Cäsar.

Beide waren gleich an Geisteskräften, gleich an Macht und Ansehn, aber beide ganz verschiedenen Carakters. Cato der letzte Römer, Cäsar nichts mehr als ein glücklicher Catilina; Cato groß durch sich selbst, Cäsar groß durch sein Glück. Für zwei solcher Männer war der Erdkreis zu eng. Einer mußte fallen, und Cato fiel, nicht als ein Opfer der Ueberlegenheit Cäsars, sondern seiner verdorbenen Zeit. Anderthalbe hundert Jahre zuvor hätte kein Cäsar gesiegt. Nach Cäsars Sieg hatte Cato die Hoffnung seines Lebens verloren; nur von wenigen Freunden begleitet begab er sich nach Utika, wo er noch die letzten Anstrengungen machte, die Bürger für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Doch als er sah, daß in ihnen nur Sklavenseelen wohnten, als Rom von seinem Herzen sich losriß, als er nirgends mehr ein Asyl fand für die Göttin seines Lebens, da hielt er es für das Einzigwürdige, durch einen besonnenen Tod seine freie Seele zu retten. Voll der zärtlichsten Liebe sorgte er für seine Freunde, kalt und ruhig überlegte er seinen Entschluß, und als alle Bande zerrissen, die ihn an das Leben fesselten, gab er sich mit sicherer Hand den Todesstoß und starb, durch seinen Tod einen würdigen Schlußstein auf den Riesenbau seines Lebens setzend. Solch' ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen!

So verschieden nun die Beurtheilungen dieser Handlung sind, ebenso verschieden sind auch die Motive, die man ihr zum Grunde legt. Doch ich denke, ich habe nicht nöthig, hier diejenigen zurückzuweisen, welche von Eitelkeit, Ruhmsucht, Halsstarrigkeit und dergleichen kleinlichen Gründen mehr reden (solche Gefühle hatten keinen Raum in der Brust

eines Cato!) oder gar diejenigen, welche mit dem Gemeinplatz der Feigheit angezogen kommen. Ihre Widerlegung liegt schon in der bloßen Schilderung seines Charakters, der nach dem einstimmigen Zeugniß aller alten Schriftsteller so groß war, daß selbst Vellejus Paterculus von ihm sagt: homo virtuti simillimus et per omnia ingenio diis, quam hominibus, propior.

Andere, die der Wahrheit schon etwas näher kamen und auch die meisten Anhänger fanden, behaupteten, der Beweggrund zum Selbstmord sei ein unbeugsamer Stolz gewesen, der nur vom Tode sich habe wollen besiegen lassen. Wahrlich, wäre dies das wahre Motiv, so liegt schon etwas Großes und Erhabenes in dem Gedanken, mit dem Tode die Gerechtigkeit der Sache, für die man streitet, besiegeln zu wollen. Es gehört ein großer Charakter dazu, sich zu einem solchen Entschluß erheben zu können. Aber auch nicht einmal dieser Beweggrund war es — es war ein höherer. Catos große Seele war ganz erfüllt von einem unendlichen Gefühle für Vaterland und Freiheit, das sein ganzes Leben durchglühte. Diese beiden Dinge waren die Centralsonne, um die sich alle seine Gedanken und Handlungen drehten. Den Fall seines Vaterlandes hätte Cato überleben können, wenn er ein Asyl für die andere Göttin seines Lebens, für die Freiheit, gefunden hätte. Er fand es nicht. Die Welt lag in Roms Banden, alle Völker waren Sklaven, frei allein der Römer. Doch als auch dieser endlich seinem Geschicke erlag, als das Heiligthum der Gesetze zerrissen, als der Altar der Freiheit zerstört war, da war Cato der einzige unter Millionen, der einzige unter den Bewohnern einer Welt, der sich das Schwert in

die Brust stieß, um unter Sklaven nicht leben zu müssen; denn Sklaven waren die Römer, sie mochten in goldnen oder ehernen Fesseln liegen — sie waren gefesselt. Der Römer kannte nur eine Freiheit, sie war das Gesetz, dem er sich aus freier Ueberzeugung als nothwendig fügte; diese Freiheit hatte Cäsar zerstört, Cato war Sklave, wenn er sich dem Gesetz der Willkür beugte. Und war auch Rom der Freiheit nicht werth, so war doch die Freiheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Nimmt man diesen Beweggrund an, so ist Cato gerechtfertigt, ich sehe nicht ein, warum man sich so sehr bemüht, einen niedrigern hervorzuheben; ich kann nicht begreifen, warum man einem Manne, dessen Leben und Charakter makellos sind, das Ende seines Lebens schänden will. Der Beweggrund, den ich seiner Handlung zu Grunde lege, stimmt mit seinem ganzen Charakter überein, ist seines ganzen Lebens würdig, und also der wahre. —

Diese That läßt sich jedoch noch von einem anderen Standpunkte aus beurtheilen, nämlich von dem der Klugheit und der Pflicht. Man kann nämlich sagen: handelte Cato auch klug? hätte er nicht versuchen können, die Freiheit, deren Verlust ihn tödtete, seinem Volke wieder zu erkämpfen? Und hätte er, wenn auch dieses nicht der Fall gewesen wäre, sich nicht dennoch seinen Mitbürgern, seinen Freunden, seiner Familie erhalten müssen?

Der erste Einwurf läßt sich widerlegen durch die Geschichte. Cato mußte wissen und wußte es, daß Rom sich nicht mehr erheben könne, daß es einen Tyrannen nöthig habe, und daß für einen despotisch beherrschten Staat nur Rettung in dem Untergang sei. Wäre es ihm auch

gelungen, selbst Cäsar zu besiegen, Rom blieb dennoch Sklavin; aus dem Rumpfe der Hyder wären nur neue Rachen hervorgewachsen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung. Die That eines Brutus war nur ein leeres Schattenbild einer untergegangenen Zeit. Was hätte es also Cato genützt, wenn er noch länger die Flamme des Bürgerkrieges entzündet, wenn er auch Roms Schicksal noch um einige Jahre aufgehalten hätte? Er sah, Rom und mit ihm die Freiheit waren nicht mehr zu retten. —

Noch leichter läßt sich der andere Einwurf, als hätte Cato sich seinem, wenn auch unterjochten Vaterlande, dennoch erhalten müssen, beseitigen. Es gibt Menschen, die ihrem größeren Charakter gemäß mehr zu allgemeinen großen Diensten für das Vaterland, als zu besondern Hülfsleistungen gegen einzelne Nothleidende verpflichtet sind. Ein solcher war Cato. Sein großer Wirkungskreis war ihm genommen, seinen Grundsätzen gemäß konnte er nicht mehr handeln. Cato war zu groß, als daß er die freie Stirne dem Sklavenjoche des Usurpators hätte beugen, als daß er, um seinen Mitbürgern eine Gnade zu erbetteln, vor einem Cäsar hätte kriechen können. Kleineren Seelen überließ er dies; doch wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreicht wurde, kann Ciceros Beispiel lehren. Cato schlug einen andern Weg ein, noch den letzten großen Dienst seinem Vaterlande zu erweisen; sein Selbstmord war eine Aufopferung für dasselbe! Wäre Cato leben geblieben, hätte er sich mit Verleugnung aller seiner Grundsätze dem Usurpator unterworfen, so hätte dieses Leben die Billigung Cäsars enthalten; hätte er dies nicht gewollt, so hätte er in offenem Kampf auftreten und unnützes Blut vergießen

müssen. Hier gab es nur einen Ausweg, er war der Selbstmord. Er war die Apologie des Cato, war die furchtbarste Anklage des Cäsar. Cato hätte nichts Größeres für sein Vaterland thun können, denn diese That, dieses Beispiel hätte alle Lebensgeister der entschlafenen Roma wecken müssen. Daß sie ihren Zweck verfehlte, daran ist nur Rom, nicht Cato schuld.

Dasselbe läßt sich auch auf den Einwurf erwidern, Cato hätte sich seiner Familie erhalten müssen. Kato war der Mann nicht, der sich im engen Kreise des Familienlebens hätte bewegen können. Auch sehe ich nicht ein, warum er es hätte thun sollen; seinen Freunden nützte sein Tod mehr, als sein Leben; seine Porcia hatte einen Brutus gefunden, sein Sohn war erzogen; der Schluß dieser Erziehung war der Selbstmord des Vaters, er war die letzte große Ehre für den Sohn. Daß derselbe sie verstand, lehrte die Schlacht bei Philippi.

Das Resultat dieser Untersuchung liegt in Ludens Worten: „Wer fragen kann, ob Cato durch seine Tugend nicht Rom mehr geschadet habe, als genützt, der hat weder Roms Art erkannt, noch Catos Seele, noch den Sinn des menschlichen Lebens."

Nimmt man nun alle diese angeführten Gründe und Umstände zusammen, so wird man leicht einsehen, daß Cato seinem Charakter und seinen Grundsätzen gemäß so handeln konnte und mußte und daß jede andere Handlungsart seinem ganzen Leben wiedersprochen haben würde. —

Obgleich hierdurch nun Cato nicht allein entschuldigt, sondern auch gerechtfertigt wird, so hat man doch noch einen

andern, keineswegs leicht zu beseitigenden Einwurf gemacht; es heißt nämlich: „Eine Handlung läßt sich nicht dadurch rechtfertigen, daß sie dem besondern Charakter eines Menschen gemäß gewesen ist. Wenn der Charakter selbst fehlerhaft war, so ist es die Handlung auch. Dieß ist bei Cato der Fall. Er hatte nur eine sehr einseitige Entwicklung seiner Natur erfahren. Die Ursache, warum mit seinem Charakter die Handlung des Selbstmordes übereinstimmte, lag nicht in seiner Vollkommenheit, sondern in seinen Fehlern. Es war nicht seine Stärke und sein Muth, sondern sein Unvermögen, sich in einer ungewohnten Lebensweise schicklich zu bewegen, welches ihm das Schwert in die Hand gab." —

So wahr auch diese Behauptung klingt, so hört sie bei näherer Betrachtung doch ganz auf, einen Flecken auf Catos Handlungen zu werfen. Diesem Einwurf gemäß wird gefordert, daß Cato sich nicht allein in die Rolle des Republikaners, sondern auch in die des Dieners hätte fügen sollen. Daß er dies nicht konnte und wollte, schreibt man der Unvollkommenheit seines Charakters zu; daß aber dieses Schicken in alle Umstände eine Vollkommenheit sei, kann ich nicht einsehen, denn ich glaube, daß das große Erbtheil des Mannes sei, nur eine Rolle spielen, nur in einer Gestalt sich zeigen, nur in das, was er als wahr und recht erkannt hat, sich fügen zu können. Ich behaupte also im Gegentheil, daß grade dieses Unvermögen, sich in eine seinen heiligsten Rechten, seinen heiligsten Grundsätzen widersprechende Lage zu finden, von der Größe, nicht von der Einseitigkeit und Unvollkommenheit des Cato zeugt.

Wie groß aber seine Beharrlichkeit bei dem war, was er als wahr und recht erkannt hatte, kann uns sein Tod selbst lehren. Wenig Menschen werden ja gefunden worden sein, die den Entschluß zu sterben mit soviel Ruhe haben fassen, mit soviel Beharrlichkeit haben ausführen können. Sagt auch Herder verächtlich: „Jener Römer, der im Zorne sich die Wunden aufriß!" so ist doch dies ewig und sicher wahr, daß grade der Umstand, daß Cato leben blieb und doch die Waffe nicht zurückzog, daß grade der Umstand die That nur noch großartiger macht.

So handelte, so lebte, so starb Cato. Er selbst der Repräsentant Römischer Größe, der letzte eines untergesunkenen Heldenstammes, der größte seiner Zeit! Sein Tod der Schlußstein für den ersten Gedanken seines Lebens, seine That ein Denkmal im Herzen aller Edlen, das über Tod und Verwesung triumphirt, das unbewegt steht im fluthenden Strome der Ewigkeit! Rom, die Riesin, stürzte, Jahrhunderte gingen an seinem Grabe vorüber, die Weltgeschichte schüttelte über ihm ihre Loose, und noch steht Cato's Namen neben der Tugend und wird neben ihr stehen, so lange das große Urgefühl für Vaterland und Freiheit in der Brust des Menschen glüht! —

III. Büchner als Agitator.*

. . . Man läßt den Angeklagten, August Becker, vortreten und macht ihm zur Aufgabe, sich darüber zu erklären: von wem die erste Idee zu Flugschriften ausgegangen sei, worin deren Zweck, Tendenz bestanden, und zu welcher Zeit die Abfassung solcher Schriften erfolgt sei. Derselbe erklärt hierauf dictirend folgendes:

„. . . Den „Landboten“ betreffend, sei es mir erlaubt, den Verfasser desselben, Georg Büchner, in seinen eigenen Worten, deren ich mich noch ziemlich genau erinnere, hier für mich reden zu lassen; dies kann zugleich dazu dienen, wenigstens eine Seite von Büchner's Charakter kennen zu lernen. — Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, um die Verhältnisse Deutschlands umzustoßen, sagte er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man sich doch gefaßt machen mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte ent-

* Zur Vervollständigung jener Darstellung, welche die Einleitung von Büchner's politischen Ueberzeugungen und Handlungen gibt, finden sich hier jene Stellen aus Nöllners Werk über den Prozeß Weidig, welche auf Büchner Bezug haben, vollinhaltlich zusammengestellt. F.

gegenstellen können, als eine Handvoll undisciplinirter Liberaler. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Ueberzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vor der Hand nur durch Flugschriften geschehen kann.

Die früheren Flugschriften, welche zu diesem Zweck etwa erschienen sind, entsprachen demselben nicht; es war darin die Rede vom Wiener Congreß, Preßfreiheit, Bundestagsordonnanzen u. dgl., lauter Dinge, um welche sich die Bauern (denn an diese, meinte Büchner, müsse man sich vorzüglich wenden) nicht kümmern, so lange sie noch mit ihrer materiellen Noth beschäftigt sind; denn diese Leute haben aus sehr nahe liegenden Ursachen durchaus keinen Sinn für die Ehre und Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen u. s. w., sie sind gegen all' das gleichgültig und in dieser Gleichgültigkeit allein beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmlosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit. Gleichwohl scheinen sie unzufrieden zu sein, und sie haben Ursache dazu, weil man den dürftigen Gewinn, welchen sie aus ihrer saueren Arbeit ziehen, und der ihnen zur Verbesserung ihrer Lage so nothwendig wäre, als Steuer von ihnen in Anspruch nimmt. So ist es gekommen, daß man bei aller parteiischen Vorliebe für sie doch sagen muß, daß sie eine ziemlich niederträchtige Gesinnung angenommen haben; und daß sie, es ist traurig genug, fast an keiner Seite mehr zugänglich sind, als gerade am Geldsack. Dies muß man benutzen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will; man muß ihnen zeigen und

vorrechnen, daß sie einem Staate angehören, dessen Lasten sie größtentheils tragen müssen, während andere den Vortheil davon beziehen; — daß man von ihrem Grundeigenthum, das ihnen ohnedem so sauer wird, noch den größten Theil der Steuern erhebt, während die Capitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigenthum verfügen, in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden u. s. w. Dieses Mittel, die Masse des Volkes zu gewinnen, muß man, fuhr Büchner fort, benutzen, so lange es noch Zeit ist. Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, der ihnen fast ohnedem unbequem sein muß, sollten sie die kostspieligen, stehenden Heere, die ihnen unter Umständen entbehrlich sein können, vermindern, sollten sie den künstlichen Organismus der Staatsmaschine, deren Unterhaltung so große Summen kostet, auf einfachere Principien zurückführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Oesterreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! Fürst Metternich, der geschickteste unter allen, hat allen revolutionären Geist, der jemals unter ihnen aufkommen könnte, für immer in ihrem eigenen Fett erstickt. So sind die eigenen Worte des Büchner gewesen.

Die Tendenz der Flugschrift läßt sich hiernach vielleicht dahin aussprechen: sie hatte den Zweck, die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als dem einzigen möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen. — Solche Mittel, die Revolution herbeizuführen, hielt Büchner für ebenso erlaubt und ehrbar, als alle anderen. Wenigstens sagte er oft, der materielle Druck,

unter welchem ein großer Theil Deutschlands liege, sei eben so traurig und schimpflich, als der geistige; und es sei in seinen Augen bei weitem nicht so betrübt, daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen dürfe, als daß viele tausend Familien nicht im Stande wären, ihre Kartoffeln zu schmelzen u. s. w.

Ob ich mich hier gleich meistens der Worte Büchner's bedient habe, so dürfte es doch schwer sein, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit, mit welcher er seine Meinungen vortrug, zu machen. —

Man braucht nur vier Jahre (und halb so viel im Gefängniß) älter zu sein, als ich damals war, da Büchner solche Reden führte, um die Sophisterei, die sie enthalten, einzusehen; damals war ich fast blind dagegen, sowie Andere, z. B. Clemm, Louis Becker, Schütz, denen allen Büchner imponirte, ohne daß sie es vielleicht selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, als durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug. Wären solche Meinungen das Rühmlichste von Büchner gewesen, dann würde der Abscheu, den sie vielleicht in den Augen des Gerichtes erregen, mit Recht auf diejenigen, welche genaueren Umgang mit ihm gepflogen, zurückfallen; allein er hatte bei all' dem das edelste Herz und war für diejenigen, die ihn genau kannten, der liebenswürdigste Mensch.

Um noch einmal auf die Flugschrift Büchner's zurückzukommen, so kann ich nicht angeben, ob sie den beabsichtigten Zweck erreicht habe; soviel weiß ich, daß, wie mir Weidig gesagt hat, Professor Jordan sich mißbilligend über dieselbe ausgesprochen; auch Dr. Hundeshagen soll sie, wie ich von Weyprecht erfahren, heftig getadelt haben.

In dem oben angegebenen Sinn schrieb Büchner die Flugschrift, welche von Weidig Landbote genannt worden ist. Noch muß ich erwähnen, daß Büchner während meiner Abwesenheit einmal bei Weidig gewesen sein muß, um bei demselben eine Statistik vom Großherzogthum, die er bei seiner Arbeit benutzt hat, zu entlehnen; ich weiß wenigstens nicht, wie er sonst dazu gekommen sein soll, denn diese Statistik habe ich Weidig später überschickt. Auch wußte Weidig schon vorher von der Absicht Büchner's, etwas zu schreiben. Diese Schrift wurde durch Clemm und mich an Weidig überbracht. Er machte zum Theil dieselben Einwendungen, die er mir gegen dieselbe gemacht hatte und sagte, daß bei solchen Grundsätzen kein ehrlicher Mann mehr bei uns aushalten werde. (Er meinte damit die Liberalen.) Ich erinnere mich dieser Einzelnheiten noch sehr genau; überhaupt war Weidig in Allem der Gegensatz zu Büchner; er (Weidig) hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch und unter den Constitutionellen constitutionell. — Büchner war sehr unzufrieden über diese Bemerkung Weidig's und sagte, es sei keine Kunst ein ehrlicher Mann zu sein, wenn man täglich Suppe, Gemüse und Fleisch zu essen habe. Indessen konnte Weidig der Flugschrift einen gewissen Grad von Beifall nicht versagen und meinte, sie müsse vortreffliche Dienste thun, wenn sie verändert werde. Dies zu thun behielt er sie zurück und gab ihr die Gestalt, in welcher sie später im Druck erschienen ist. Sie unterscheidet sich vom Originale namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen die Vornehmen gesetzt sind, und daß das, was gegen die sogenannte liberale Partei ge-

sagt war, weggelassen und mit Anderem, was sich blos auf die Wirksamkeit der constitutionellen Verfassung bezieht, ersetzt worden ist, wodurch denn der Charakter der Schrift noch gehässiger geworden ist. Das ursprüngliche Manuscript hätte man allenfalls als eine schwärmerische, mit Beispielen belegte Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch finde, betrachten können, nicht so das Letzte. Die biblischen Stellen, sowie überhaupt der Schluß sind von Weidig. Als Clemm und ich diese Schrift zu Weidig brachten, befand sich dessen Frau krank zu Friedberg. Es mag Anfangs Juni 1834 gewesen sein, als Schütz und Büchner nach Offenbach reisten, um die erwähnte Schrift in Druck zu geben. Ungefähr einen Monat später gingen Schütz und Minnigerode an denselben Ort, um sie abzuholen. Wer sie gedruckt und wo diese Leute bei dieser Gelegenheit logirt, kann ich nicht angeben. Karl Zeuner hat damals einen Pack von der Flugschrift nach Butzbach gebracht. Ich war gerade in seinem Haus, als er zurückkehrte, und ich brachte sie in der Tasche in die Wohnung des Weidig. —

Vorgelegt wird die Flugschrift, betitelt: „Der hessische Landbote. Erste Botschaft. — Mit Vorbericht.“ — Becker erklärt darüber:

„Das Manuscript dieser Flugschrift habe ich bei Büchner in's Reine geschrieben, weil seine eigene Hand durchaus unleserlich war. Es ist nachher in die Hände Weidig's gekommen, wie eben gesagt, aus welchen, soviel ich weiß, es Schütz und Büchner empfangen haben, um es in die Druckerei nach Offenbach zu tragen. Ich habe indessen nur das ursprüngliche Manuscript, wie es Büchner geliefert hat, abge-

schrieben. Ich kann auch hier noch anführen, daß der Vorbericht ebenfalls von Weidig verfaßt worden ist. Büchner war über die Veränderung, welche Weidig mit der Schrift vorgenommen hatte, außerordentlich aufgebracht, er wollte sie nicht mehr als die seinige anerkennen und sagte, daß er ihm gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt habe, und wodurch alles andere gleichsam legitimirt werde, durchgestrichen habe."

Frage. „Der Landbote war seinem Inhalte nach hauptsächlich für's Großherzogthum Hessen bestimmt. Demungeachtet war, wie Sie sich auch selbst schon ausgesprochen haben, der Zweck der Ausbreitung von Flugschriften umfassender. Durch Aufreizung des Volkes in unserem Lande konnte für die gewünschte allgemeine, deutsche Freiheit wenig genützt werden; es mußten daher offenbar weitere Mittel in Aussicht genommen worden sein, um jenen Hauptzweck zu erreichen, und worin haben dieselben wohl bestanden?" —

Antwort des August Becker. Büchner, der bei seinem mehrjährigen Aufenhalte in Frankreich das deutsche Volk wenig kannte, wollte, wie er mir oft gesagt hat, sich durch diese Flugschrift überzeugen, in wie weit das deutsche Volk geneigt sei, an einer Revolution Antheil zu nehmen. Er sah indessen ein, daß das gemeine Volk eine Auseinandersetzung seiner Verhältnisse zum deutschen Bund nicht verstehen und einem Aufruf, sseine angeborenen Rechte zu erkämpfen, kein Gehör geben werde; im Gegentheil glaubte er, daß es nur dann bewogen werden könne, seine gegenwärtige Lage zu verändern, wenn man ihm seine naheliegenden Interessen vor Augen lege. Dies hat Büchner in der Flugschrift ge-

than. Er hatte dabei durchaus keinen ausschließlichen Haß gegen die Großherzoglich Hessische Regierung; er meinte im Gegentheil, daß sie eine der besten sei. Er haßte weder die Fürsten, noch die Staatsdiener, sondern nur das monarchische Princip, welches er für die Ursache alles Elends hielt. — Mit der von ihm geschriebenen Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionäre erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf. Er glaubte nicht, daß durch die constitutionelle, landständische Opposition ein wahrhaft freier Zustand in Deutschland herbeigeführt werden könne. Sollte es diesen Leuten gelingen, sagte er oft, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine allgemeine Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekommen wir hier einen Geldaristokratismus wie in Frankreich, und lieber soll es bleiben, wie es jetzt ist. Um nun auf die Frage selbst zurückzukommen, muß ich noch bemerken, daß Büchner und seine Freunde in Gießen die Absicht hatten, wenn der Versuch mit dieser ersten Flugschrift gelinge, dahin zu wirken, daß auch in anderen Ländern ähnliche Schriften verfaßt würden. Dies ist aber nicht geschehen, da der Versuch so ungünstig ausgefallen war.

Frage. „Theilte Weidig diese Ansichten Büchner's?"

Antwort. Zum Theil; doch stimmte er in Manchem mit Büchner überein. So erinnere ich mich, daß Büchner einst Streit über Wahlcensus mit ihm hatte. Büchner meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerika=

nischen Staaten, müsse jeder ohne Rücksicht auf Vermögens-verhältnisse eine Stimme haben, und behauptete, daß Weidig, welcher glaubte, daß dann eine Pöbelherrschaft, wie in Frankreich entstehen werde, die Verhältnisse des deutschen Volks und unserer Zeit verkenne. Büchner äußerte sich einst in Gegenwart des Zeuner sehr heftig über diesen Aristokratismus des Weidig, wie er es nannte, und Zeuner beging dann später die Indiscretion, es dem Weidig wieder zu sagen. Hierdurch entstand ein Streit zwischen Weidig und Büchner, welchen ich beizulegen mich bemühte und welcher die Ursache ist, daß ich diese Einzelheiten behalten habe."

August Becker wird zum Verhöre vorgeführt und weiter befragt:

Frage. Was gab die Veranlassung zu der am 3. Juli 1834 auf der Badenburg stattgehabten Versammlung? —

Antwort. Die Mitglieder unserer Gesellschaft stimmten darin mit Weidig überein, daß man gemeinschaftlich handeln müsse, wenn unser politisches Wirken einigen Erfolg haben solle. Büchner meinte, daß man Gesellschaften errichten müsse, Weidig glaubte, daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden mit einander bekannt mache und durch sie Flugschriften verbreiten lasse. Ueber diesen Punkt wollte man sich auf der Badenburger Versammlung besprechen. Büchner hoffte, auf derselben seine Ansichten bei den Marburgern durchzusetzen. Ich weiß nicht, wie weit ihm dies gelungen ist. Als ich ihn nach meiner Rückkehr aus dem Hinterland über die Sache sprach, sagte er mir, daß auch die Marburger Leute seien, welche

sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmährchen, hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten u. s. w. Es muß demnach auf dieser Versammlung die Rede davon gewesen sein, in welchem Geist die Flugschriften abgefaßt werden müßten, und Büchner, welcher glaubte, daß man sich an die niederen Volksklassen wenden müsse, und der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt, muß auf der Badenburg seine Ansichten nicht gebilligt gesehen haben, weil er über die Marburger sich so ungehalten äußerte.“ —

„Dieser Büchner,“ — erklärt weiter noch Becker im Verhör, — „war mein Freund, der mich lange Zeit zum einzigen Vertrauten seiner theuersten Angelegenheiten machte, von welchen er weder seiner Familie, noch einem seiner anderen Freunde Etwas gesagt hatte. Ein solches Vertrauen mußte ihm mein Herz gewinnen; seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, von welchen ich hier freilich keinen Begriff geben kann, mußten mich unbedingt für ihn einnehmen bis zur Verblendung. Die Grundlage seines Patriotismus war wirklich das reinste Mitleid und ein edler Sinn für alles Schöne und Große. Wenn er sprach und seine Stimme sich erhob, dann glänzte sein Auge, — ich glaubte es sonst nicht anders — wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan, wovon hätte er mich nicht überzeugt?!“ —

Es wird dem Carl Zeuner ein Exemplar des „hessischen Landboten", erste Botschaft, zur Anerkennung vorgelegt 2c. Nach Ansicht äußert derselbe:

„Es ist dies ein Exemplar derjenigen Schriften, welche durch den Minnigerode gebracht und durch diesen und mich auf die vorhin bezeichnete Weise weiter befördert worden sind. Ich las diese Schrift nach meiner Ankunft in Butzbach zum erstenmal; da dieselbe aber meinen politischen Gesinnungen und Absichten nicht entsprach, so nahm ich ein Blatt davon, ging zu Dr. Weidig, bei dem Schütz und Minnigerode gleichfalls gewesen waren, und erzählte ihm die Sache 2c. Nicht lange darnach kam der Pfarrer Schaum von Hochweisel. Ich äußerte gegen Weidig, die Schrift sei zu scharf und wahrhaft ekelhaft. Weidig sagte, er habe das auch schon gesagt, die Schrift sei noch schlimmer projectirt gewesen, er habe sie etwas milder abgefaßt 2c.

In der darauf folgenden Nacht (vom 1. auf den 2. August) klopfte mir um Mitternacht Jemand an meinem Fenster und rief mich bei Namen. Ich öffnete das Fenster und fragte: „was gibt's Neues?" worauf erwiedert wurde: Minnigerode sei am Thor zu Gießen verhaftet worden und man habe bei ihm Schriften vorgefunden, er habe sich sogleich aufgemacht, um uns davon zu benachrichtigen. Ich erkannte nun den Büchner, er wünschte, ich möge ihn alsbald zu Weidig begleiten, was ich dann auch that. Ich klopfte dem Weidig am Fenster, sowie er heraussah, wurde ihm alsbald die Hiobspost mitgetheilt; er erwiederte, das sei schlimm. Weidig öffnete das Haus, und wir traten in seine Stube. Weidig pochte auch den August Becker aus dem Schlaf, welcher damals in dem Weidig'schen Haus über-

nachtete. Becker war sehr bestürzt. Außer uns vier Personen war Niemand zugegen. Weidig sagte sogleich zu Büchner, da er doch einmal auf dem Weg sei, so müsse er nothwendig seine Reise fortsetzen, namentlich nach Offenbach, um den Schütz, wo möglich, zeitig zu benachrichtigen, damit er nicht in eine gleiche Falle gerathe, sodann auch den Hausmann, damit dieser etwa vorräthige Schriften wegthun könne rc."

IV. Büchners letzte Tage.*

2. Februar 1837. Wir fragten Büchner, ob er einen weiten Spaziergang mit uns machen wollte; er antwortete, daß er mit seinem Freunde Schmid nur einen kurzen Gang machen würde, weil er sich nicht ganz wohl fühle. Als wir gegen Abend nach Hause kamen, klagte er, daß es ihm fieberisch zu Muthe sei. Da er sich aber nicht zu Bette legen wollte, aus Furcht nicht einschlafen zu können, setzte er sich zu uns auf's Sopha. Ich bot ihm Thee an, den er ausschlug; bald bemerkte ich, daß er einschlief, und als er erwachte, bat ich ihn dringend, sich zu Bett zu legen, was er auch endlich that. Wir sagten ihm, daß er an der Wand klopfen solle, die an unsere Schlafstube stieß, wenn er des Nachts etwas bedürfe, und ließen seine Lampe brennen.

3. Februar. Büchner hatte nicht gut geschlafen, klagte aber keinerlei Schmerzen. Da es sehr hell im Zimmer war, gab ich ihm grüne Vorhänge, auch ein Pferdehaarkissen unter den Kopf, was ihm wohl that. Ich hatte gehofft, daß er

* Diese Aufzeichnungen stammen aus der Feder der Frau Schulz, Gattin des Dr. Wilhelm Schulz, Büchners getreuer Pflegerin. Sie sind ein Auszug aus dem Tagebuche der edlen Frau, welchen sie nach dem Dahinscheiden des Dichters für dessen Familie angefertigt. F.

den Abend wieder bei uns zubringen könnte, und deßwegen unser gewöhnliches Lesekränzchen nicht abgesagt; da er aber nicht dabei sein konnte, ließ er sich von uns erzählen, womit wir uns unterhalten hatten.

4. Februar. Das Fieber war etwas stärker, doch gab es zu keiner Besorgniß Raum; er aß etwas Suppe und Obst und versicherte, daß es ihm ganz wohl in seinem Bette sei. Wir erhielten Briefe von den Unsrigen, die ich ihm vorlas und denen er mit Interesse zuhörte.

5. Februar. Er klagte über Schlaflosigkeit; ich suchte ihn damit zu trösten, daß ich in meiner kürzlichen Krankheit viele Nächte nicht geschlafen und dabei noch Schmerzen habe leiden müssen. Er war sehr geduldig und ruhig; da wir genöthigt waren einige Besuche zu machen, so blieb sein liebster Freund Schmid bei ihm; als wir wieder nach Hause kamen, ließ er sich von uns erzählen; doch hatte er es nicht gerne, wenn man laut sprach.

6. Februar. Da ich keine häuslichen Geschäfte hatte, konnte ich mich ganz seiner Pflege widmen, was ich von Herzen gerne that. Es zeigte sich nach und nach eine große Empfindlichkeit bei ihm; man konnte ihm nicht leicht etwas recht machen, was seine Freunde oft nicht begreifen konnten. Ich, die ich aber aus Erfahrung wußte, wie es Einem ist, wenn man an den Nerven leidet, ich that ihm alles, was er nur haben wollte, worüber ich jetzt doppelt froh bin.

7. Februar. Frau Sell schickte für Büchner Suppe, die ihm sehr gut schmeckte; auch die vorgeschriebene Arzenei nahm er gerne, worüber ich ihn oft lobte. Da wir den Fastnachts-Abend bei Sell zubringen sollten, so blieb Büchners Freund Braubach bei ihm, den er auch sehr gerne hatte.

8. Februar. Das Fieber zeigte sich nur sehr wenig, und er wollte, da Briefe von seiner Braut angekommen waren, an dieselbe schreiben; ich bat ihn, dieses zu verschieben, bis er sich wieder ganz wohl fühlte. Auch erbot ich mich statt seiner zu schreiben, was er aber ablehnte. Da die Briefe Minna's sehr fein geschrieben waren, legte er sie weg, um sie später fertig zu lesen.

9. Februar. Der Kranke hatte fast gar kein Fieber, doch klagte er fortwährend über Schlaflosigkeit; mein Mann war des Nachts lange bei ihm und bemerkte doch, daß er zuweilen geschlafen hatte. Er war kleinmüthig, und wir sprachen ihm alle Muth ein; auch rieth man ihm, ein wenig aufzustehen, um dann vielleicht besser schlafen zu können. Es wurde ihm Mandelmilch verordnet, die ich ihm bereitete und die ihn sehr erquickte.

10. Februar. Er stand Nachmittags auf und wollte schreiben; ich holte ihm alles Nöthige herbei, da ich sah, daß er sich durchaus nicht wollte abhalten lassen und da er sagte, daß er sich auf dem Sopha wohler wie im Bett fühle, so freute ich mich sehr und nahm es für ein Zeichen der Besserung. Er ergriff die Feder, erklärte aber sogleich nicht schreiben zu können; ich bot ihm abermals an, in seinem Namen zu schreiben, was er jetzt geschehen ließ. Damit er seinen Geist nicht anstrengen sollte, schrieb ich den Brief nach meiner Idee, und er sagte mir alsdann, was ich daran ändern sollte. Endlich war das Schreiben nach seinem Wunsch ausgefallen; er nahm es mir hastig weg und setzte die Worte: „Adieu mein Kind“ darunter, ließ mich eine seiner Locken hineinlegen und eilte schnell zu Bett, nach welchem er sehr verlangte. Nachdem der Brief weg war, fiel es mir

schwer auf's Herz, daß die gute Minna vielleicht diese Worte für Abschiedsworte nehmen könnte, da doch die Krankheit damals nicht im Geringsten gefährlich schien. Dies beunruhigte mich sehr, und ich hatte einen traurigen Abend. Mein Mann und seine anderen Freunde schliefen diese wie die folgenden Nächte abwechselnd in seinem Zimmer, was ihm lieb war.

11. Februar. Der schwache Thee, den er Morgens genoß und die Suppen, die ich ihm selbst kochte, schmeckten ihm recht gut; doch fiel uns eine Art Unempfindlichkeit (Apathie) an ihm auf. Ich fragte ihn an diesem Morgen, ob es ihm angenehm wäre, wenn ich mit meiner Arbeit mich zu ihm setzte, was er gerne zu haben schien. Da ihm das Sprechen schwer fiel, drückte er sich oft durch Geberden aus, die mich zu Thränen rührten, auch weil sie mich lebhaft an meinen verstorbenen Vater erinnerten, mit dem ich sogar in der hohen freien Stirne einige Aehnlichkeit bei Büchner zu entdecken glaubte. An einigen Aeußerungen, die er an diesem Tage that, bemerkte ich, daß sein Geist nicht ganz helle war. Wir beschlossen noch einen Arzt kommen zu lassen und zwar Schönlein; der Kranke wollte aber nichts davon hören, da er sich nicht so krank fühlte. Es wurde indessen jetzt jede Nacht gewacht, was seine Freunde gerne übernahmen.

12. Februar Sonntag. Büchner erklärte endlich, daß er Schönlein zu sprechen wünsche; dieser war aber verreist; sein Assistent hatte indessen Büchner schon besucht und sich mit den von Dr. Zehnder verordneten Mitteln ganz einverstanden erklärt.

13. Februar. Die Betäubung dauerte fort; am Tage vorher war es, wo er zum erstenmale sagte, der Kopf

sei ihm schwer und dies war das einzige Mal in seiner ganzen Krankheit, daß er über den Kopf klagte. Er war ganz bei sich, sprach aber zuweilen im Schlaf. Wir schrieben an diesem Tage an seine Geschwister nach Darmstadt.

14. Februar. Morgens frühe kam Schönlein und billigte ganz das bisherige Verfahren des Dr. Zehnder, auch behielt er dieselben Arzeneien bei. Büchner sprach sehr vernünftig mit ihm, bekam aber schon während der Anwesenheit der Aerzte starke Hitze; ich blieb bei ihm und er nannte mich manchmal Schmid; wenn ich dann sagte, ich sei Frau Schulz, lächelte er mir zu; auch glaubte er zuweilen, es stände Jemand in der Ecke und dgl. Ich las für mich im Morgenblatt, das er für einen Brief hielt, ich legte es daher weg. Gegen Abend bekam er einen heftigen Anfall von Zittern (Zittern der Hände hatte man schon früher bemerkt), wobei er ganz irre sprach. Ich wurde sehr unruhig und sorgte von nun an dafür, daß außer mir auch immer noch einer seiner Freunde bei ihm war. Er wurde nach und nach immer ruhiger. Gegen 8 Uhr kam das Deliriren wieder, und sonderbar war es, daß er oft über seine Phantasieen sprach, sie selbst beurtheilte, wenn man sie ihm ausgeredet hatte. Eine Phantasie, die oft wiederkehrte war die, daß er wähnte ausgeliefert zu werden. Die Nacht war unruhig; er sprach viel Französisch und redete mehrere Male seine Braut an.

15. Februar. Ich fand ihn Morgens früh sehr verändert; doch kannte er mich, verlangte zu seinem Thee, weil die Tasse groß war, auch einen großen Löffel. Er sprach wenn er bei sich war, etwas schwer, sobald er aber delirirte, sprach er ganz geläufig. Er erzählte mir eine lange zu-

sammenhängende Geschichte wie man ihn gestern schon vor die Stadt gebracht habe, wie er zuvor eine Rede auf dem Markte gehalten u. s. w. Ich sagte ihm, er sei ja hier in seinem Bette und habe das alles geträumt, da erwiederte er, ich wisse ja, daß Escher (einer seiner Schüler) sich für ihn verbürgt habe und deßhalb sei er wieder zurückgebracht worden. Es hatte sich nämlich die Idee bei ihm gebildet, er habe Schulden, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall war. Solche Phantasien ließ er sich leicht ausreden, verfiel aber alsdann in andere. Um 12 Uhr kam Schönlein, den Büchner nicht erkannte und da ich um jeden Preis wissen wollte, wie es um den Kranken stehe, blieb ich im Zimmer, ob es schicklich war, oder nicht. Schönlein betrachtete den Kranken und sagte zu mir: „Alles paßt zusammen, es ist das Faulfieber und die Gefahr ist sehr groß.“ Ich erschrack heftig, und da meine Nerven sehr angegriffen waren, empfahl mir der Arzt dringend, das Krankenzimmer zu meiden; auch war männliche Pflege jetzt dringender. Ich konnte jetzt nichts mehr für ihn thun, als beten. — Es wurde ein braver Wärter angenommen, doch war bei diesem immer noch einer von Büchner's Freunden, besonders Wilhelm und Schmid. Ich war sehr traurig und schrieb sogleich nach Straßburg.

16. Februar. Die Nacht war unruhig; der Kranke wollte mehrere Male fort, weil er wähnte in Gefangenschaft zu gerathen, oder schon darin zu sein glaubte und sich ihr entziehen wollte. Den Nachmittag vibrirte der Puls nur und das Herz schlug 160 Mal in der Minute, die Aerzte gaben die Hoffnung auf. Mein sonst frommes Gemüth fragte bitter die Vorsehung: „Warum?“ Da trat Wilhelm in's Zimmer, und da ich ihm meine verzweiflungsvollen Ge-

danken mittheilte, sagte er: „Unser Freund gibt dir selbst Antwort, er hat soeben, nachdem ein heftiger Sturm von Phantasien vorüber war, mit ruhiger, erhobener, feierlicher Stimme die Worte gesprochen: „Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein. Wir sind Tod, Staub, Asche, wie dürften wir klagen?" Mein Jammer löste sich in Wehmuth auf, aber ich war sehr traurig und werde es noch lange sein.

17. Februar. In der Nacht phantasirte der Kranke von seinen Eltern und Geschwistern in den rührendsten Ausdrücken. Er sprach fast immerwährend. Schönlein wunderte sich, ihn am Morgen noch lebend zu finden; er kam täglich zweimal und nahm den größten Antheil, sowie Alle, die Büchner auch nur entfernt kannten. Jeden Morgen ließ man sich von verschiedenen Seiten nach seinem Befinden erkundigen. Gegen 10 Uhr kam Frau Pfarrer Schmid von Straßburg und benachrichtigte uns, daß Minna angekommen sei; ich erschrack sehr, denn ich fürchtete für sie, wenn sie den Kranken in so verändertem Zustande sehen würde. Ich eilte zu ihr in's Wirthshaus und bereitete sie nach und nach auf die große Gefahr vor, in der ihr Theuerstes schwebte. Ich machte mich recht stark bei ihr. Ich holte sie nach Tisch mit ihrer Begleiterin zu uns, die Aerzte hatten ihr erlaubt, den Kranken zu sehen. Er erkannte sie, was eine schmerzliche Freude für sie war; unsere Thränen flossen vereint an diesem Tage und mein Herz litt viel, denn es verstand das ihrige. Sie und Frau Schmid blieben von nun an bei uns. Die Nacht war für uns Alle traurig. Der Kranke delirirte fortwährend.

18. Februar. Minna besuchte frühe den Kranken, der sie deutlicher wie am vorigen Tage erkannte; er sprach zu ihr, auch von ihrem Vater, doch konnte man nicht alles verstehen, denn seine Stimme war jetzt schwächer. Er nahm aus Minna's Händen ein wenig Wein und Confitur, aß Mittags etwas Suppe, nannte mehrere seiner Freunde mit Namen, auch der Puls hob sich ein wenig; alles dieses war ein Hoffnungsstrahl für uns, trotz den Aerzten, die nichts darauf gaben, aber nur ein Hoffnungsstrahl, denn am Abend traten von neuem üble Symptome ein. Die Nacht war ruhig, da die Schwäche zunahm; doch sprach der Kranke immerfort.

19. Februar, Sonntag. Der Athem wurde schwer, die Schwäche größer, der Tod mußte nahe sein. Das starke Mädchen bat meinen Mann sie zu rufen, wenn der verhängnißvolle Augenblick käme, denn lange konnte und durfte sie nicht im Krankenzimmer verweilen. Es war Sonntag; der Himmel war blau und die Sonne schien, die Kinder hatte man weggeschickt, es war stille im Hause und stille auf der Straße. Die Glocken läuteten. Minna und ich saßen allein in meinem traulichen Stübchen. Wir wußten daß wenige Schritte von uns ein Sterbender lag und welcher! Wir hatten uns aber in den Willen der Vorsehung ergeben, denn was in der Menschen Macht lag, den Theueren zu retten, war ja geschehen. Ich erinnere mich in meinem Leben wenig so feierlicher Stunden, wie diese; eine heilige Ruhe goß sich über uns. Wir lasen einige Gedichte, wir sprachen von ihm, bis Wilhelm eintrat, Minna zu rufen, damit sie dem Geliebten den letzten Liebesdienst erzeuge. Sie that es mit starker Ruhe, aber dann brach ihr Schmerz

laut aus. Ich nahm sie in meine Arme und weinte mit ihr. Sie wurde ruhiger und endigte einen angefangenen Brief. Der Abend verging uns in Gesprächen über den Hingeschiedenen, oft gedachten wir mit Schmerz der armen Eltern und Geschwister des Verewigten. Minna brachte die Nacht bei mir zu, und da wir lange nicht geschlafen hatten, behauptete die Natur ihr Recht, und ein sanfter Schlummer stärkte uns. Am Abend war ein Brief aus Darmstadt gekommen, der uns tief bewegte; ich beantwortete ihn.

20. Februar. Minna schrieb an ihren Vater. Wir lasen in einer Art Tagebuch, das sich unter Büchners Papieren gefunden hatte und reiche Geistesschätze enthält. Die Freunde des Verewigten brachten den Abend bei uns zu und er war, wie immer, der Gegenstand unsrer Unterhaltung. Da er über alles was uns interessirte, so oft mit uns gesprochen hatte, so wußten wir viel von ihm zu erzählen. Fast jeder Gegenstand, der uns umgab, erinnerte uns an diese oder jene geistreiche Bemerkung, die er darüber gemacht. Bald flossen unsre Thränen und bald mußten wir lachen, wenn wir uns seine treffende Satyre, seine witzigen Einfälle und launigen Scherze in's Gedächtniß zurückriefen.

21. Februar. Der Himmel war helle und die Sonne schien dem Tage, an dem seine irdische Hülle der Erde wiedergegeben werden sollte. Wir wanden am Morgen einen großen Kranz von lebendigem Grün, Lorbeer und Myrthen und weißen Blüthen, der nach hiesiger Sitte den ganzen Sarg umgeben sollte. Auch ließ Minna dem Dichter und Bräutigam durch Wilhelm einen Lorbeer- und Myrthenkranz auf die hohe blasse Stirne drücken. Ein Strauß von lebendigen Blumen,

den einige Freundinnen schickten, ruhte in seinen Händen. Um 4 Uhr sollte das Begräbniß stattfinden, ich verließ daher gleich nach Tisch mit Minna das Haus, denn einem zerrissenen Herzen konnten die Anstalten dazu keinen Trost gewähren. Wir besuchten zuerst den Lieblingsspaziergang unsres Freundes, einen kleinen Platz am See, und dann begaben wir uns zu einer theilnehmenden Freundin, wo wir bis zum Abend blieben. Wilhelm holte uns dort ab und erzählte uns, daß mehrere hundert Personen, die beiden Bürgermeister und andere der angesehensten Einwohner der Stadt an der Spitze, den Verewigten zur Ruhestätte begleitet hatten. Die Theilnahme der ganzen Stadt war groß. Bekannte und Unbekannte waren tief erschüttert durch den Tod eines so geist- und talentvollen jungen Mannes.

Am Abend schickte eine Freundin einen Blumentopf, gefüllt mit der Erde, in der der Vollendete ruht. Das Immergrün, das darin stand und das auch auf seinem Grabe sproßt, sei uns ein Symbol der Hoffnung, der Hoffnung des Wiedersehns. Mit den herzlichsten, theilnehmendsten Worten an Minna war dieses sinnige Geschenk begleitet.

V. Nekrolog.*

Im Verlaufe weniger Tage hat der Tod zwei ausgezeichnete deutsche Männer den Reihen ihrer trauernden Landsleute und der Genossen ihres Schicksals entrissen. Am 15. Februar wurde Ludwig Börne zu Paris, am 21. Februar Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Beide ruhen in fremdem Lande, denn Beiden hatte sich das Vaterland verschlossen. Wenn Börne im heiligen Kampfe für Licht und Recht ein lang erprobter Streiter war, der mit steter Ausdauer die scharfen Geisteswaffen gegen Unterdrückung und Knechtschaft, gegen Heuchelei und Lüge gerichtet hatte, so begrüßten Alle, welche Georg Büchner näher kannten, in diesem die frische Jugendkraft, der eine weite Bahn des Ruhms und der Ehre offen lag. Große Hoffnungen ruhten auf ihm, und so reich war er mit Gaben ausgestattet, daß er selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde.

Georg Büchner, der Sohn eines angesehenen Arztes zu Darmstadt, wurde am 17. Oktober 1813 zu Goddelau bei Darmstadt geboren. Nachdem er das Gymnasium dieser Stadt besucht, widmete er sich zu Straßburg vom Herbste

---

* Aus der „Züricher Zeitung“ vom 23. Februar 1837. Der Verfasser des Artikels ist Dr. Wilhelm Schulz. F.

1831 bis zum August 1832, sodann vom Oktober dieses Jahres bis zur Mitte des Jahres 1833 dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit von einer Unpäßlichkeit befallen, fand er sorgsame Pflege im Hause seines Verwandten, des Pfarrers Jäglé zu Straßburg. Während dieser Krankheit verlobte er sich mit der Tochter dieses würdigen Geistlichen, welche durch Geist und Herz in jeder Beziehung seiner würdig war. Die Gesetze seines Heimathlandes riefen ihn im Herbst 1833 auf die Universität Gießen, wo er sein Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich, nach dem Wunsche seines Vaters, mit der praktischen Medizin sich befaßte. Durch eine Hirnentzündung im Frühjahr 1834 erlitten diese Studien einige Unterbrechung, doch kehrte er nach kurzem Aufenthalte in Darmstadt nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 verweilte. Von da begab er sich abermals in sein älterliches Haus zu Darmstadt, wo er fortwährend mit Naturwissenschaften, sowie mit Philosophie sich beschäftigte und zugleich, im Auftrage seines Vaters, anatomische Vorlesungen hielt.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Gießen wurde Büchner, mit vielen andern Jünglingen seines Sinnes und Alters, in die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt. Der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung entzog er sich im März 1835 durch seine Abreise nach Straßburg. Hier gab er entschieden die praktische Medizin auf und widmete sich mit rastlosem Eifer dem Studium der neueren Philosophie. Besonders tief drang er in die Lehren von Cartesius und Spinoza ein. Eine gleiche Thätigkeit, die ihn häufig seine Arbeiten bis tief in die Nacht fortsetzen ließ, wendete er auf

die Naturwissenschaften. Im Dezember 1835 begann er die Vorarbeiten für seine Abhandlung: „Sur le système nerveux du barbeau", welcher er die Ernnenung zum korrespondirenden Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Straßburg verdankte. Durch Einsendung derselben Abhandlung an die philosophische Fakultät zu Zürich erwarb er sich die philosophische Doktorwürde. Von den ausgezeichnetsten Kennern der Naturwissenschaften ist diese Schrift für eine meisterhafte Arbeit erklärt worden, die zu den höchsten Erwartungen berechtige. Gleich bedeutend kündigte er sich durch seine Probevorlesung und seine akademischen Vorträge über vergleichende Anatomie an der Hochschule zu Zürich an, wohin er sich am 18. Oktober vorigen Jahrs zu bleibendem Aufenthalte begeben hatte.

Aber nicht blos die Natur, auch das reiche innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Neigungen, ihre Schwächen und Tugenden zogen ihn mächtig an, und was er mit scharfem Blicke aufgefaßt, gestaltete sich seinem produktiven Geiste zu poetischen Schöpfungen. Besonders hatte ihn das große Drama der neueren Zeit, die französische Revolution, lebhaft ergriffen. Er studirte gründlich die Geschichte derselben und bemächtigte sich eines ihrer bedeutendsten Stoffe. In politische Untersuchungen verwickelt, unter mannigfachen Störungen und Beschäftigungen verschiedener Art, vollendete er in wenigen Wochen, während seines letzten Aufenthaltes zu Darmstadt, sein dramatisches Werk: „Dantons Tod; dramatische Bilder aus der Zeit der Schreckensherrschaft." Einer der strengsten und geistvollsten Kritiker Deutschlands bezeichnete dieses Drama als das Werk des Genie's, und pries sich glücklich, der Erste zu sein, welcher

das deutsche Publikum auf den so hervorragenden Geist aufmerksam mache. In Straßburg gab sodann Büchner sehr gelungene Uebersetzungen der beiden Dramen Viktor Hugo's, Lucrecia Borgia und Maria Tudor, heraus. In derselben Zeit und später zu Zürich vollendete er ein im Manuscript vorliegendes Lustspiel, Leonce und Lena, voll Geist, Witz und kecker Laune. Außerdem findet sich unter seinen hinterlassenen Schriften ein beinahe vollendetes Drama, sowie das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters Lenz zum Gegenstande hat. Diese Schriften werden demnächst im Druck erscheinen.

Der so reich begabte junge Mann war mit zu viel Thatkraft ausgerüstet, als daß er bei der jüngsten Bewegung im Völkerleben, die eine bessere Zukunft zu verheißen schien, in selbstsüchtiger Ruhe hätte verharren sollen. Durch seinen frühe gereiften Geist auf eine heitere Höhe gestellt, blieb er indessen in seinen politischen Ansichten von manchen Täuschungen frei, welchen sich die Jugend willig hinzugeben pflegt. Ein Feind jeder thöricht unbesonnenen Handlung, die zu keinem günstigen Erfolge führen konnte, haßte er doch jenen thatenlosen Liberalismus, der sich mit seinem Gewissen und seinem Volke durch leere Phrasen abzufinden sucht, und war zu jedem Schritte bereit, den ihm die Rücksicht auf das Wohl seines Volkes zu gebieten schien. So haben denn in gleicher Weise die Wissenschaft, die Kunst und das Vaterland seinen frühzeitigen Verlust zu beklagen. Dieses Vaterland hatte er verlassen müssen, aber der Genius ist überall zu Hause. In Zürich hätte er eine zweite Heimath gefunden; dafür bürgt die Anerkennung, die ihm seine Talente erwarben, dafür die

Theilnahme, die von so vielen der ausgezeichnetsten Bewohner dieser Stadt seinem Andenken am Tage der Beerdigung bezeigt wurde.

Keiner seiner Freunde hatte diesen Tag noch vor wenigen Wochen nahe geglaubt. Außer einigen leichten Unpäßlichkeiten war Büchner während seines Aufenthalts in Zürich stets gesund geblieben. Sein Aeußeres schien mit seinem Inneren in Harmonie zu stehen, und die breit gewölbte Stirne schien noch lange seinem umfassenden Geiste eine sichere Stätte zu sein. Doch mochte er selbst ein Vorgefühl seines frühen Endes haben. Wenigstens vergleicht er in einem hinterlassenen Tagebuche den Zustand seiner Seele mit einem Herbstabende, und schließt seine Bemerkung mit den Worten: „Ich fühle keinen Eckel, keinen Ueberdruß; aber ich bin müde, sehr müde. Der Herr schenke mir Ruhe!"

Am 2. Februar mußte er sich zu Bette legen, das er von jetzt an nur für wenige Augenblicke verließ. Trotz der Sorgfalt der Aerzte und der Pflege seiner Freunde machte die Krankheit unaufhaltbare Fortschritte und bildete sich bald zum heftigen Nervenfieber aus. Am 12. Tage fingen die Delirien an. Der Gegenstand seiner Phantasieen waren seine Braut, seine Eltern und Geschwister, deren er mit der rührendsten Anhänglichkeit gedachte, und das Schicksal seiner politischen Jugendgenossen, die seit Jahren in den Kerkern seiner Heimath schmachten. Wie vor seiner Krankheit, so sprach er auch jetzt in bitteren aber wahren Worten, die im Munde eines Sterbenden ein doppeltes Gewicht haben, über jene Schmach unserer Tage sich aus, über die verwerfliche Behandlung der politischen Schlachtopfer, die nach gesetzlichen Formen und mit dem Anschein der Milde in Jahre langer

Untersuchungshaft gehalten werden, bis ihr Geist zum Wahnsinne getrieben und ihr Körper zu Tode gequält ist. „In jener französischen Revolution," so rief er aus, „die wegen ihrer Grausamkeit so verrufen ist, war man milder als jetzt. Man schlug seinen Gegnern die Köpfe ab. Gut! Aber man ließ sie nicht Jahre lang hinschmachten und hinsterben." Später jedoch, als ihm der Tod näher gerückt war, schien er sich bereits von allen irdischen Banden losgerissen zu haben; und mit gehobener Sprache, deren Worte die erhabensten Stellen der Bibel in's Gedächtniß riefen, ergoß sich seine Seele in religiösen Phantasieen.

Auf die erste Nachricht von seiner Krankheit eilte seine Verlobte an das Krankenbett ihres Bräutigams. Die Nähe der Geliebten leuchtete freundlich in seine Träume hinein, und seine sichtbar freudige Bewegung weckte einen letzten Schimmer der Hoffnung bei Denen, die ihm nahe standen. Aber es war nur ein kurzes Aufflackern des verglimmenden Lebens! Von Landsleuten und Freunden umgeben, starb er am 19. Februar, Nachmittags gegen 4 Uhr, und seine treue Braut schloß ihm das gebrochene Auge. Sein Verscheiden war schmerzlos und sanft, denn der Segen der Liebe ruhte auf ihm!

VI. Poetische Stimmen über Büchner.*

Zum Andenken an Georg Büchner.

Von Georg Herwegh.

Die Guten sterben jung —
Doch deren Herzen trocken, wie der Staub
Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf!

I.

So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlangen zwischen deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken
Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
Sprich, Schicksal, sprich, was hast du diesen Tempel
So früh in Schutt und Asche hingelegt?
So rein und frisch war dieser Münze Stempel —
Was hast du heute sie schon umgeprägt?
O theurer, als im goldenen Pokale
Einst jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da;

* Das Gedicht von Herwegh ist dessen „Gedichte eines Lebendigen", die von Louise Büchner sind ihren Gedichten: „Frauenherz" (Leipzig, Thomas) entnommen. F.

Der Mörder Tod schlich nächtlich sich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus. —

Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner todt, als seine Hand schon offen,
Und als ein Volk schon harrete der Gaben,
Da wird der Fürst von jähem Schlag getroffen!
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht,
Um einen Frühling ist die Welt gebracht;
Die Glocke, die im Sturm so rein geklungen,
Ist, da sie Frieden läuten wollt', zersprungen.
Wer weint mit mir? — Nein, Ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach stets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur sich reißt
Von dieser Erde — stets ein Dichtergeist;
Wie immer, wo er von dem Leib sich löste,
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.
Ein Scepter kann man ruhig fallen sehn,
Wenn einmal nur die Hand mit ihm gespielt,
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,
Die wir mit uns in unsre Grube nehmen,
Die Geister, die am Sterbebette stehn,
Und uns um Leben und Gestaltung flehn,
Die schon die junge Morgenröthe wittern,
Und ihrem Werden bang entgegen zittern,
Des Dichters Qual, die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt....

Ich will Euch an ein Dichterlager bringen:
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten Fieberstrahl,
Seht, wie es trunken in die Leere schaut
Und drein noch sterbend Paradiese baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,

Das Herz pocht wilder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blassen Lippen —
Noch ein Geheimniß möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum in's Dasein wecken. —
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub!
Noch eine Stunde gönn' ihm, o Geschick,
Verlösche uns nicht des Propheten Blick!
Umsonst — es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze;
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Du flammst nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke;
Am kalten Herde sitzen wir allein,
Und weinen in die Asche still hinein.
O, mein Jahrhundert, sammle sie geschwind! —
Er war ein Held, und mehr: Er war dein Kind!
An deiner Brust hast du ihn aufgesäugt,
Dein Banner einzig hat er ja geschwenkt!
Vor dir allein hat er sein Knie gebeugt,
Vor dir, vor dir allein sein Schwert gesenkt;
Für dich und mit dir hat er kühn gestritten,
Für dich und mit dir hat er treu gelitten;
Um deinetwillen stieß sein Vaterland
Ihn aus, gleich wie der Mutterborn die Welle,
Daß sie am fremden, freudenlosen Strand
Mit allen Himmeln in der Brust zerschelle.
An fremdem, freudenlosem Strande, ja!
Denn wessen Herz stand hier dem seinen nah,

Wo scheu der Mensch den Fuß vom Boden hebt,
Und Fels und Stein allein nach oben strebt?
Wo doppelt, doppelt schön der Aether blaut
Und doppelt tief der Mensch zur Erde schaut,
Wo stolze Adler ihre Heimath haben,
Und wo am Ruder sitzen doch die Raben.
Der Alpen Kind, wie ist dein Ruf verhallt!
Einst groß, wie sie, und jetzt, wie sie, nur kalt!
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Gleich Rosenhauch auf einer Jungfrau Wangen
Seh' ich den Abend im Gebirge prangen;
Im zarten Dufte glühen sie vor mir,
Die Gletscher, denen treu die Sonne hier
Ihr erstes und ihr letztes Lächeln zeigt;
Und aus den Flammen wie ein Phönix steigt
Der Mond mit silberstrahlendem Gefieder,
In jede Woge taucht sein Bildniß nieder.
Ob stumm sie ruht, ob leuchtend sie sich bricht,
Sie wird verklärt und er vergißt sie nicht.
So mag der Geist der Welt in unser Denken,
In jede Blüthe, jede Brust sie senken.
Dem Mond streut still mit schmeichelnder Geberde
Goldwölkchen auf die Bahn des Abends Wehn,
Gleich Blumen, doch nicht Blumen dieser Erde,
Die welken müssen, ehe sie vergehn.
Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold das herbstlich gelbe Land,
Und meine Seele sieht in süßer Ruh'
Der Perlen Träufeln von den Rudern zu,
Wie sie von Ringen hin zu Ringen tönen.

Ein fließendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich sich, von jeder Form befreit,
Gestaltlos mit dem Element versöhnen.
O Geist, der über diesen Wassern lebt,
Der hier aus diesen kühlen Gründen thaut,
Der aus der Tiefe Himmel wiederblaut!
Du Geist des Friedens, der mich jetzt umschwebt,
Der sich den Aether maßlos läßt entfalten,
Der Erde stillen Drang zum Lenz gestalten —
So liebend beut die Luft des Vogels Schwingen,
Der Harfe Ton, um drin sich auszuklingen —
Was hast du uns um diesen Stern betrogen,
Und, eh' es tagen wollte, uns entzogen
Den Genius, der dir so rein verwandt,
Sich in dein All, wie Hauch in Hauch empfand,
D'rein, wie in einer Blume Kelch sich senkte,
Und d'raus ein Herz, so gottesdurstig, tränkte?
Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah,
Um einen Beter bist du selbst gekommen —
Um einen Beter? ei, so staunet, ja!
Um keinen Beter, ruhig, sicher, still, —
Die Flamme bebt, wenn sie nach oben will!
Um keinen Beter — nein, um keinen Wurm —
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm!
Der Blumen schönste brauchet einen Dorn,
Ein edles Herz zu Schutz und Trutz den Zorn;
Manch heiß Gebet hüllt sich in einen Fluch,
Wie unsre Hoffnung in das Leichentuch.

III.

Was er geschaffen, ist ein Edelstein,
D'rin blitzen Strahlen für die Ewigkeit;
Doch hätt' er uns ein Leistern sollen sein
In dieser halben, irrgeword'nen Zeit,

In dieser Zeit, so wetterschwül und bang,
Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang,
Und mit der Hand schon nach dem Schwerte zittert,
Zur Hälfte todt, zur Hälfte neugeboren,
Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
Und ihre alten Blätter nicht verloren.
Er hätte — aber gönnt ihm seine Ruh'!
Die Augen fielen einem Müden zu;
Doch hat er, funkelnd in Begeisterung,
Vom Himmelslichte trunken, sie geschlossen,
Der Dichtung Quelle hat sich voll und jung
Noch in den stillen Ocean ergossen.
Und eine Braut nahm ihn der andern ab;
Vor der verhaucht' er friedlich sanft sein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab,
Und legt sich bis zum jüngsten Tag daneben.
Auch nicht allein ist er dahingegangen,
Zwei Pfeiler unsrer Kirche stürzten ein;
Erst als den freisten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Büchner in den Todtenschrein.
Büchner und Börne, — deutsche Dioskuren,
Weh', daß der Lorbeer nicht auf deutschen Fluren
Für solch geweihte Häupter wachsen darf!
Der Wind im Norden weht noch rauh und scharf,
Der Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
Ein freier Mann holt sich ihn aus dem Freien!
— — — — — — — — — — — — — — —

O bleibe, Freund, bei deinem Danton liegen!
's ist besser, als mit unsern Adlern fliegen. —
Der Frühling kommt, da will ich Blumen brechen
Auf deinem Grab und zu den Deutschen sprechen:
„Kein Held noch, noch kein Ziska oder Tell?
Und Eure Trommel noch das alte Fell?“

Zürich, im Februar 1841

Am Grabe des Bruders.

Von Louise Büchner.

Nach langem, langem Sehnen
An deinem Grab ich stand,
Nach vielen, bitt'ren Thränen
Sah ich dies Stückchen Land,
Das Alles kalt bedecket,
Woran voll Zärtlichkeit,
Seit Leben ihm erwecket,
Das Kind hing allezeit!

Das Kind — o, Schmerz! ich habe
Dich anders nicht gekannt,
Stiegst jetzt du aus' dem Grabe,
Du hätt'st mich kaum erkannt.
Doch wie ich so hier stehe,
Wird Eins mir wunderbar,
Trotz allem Schmerz und Wehe,
Im tiefsten Innern klar.

Zu früh mir hingeschwunden
Warst du mein Lebensstern,
Nach dem in allen Stunden
Ich sah zum Himmel gern;
Sein Strahl ward meine Leuchte,
Zog meinem Geist voran,
Zum Guten, Schönen zeigte,
Zur Wahrheit mir die Bahn.

Und daß in ew'ger Treue
Ihm stets gefolgt mein Herz,
Daß hier ich steh' ohn' Reue,
Dies sänftigt meinen Schmerz;
Daß tief mir im Gemüthe
Dasselbe Feuer wacht,
Das deine Brust durchglühte
Mit seltner Liebesmacht.

So fühl' ich mit Entzücken,
Stünd'st eben du vor mir,
Als Geistesschwester drücken
Würd'st du an's Herz mich dir!
Die Hände segnend breiten
Auf meine Stirne bleich,
Mich wie in Kinderzeiten
Anlächelnd mild und weich. —

Muß wieder von ihm gehen,
Dem schmerzlich theuren Ort,
Doch was mir dort geschehen,
Wirkt muthig in mir fort!
Daß so du in mir lebest
Für alle Ewigkeit,
Zum Höchsten mich erhebest —
Dies ist Unsterblichkeit!

Die Züricher Glocken.

Von Louise Büchner.

O, du wunderbarer grüner
See im schönen Schweizerland,
Wie so lieblich sich die stolze
Zürich schmiegt an deinen Rand!
Hüben sanfte Rebenhügel,
Hingestreut wie ein Idyll,
Drüben majestät'sche Alpen,
Schneebedecket, ernst und still.

Wie ein Mann ruhst du dazwischen,
Dem ein Zaub'rer Alles lieh,
Tiefsten Ernst und Morgenfrische,
Frohe, starke Poesie.

Lächelst in so holder Schöne —
Fast Vergessen mich umstrickt,
Daß mir von den grünen Höhen
Auch ein Grab entgegen blickt.

Weh', da tönen Glockenklänge,
Schneiden mir in's tiefste Herz,
Niemals wachte so gewaltig
In mir auf der erste Schmerz!
Weh', das sind dieselben Glocken,
Welche bebten durch die Luft,
Als man deine theure Hülle
Senkte in die kühle Gruft!

Alles Andre ist vergangen,
Selbst den Schmerz bethört' die Zeit,
Aber diese Glocken sprechen
Noch so laut, als wär es heut',
Daß der besten Geister einem,
Ganz erfüllt vom höchsten Drang,
Daß dem treusten, wärmsten Herzen
Sie getönt den Grabgesang!

VII. Gutzkow über „Dantons Tod".*

Die Kritik ist immer verlegen, wenn sie prüfend an die Werke des Genies herantritt. Sie, die sonst so schnelle und wortreiche Base, blickt hier scheu und wählt ängstlich in ihren Ausdrücken, um das Würdige mit Würde zu empfangen. Die Kritik kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thür des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft, das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen. Es wird dem matten Gespräche pötzlich eine neue Wendung geben, es wird Ideen aus seinem Haupte schütteln. Das Genie bedarf keiner Empfehlung, das fühlen wir, wenn wir von Georg Büchner reden, und treten auch im Folgenden nur abseits in einen Winkel, um die Sache für sich selbst reden zu lassen.

Eine tragische Katastrophe der französischen Revolution entwickelt sich in Büchners „Danton" vor unseren Augen. Die Autorität Robespierre's ist im Steigen, und die zweite Reaction gegen die Revolution beginnt. Die erste Reaction

* Die vorstehende Kritik, aus Karl Gutzkow's Feder, ist die erste und eine der bemerkenswerthesten, welche das Werk erfahren. Sie ist hier wortgetreu nach dem ersten Abdruck (im „Phönix", Frühlings-Zeitung für Deutschland, Nr. 162 vom 11. Juli 1835. S. 645—46) reproduzirt. F.

war der Sturz der Gironde, die zweite der Sturz des Moderantismus. Die Revolution verschlang wie Saturn ihre eigenen Söhne. Welch' ein Unterschied aber schon in den verschiedenen Classen dieser Rückwirkungen! Die Girondisten waren Männer, welche nicht durch Absichten und Systeme in die Revolution hineingerissen wurden, sondern durch einige Sympathien, durch einige Principien und durch einen erhabenen Enthusiasmus, welcher alle Gemüther in jenen sturmvollen Zeiten ergriffen und sich endemisch, wie ein Fieber, fortgepflanzt hatte. Die Girondisten starben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem noblen Ernste und dieser vornehmen Geringschätzung, welche die Doctrine in der Theorie und das juste milieu oft in der Praxis zu begleiten pflegt — sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten hatten schon Blut an den Händen, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren hatten sie in eine chirurgische Verzückung versetzt, die mit lächelnder Miene ein faules Glied amputirt. Die Dantonisten hatten der Revolution ein Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre der Ruhe geweihten Nächte, sie hatten so viel gethan, daß sie nicht glaubten, die Revolution verlange sie selbst noch als Opfer. Robespierre gab zwei Anklagen, die eine auf übertriebene Mäßigung, die andere auf Unsittlichkeit. Waren die Girondisten die Römer der Revolution gewesen, so waren die Dantonisten ihre Griechen, man hatte die Charaktere guillotinirt, jetzt wollte man die Genialität guillotiniren. Danton war Alcibiades, Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle seine Anschauungen gingen vom Ilyssus aus.

Er nannte das Palais royal den Ceramicus, er wollte eine Republik, worin man patriotisch wäre, wie Demosthenes, weise wie Sokrates und genial in den Sitten, wie die Kreise, die sich um Aspasia sammelten. Die dritte Phase der Revolution war die religiös-fanatische Robespierre's. Die Revolution war ein Cultus geworden und hatte ihre Altäre, ihre Dogmen, ihre Ceremonie. Dem Blut-Messias Robespierre, wie ihn Camille nannte, stand St. Just zur Seite, die Apokalypse neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der französischen Revolution besser, als die Begriffe, die zu verschiedenen Zeiten über die Revolution herrschten. Die Gironde hielt die Revolution für etwas, das man ersetzen könne, Danton für etwas, das man abschließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menschlichen Willens läge, also für die Vorsehung und die Gottheit selbst. Aber alle sahen sie die Revolution als etwas fertiges, abgegränztes über ihrem Haupte: die ersten als eine Last, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Messiasidee, in welche sie sich hineinschoben, wie auch Christus nichts anders that, als eine Vorstellung seiner Nation adoptiren und sich selbst zum Substrat und Subject einer Thatsache machen. Eine Idee despotisirte hier die Menschen, die Menschen waren nur Beamte eines Begriffes. Alle beriefen sich auf die Revolution, wie auf eine unsichtbare Gottheit, die sie doch wahrlich in Händen hatten, wie einen Hut, der mein ist!

Georg Büchners Auffassung der französischen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derselben. Seine Charakteristiken der Tendenzen und der Personen sind meisterhaft. Seine

Gemälde sind skizzenartig hingeworfen, aber die Umrisse der Kohle sind so scharf, daß unsrer Einbildungskraft sich von selbst eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Just, Camille. Desmoulins — sind vortrefflich gezeichnet — sowie in allen Nebenparthien, in den Volksscenen und dem Gespräche der untersten Classen sich die Vertrautheit mit seinem Gegenstande zu erkennen gibt. Warum sollte er dies auch nicht! Unsre Jugend studirt die Revolution, weil sie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienst begehen kann.

Man darf sagen, daß in Büchners Drama mehr Leben als Handlung herrscht. Die Handlung selbst ist eine abgeschlossene, schon da, als der Vorhang aufgeht. Der Stoff ist undramatisch, wie Maria Stuart. Schiller wollte eine Tragödie geben und gab die Dramatisirung eines Processes. Büchner gibt statt eines Dramas, statt einer Handlung, die sich entwickelt, die anschwillt und fällt, das letzte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Aber die Fülle von Leben, die sich hier vor unsern Augen noch zusammendrängt, läßt den Mangel der Handlung, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue aussieht, weniger schmerzlich entbehren. Wir werden hingerissen von diesem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten als aus Thaten besteht, und erstaunen über die Wirkung, welche eine Aufführung dieser Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die unmöglich ist, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel leiern kann.

Wir nähern uns dem besondern künstlerischen Verdienste dieser Production, von welchem wir gestehen müssen, daß es die Auffassung des Stoffes noch bei Weitem zu übertreffen

scheint. Wer so sehr an der Fähigkeit der Deutschen, sich mit Geist, Grazie, kurz mit Styl auszudrücken, verzweifeln muß, wie der Herausgeber einer kritischen Revue der täglich aufwuchernden literarischen Erscheinungen, muß bei der Beurtheilung eines Buches, wie Danton's Tod von Büchner ist, eine Freude empfinden, die viel zu nüancirt und zusammengesetzt ist, als daß ich sie hier ganz wiedergeben könnte. In Bildern und Antithesen blitzt hier alles von Witz, Geist und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken strecken ihre lange Gestalt gen Himmel und schlottern wie gespenstische Vogelscheuchen am Winde hin und her. Keine neugebornen Embryone stehen in Spiritusgläsern um uns herum und beleidigen das Auge durch ihre Unschönheit, sie mögen auf noch so tiefe Entdeckungen zu deuten scheinen. Es ist Alles ganz, fertig, abgerundet. Staub und Schutt, das Atelier des Geistes sieht man nicht. Ich wüßte nicht, worin anders das Kennzeichen eines literarischen Genies besteht. Als ein solches muß man Georg Büchner mit seiner Ideenfülle, seiner erhabenen Auffassung, mit seinem Witz und Humor begrüßen. Was ist Immermann's monotone Jambenclassicität, was ist Grabbe's wahnwitzige Mischung des Trivialen mit dem Regellosen gegen diesen jugendlichen Genius!

Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.

VIII. Das Büchner-Denkmal.

Georg Büchner hatte bei seinem jähen Tode im Jahre 1837 auf dem Friedhof am Zeltweg in Zürich ein stilles Grab gefunden; ein einfaches Denkmal aus Sandstein bezeichnete seine Ruhestätte. Seit einer Reihe von Jahren war der Friedhof nicht mehr im Gebrauch und gewöhnlich auch für Besucher nicht zugänglich; Gras wuchs über den Gräbern. Das Andenken Büchner's aber lebte nicht nur in der deutschen Literaturgeschichte fort; es war auch in Zürich, wo er zwar nur kurze Zeit, aber in sehr anregender Weise als akademischer Lehrer gewirkt hatte, lebendig geblieben und wurde besonders in den Kreisen der dort lebenden Deutschen gepflegt. Als nun bekannt wurde, daß der Friedhof am Zeltweg demnächst aufgehoben und zu Bauplätzen verwendet werden solle, erwachte bei den Züricher Freunden Büchner's der Wunsch, für seine Gebeine eine neue Ruhestätte zu gewinnen, wo sich das Andenken ihres genialen Landsmannes in würdiger und ungefährdeter Weise verewigen lasse.

Adolf Calmberg, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Lehrerseminar zu Küsnacht bei Zürich, als dramatischer Dichter in weiteren Kreisen bekannt, übernahm es, nachdem er sich der Zustimmung von Büchner's Familie

versichert hatte, für die praktische Ausführung dieses Gedankens zu wirken. Am 16. Mai 1875 feierte die „Gesellschaft deutscher Studirender in Zürich“, welche der schönen Tendenz huldigt, im fremden Lande neben der deutschen Gemüthlichkeit auch die Liebe für's deutsche Vaterland zu pflegen, ihr zehnjähriges Stiftungsfest im Gasthof zur Sonne in Küsnacht; zahlreiche Gäste aus den Kreisen der deutschen Geschäfts- und Gelehrtenwelt in Zürich waren dazu geladen. Diese Gelegenheit benutzte Calmberg, um der festlich gestimmten Versammlung die Bedeutung Georg Büchner's an's Herz zu legen; er las einen Act von „Danton's Tod“ vor, welcher von zündender Wirkung war, und forderte sodann die Gesellschaft auf, ein Comité zu bilden, welches für die Uebertragung der Gebeine an einen sicheren Ort und für die Errichtung eines würdigen Denkmals sorgen solle. Der Vorschlag fand lebhaften Anklang, der deutsche Reichskonsul Ph. C. Merk sicherte dem patriotischen Unternehmen seine eifrige Mitwirkung zu, ebenso der als Kämpfer und Märtyrer für deutsche Geistesfreiheit bekannte Schriftsteller G. A. Wislicenus; die „Gesellschaft deutscher Studirender“ übernahm das Arrangement einer „Büchner-Feier“.

Es wurde nun ein Comité bestellt, aus den ebengenannten drei Herren und den Studirenden W. Umlauft, A. Krupp und G. Steinmetz bestehend, welches durch gedruckte Circulare sowie in öffentlichen Blättern eine „Einladung zur Gedenkfeier für Georg Büchner“ erließ und als den passendsten Ort für die Errichtung des „Büchner-Denkmals“ einen kleinen Hügel auf dem westlichen Abhange des Zürichbergs erkor, den sogenannten Germania-Hügel, auf welchem zu Anfang der sechziger Jahre die Züricher Studenten-

verbindung „Germania“ bei festlichem Anlaß eine Linde gepflanzt hatte. Der Gemeinderath der Gemeinde Oberstraß, in deren Gemarkung der Germaniahügel liegt, ertheilte in freundlichster Weise die Genehmigung zur Errichtung des Denkmals und erklärte sich zur Obhut desselben bereit. Am 26. Juni versammelte sich das Comité auf dem Friedhof am Zeltweg, ließ in aller Stille die Gebeine Büchner's nach Anordnung des sachverständigen Studenten der Medicin G. Steinmetz aus dem Grabe nehmen, in einen Sarg legen und nach dem Germania-Hügel bringen. Von der Leiche selbst wurden alle Knochentheile, wenn auch in zusammenhangslosem Zustande, aufgefunden; besonders gut erhalten waren der Schädel, die Wirbelsäule und die oberen Gliedmaßen. Von Kleidern fand sich keine Spur mehr vor; von dem Sarge waren nur noch wenige morsche Holzstücke vorhanden. Nachdem sie hier unter der Germania-Linde auf's Neue bestattet worden, wurde über dem frischen Grabe ein schöner Denkstein aus grauem Marmor aufgestellt.

Die Einweihungsfeier des Denkmals war auf Sonntag den 4. Juli festgesetzt. Am Nachmittage versammelten sich die Verehrer Büchner's in beträchtlicher Zahl auf dem freien Platze vor dem Polytechnikum in Zürich; es waren Deutsche und Schweizer aus allen Ständen, darunter der eidgenössische Oberstabsarzt Dr. Lüning, der einst als Student in Zürich die Vorlesungen Büchner's gehört, der Dichter Gottfried Kinkel und andere Notabilitäten; zu besonderer Bedeutung wurde jedoch die Feier noch dadurch erhoben, daß die Familie Büchner der Einladung des Comité's entsprochen hatte: die Schwester Georg's, Louise Büchner, bekannt als Dichterin und als Schriftstellerin

auf dem Gebiete der Frauenbildung, zwei Brüder: Wilhelm Büchner, Fabrikant zu Pfungstadt, und Louis Büchner, der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff", sowie ein Neffe, Dr. Ernst Büchner, waren aus Hessen gekommen; ein dritter Bruder, der bekannte Literarhistoriker Alexander Büchner, Professor zu Caen in Frankreich, war am Erscheinen verhindert, hatte aber dem Comité brieflich seine Theilnahme ausgesprochen.

Um vier Uhr ordneten sich die Versammelten zu einem langen, stattlichen Zuge von etwa 300 Theilnehmern, um den Zürichberg hinan zum Germania-Hügel zu schreiten; an der Spitze des Zuges, mit einem großen Lorbeerkranz geschmückt, wehte die schwarzrothgoldene Fahne der deutschen Studirenden, getragen von Studiosus Krupp, dem Neffen des bekannten Kanonengießers zu Essen. Als der Zug am Hügel angekommen war und in weitem Halbkreis um das Denkmal sich aufgestellt hatte, eröffneten die Studenten die Feier durch den Gesang des alten Burschenschafterliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". Hierauf begrüßte Studiosus Umlauft die Versammelten mit begeisterten Worten in einer kurzen Ansprache. Es folgte die Festrede von Dr. Calmberg, welcher in ausführlicher Entwickelung ein getreues Bild von dem Leben und Wirken Georg Büchner's entrollte, indem er ihn als Dichter, als Politiker und als Gelehrten schilderte; mit den Worten, daß dem edlen Todten dieser Ehrenplatz gebühre, weil er „ein Dichter und ein Kämpfer für die Freiheit" gewesen, nahm er den Lorbeerkranz von der Fahne und legte ihn auf das Denkmal. Nun trat Louis Büchner vor, um in warmen, herzlichen Worten der Versammlung den Dank der Familie auszusprechen

und das Denkmal dem Schutze der Behörde zu empfehlen. Wilhelm Büchner trug ein schwungvolles Gedicht vor, welches er dem Andenken seines zu früh dahingeschiedenen Bruders gewidmet. Louise Büchner legte einen Trauerkranz auf das Grab. Ein ernster Gesang der Studenten schloß die erhebende Feier.

Am Abend versammelten sich viele Theilnehmer des Zuges zu einem Bankett im Saale des Café littéraire. Hier folgten sich nun, der patriotischen Feststimmung entsprechend, in freier Weise zahlreiche Trinksprüche und Reden von G. A. Wislicenus, Gottfried Kinkel, Louis Büchner, u. A. Dazwischen kamen verschiedene Zuschriften zur Verlesung, welche aus Nah' und Fern beim Comité eingelaufen waren, von Professor Karl Vogt in Genf, von Rudolf Fendt in Darmstadt, von Alexander Büchner in Caen u. A. Alle feierten in ehrenden Worten das Andenken an Georg Büchner und sprachen ihre Sympathie für die Ideale aus, für die er gekämpft und gelitten.

Hoch oben auf dem freundlichen Germania-Hügel am Zürichberg, gegenüber dem blauen Spiegel des Züricher See's und dem hochragenden Kranze der mit ewigem Schnee gekrönten Alpen, im Angesicht einer der schönsten Landschaften des herrlichen Schweizerlandes — da steht nun sein Denkmal; es trägt auf einer Erztafel die Inschrift: „Zum Gedächtniß an den Dichter von Danton's Tod, Georg Büchner, geb. zu Darmstadt den 17. October 1813, gestorben als Docent an der Universität Zürich den 19. Februar 1837.

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab."

Herwegh.

IX. Die Familie Büchner.

„Wenn der gottbegnadete Strahl des Genius oder hervorragender Geisteskraft", bemerkt Ludwig Büchner in einer seiner Schriften, „sich unter so vielen Tausenden von Durchschnitts-Menschen hier oder da auf ein einzelnes Haupt niederläßt, so bietet ein solches Ereigniß an und für sich Grund des Erstaunens oder der Bewunderung und gibt der großen Mehrzahl der Menschen hinreichenden Anlaß, an eine gewisse Art von „Wunder" zu glauben oder der sehr verbreiteten Meinung zu huldigen, daß die Genies, wie man zu sagen pflegt, „vom Himmel fallen!" In unserer nüchternen Zeit freilich, die an keine Wunder mehr glaubt oder glauben will, pflegt man sich nach andern und solchen Gründen für die Entstehung der Genies umzusehen, welche mehr mit dem natürlichen Gang der Dinge zusammenhängen. Man forscht nach ihrer Herkunft, nach ihrer Familie, nach ihrer Erziehung und Umgebung, kurz nach jenen mannigfaltigen inneren und äußeren Einflüßen, welche jeden einzelnen Menschen in seinem Wesen, wie in seinen Handlungen oder Leistungen bis zu einem solchen Grade beeinflussen oder bestimmen, daß nach der Meinung der angesehensten Philosophen der Vergangenheit und Gegenwart nur ein verhältnißmäßig kleiner Spielraum

für seinen sogenannten freien Willen oder seine freie Wahl übrig bleibt. Am belehrendsten oder wichtigsten aber für eine solche Forschung müssen jene Fälle erscheinen, wo ein genialer Mensch nicht vereinzelt oder unvermittelt mit seiner Umgebung dasteht, sondern wo dieselben Ursachen, welche ihm selbst das Leben gaben, gleichzeitig und in seiner nächsten Nähe eine Reihe ähnlicher oder verwandter Erscheinungen hervorgerufen oder zur Folge gehabt haben."

Als der Verfasser von „Kraft und Stoff" diese Bemerkung niederschrieb, dachte er vielleicht kaum daran, daß ein solcher Fall, und zwar der instruktivsten Art, gerade in seiner Familie vorliege. Wenn es wahr ist, daß, wie die Physiologen behaupten und die tägliche Erfahrung bestätigt, die Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übergehen, und daß eine glückliche Mischung der Charakter- und Geistes-Eigenschaften der beiden Erzeuger eine der vornehmsten Bedingungen für die Tüchtigkeit des Erzeugten bildet, so muß schon bei Georg's Eltern nach solchen Bedingungen oder nach hervorragenden Geistes-Eigenschaften gesucht werden. Daß uns in der That die oben bezeichnete Regel auch hier nicht im Stiche läßt, haben wir in der Einleitung nachzuweisen gesucht. Aber dies glückliche Erbe ist nicht blos dem Erstgeborenen zu Theil geworden. Fast alle Geschwister Georg Büchners sind, wenn auch nicht in gleichem Maaße, so doch mehr oder weniger von jenem Strahle des Geistes beschienen worden, welcher dem Namen ihres erstgeborenen Bruders einen so gerechten Anspruch auf Erhaltung im Gedächtniß der nachgebornen Geschlechter erworben hat. Es sind dies die drei jüngsten Geschwister Georgs. Die beiden ihm zunächst folgenden, Mathilde (geb. 20. April 1815) und

Wilhelm (geb. 5. August 1817), deren bereits in der Einleitung Erwähnung geschehen, sind nicht schriftstellerisch thätig gewesen. Aber auch sie sind keine Dutzendmenschen. Mathilde hat sich durch ihre praktische Thätigkeit um gemeinnützige weibliche Bestrebungen verdient gemacht, Wilhelm als Großindustrieller und auf politischem Gebiete. Er ist jetzt Besitzer einer der größten existirenden Ultramarinfabriken in Pfungstadt bei Darmstadt und entdeckte die künstliche Bereitung des Ultramarins selbstständig zu einer Zeit, da diese noch Geheimniß war. Nachdem ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zu wiederholten Malen als Abgeordneten in den hessischen Landtag geschickt, wo er hauptsächlich in Finanzfragen im Interesse des Landes wirkte, wählte ihn im Frühjahr 1877 der Wahlkreis Darmstadt-Großgerau zum Abgeordneten in den Deutschen Reichstag, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß. Er hat nur wenige Fachschriften geschrieben; um so thätiger waren, wie erwähnt, die drei jüngsten Geschwister. Dieselben bilden in Gemeinschaft mit ihrem verstorbenen Bruder Georg eine Schriftsteller-Familie im wahren Sinne des Wortes, wie dies schon Karl Gutzkow in einem vor mehreren Jahren erschienenen Aufsatz mit Recht bemerkt hat.

Die Aelteste derselben Louise Büchner, ist geboren am 12. Juni 1821. Sie kannte ihren Bruder Georg nur als Kind und hatte ihn natürlich auch während der zwei Jahre seiner Verbannung nicht gesehen, doch blieb sein Andenken stets in ihr lebendig durch die Erzählungen der Eltern und der älteren Geschwister. Ihr dichterisches Talent entwickelte sich bereits sehr früh. Leider warf des Bruders trauriges Schicksal und die dadurch hervorgerufene Trauer und Zurück-

gezogenheit der Familie einen düstren Schatten gerade in die Zeit ihrer ersten Jugend. Einigen Ersatz hiefür gewährte ihr eine innige Freundschaft mit Karl Gutzkows erster, in jener Zeit in Frankfurt a. M. wohnender Frau Amalie, die sie in liebevollster Weise an sich heranzog, und in deren Haus sie so manche schöne und interessante Stunden und Wochen verlebte. Nachdem sie durch den Tod dieser treuen Freundin sehr vereinsamt worden, erwachte in ihr allmählig der Wunsch und Trieb, das, was sie in sich fühlte und dachte, auch weiteren Kreisen mitzutheilen. Die äußere Anregung gab der Buchhändler K. Meidinger in Frankfurt a. M., er ermunterte die ihrer eigenen Kraft mißtrauende Schreiberin so lange, bis das kleine und später so verbreitete Buch „Die Frauen und ihr Beruf" entstand. Es erschien im Herbst 1855 ohne den Namen der Verfasserin. Schon ein halbes Jahr vorher hatte eine Novelle „Die kleine Hand" Aufnahme in das „Morgenblatt" gefunden. Die Verfasserin blieb von da ab in fortgesetzter Verbindung mit diesem Blatt und schrieb für dasselbe mehrere Novellen, welche später gesammelt bei Th. Thomas in Leipzig unter dem Titel „Aus dem Leben, Erzählungen aus Heimath und Fremde" (1861) erschienen und von der Kritik sehr günstig aufgenommen wurden. Insbesondere fand die anziehend geschriebene Novelle „Der lederne Bräutigam", zu der sich die Verfasserin den Stoff aus einem Aufenthalt bei Verwandten in Holland geholt hatte, großen Beifall. Etwa ein Jahr darauf erschien ein einbändiger Roman „Schloß Wimmis".

Inzwischen fand das Schriftchen über die Frauen und ihren Beruf so allgemeinen Anklang, daß rasch nacheinander mehrere durch Zusätze bereicherte Ausgaben erschienen (Vierte

Auflage, Thomas in Leipzig 1872). Nach dem Tode der Eltern richtete Louise Büchner, nachdem sie noch im Jahre 1860 eine inzwischen in zwei Auflagen erschienene Gedichte-Sammlung unter dem Titel „Frauenherz", so wie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Alexander die vor Kurzem in fünfter Auflage ausgegebene Anthologie „Dichterstimmen aus Heimath und Fremde" veröffentlicht hatte, in ihrem Hause einen alljährlich zur Winterszeit wiederkehrenden Geschichtskursus für junge Damen ein. Im Laufe von zehn aufeinander folgenden Jahren trug sie so die gesammte Weltgeschichte vor.

1865 erschienen (Flemming, Glogau) die liebenswürdigen „Weihnachtsmährchen", entstanden aus winterlichen Erzählungen, mit welchen die Verfasserin die beiden ältesten Kinder ihres Bruders Ludwig zu unterhalten pflegte. Das kleine Buch reiht in einer sehr glücklichen Weise den heidnischen Ursprung des Weihnachtsfestes an dessen gegenwärtige christliche Bedeutung an und hat vielen Kinderseelen große Freude gemacht.

Das Jahr 1866 brachte ihr Gelegenheit, ihre theoretischen Bestrebungen auf dem Gebiet der Frauenfrage auch praktisch zu bethätigen. Die in Darmstadt residirende Prinzessin Ludwig von Hessen (Alice, Tochter der Königin von England, jetzt regierende Großherzogin) zog Fräulein Büchner zu sich, um ihr bei der Bildung eines gemeinnützigen Frauenvereines behülflich zu sein. So entstand der seitdem zu großer Blüthe gelangte „Alice-Verein für Frauenbildung und Frauenerwerb". Aus diesem Verein gingen hervor: der Alice-Bazar, das Alice-Lyceum und eine Industrie-Schule für junge Mädchen. Im Alice-Lyceum hielt Louise Büchner

während drei Wintern Vorträge über deutsche Geschichte, deren letzter Abschnitt 1875 (Th. Thomas, Leipzig) erschien unter dem Titel „Deutsche Geschichte von 1815—1870“. Das Buch wurde von der Kritik mit vielem Lobe aufgenommen. Im Uebrigen gab der neugegründete Verein ihr immer reichere Gelegenheit, ihre Kräfte und Anstrengungen der praktischen Lösung der Frauenfrage zuzuwenden. Auf den Frauenverbandstagen zu Berlin und Hamburg wurden ihr darum auch vielfache, ehrlich verdiente Auszeichnungen zu Theil. Größere schriftstellerische Erzeugnisse dieser Thätigkeit sind die 1870 bei O. Janke in Berlin erschienene Schrift „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage“ und die 1872 bei E. Köhler in Darmstadt herausgegebene Broschüre „Ueber weibliche Berufsarten“. Ferner erschien (Th. Thomas, Leipzig) ein erzählendes Gedicht aus ihrer Feder „Clara Dettin“. In den letzten Jahren hat sich die geistige Produktion der fleißigen Schriftstellerin nur auf kleinere Aufsätze und Arbeiten beschränkt, doch ist sie praktisch fortwährend in einer Weise thätig, welche ihr hohe Achtung und Anerkennung sichert.

Der bekannteste Sprosse der Büchner'schen Familie ist der fünfte, Dr. Ludwig Büchner, Verfasser der berühmten Schrift: „Kraft und Stoff“, welche Jahre hindurch die gebildete Welt in geistige Aufregung versetzt und unzählige Federn in Bewegung gebracht hat und noch bringt. Geboren am 29. März 1824 zeigte er schon als Knabe und Jüngling eine starke geistige Regsamkeit und Schaffenskraft. Nachdem er das Darmstädter Gymnasium mit glänzendem Zeugnisse absolvirt, bezog er im Frühjahr 1843 die Landesuniversität Gießen, um daselbst, folgend dem Wunsche seines Vaters

und entgegen seiner eigenen, mehr zur Nachdenklichkeit und zu idealem Schaffen neigenden Geistesrichtung, das Studium der Medizin zu ergreifen. Es geschah dieses gerade zu einer Zeit, während welcher die neuere, durch Chemie und Mikroscop gestützte und durch Liebig und Bischoff vertretene Richtung der Naturwissenschaften und der Medizin die ältere naturphilosophische Schule unter Wilbrand, Ritgen u. s. w. zu verdrängen begann. Neben den medizinischen setzte jedoch Büchner seine philosophischen und ästhetischen Studien fort. Als Student betheiligte er sich lebhaft an den damals in der deutschen Studentenschaft auftauchendeu Reformationsbestrebungen. Nachdem er auch in Straßburg ein halbes Jahr lang medizinische Vorlesungen in französischer Sprache gehört hatte, bestand er im Frühjahr 1848 sein Fakultäts-Examen in Gießen „magna cum laude“. Der Sommer dieses stürmischen Jahres theilte sich für ihn zwischen der Abfassung seiner Inaugural-Abhandlung: „Beiträge zur Hall'schen Lehre von einem excitomorischen Nervensystem“ (Gießen 1848) und der Theilnahme an den politischen Bewegungen der damaligen Zeit.

Im Herbst 1848 kehrte er nach Druck seiner Abhandlung und Bestehung seiner Disputation als Doktor in seine Vaterstadt zurück. Hier setzte er im Verein mit seinen jüngeren Studien- und Gesinnungsgenossen seine politischen Bestrebungen auf einem allerdings sehr unsicheren Boden fort, bis die Niederschlagung des Aufstandes in Baden aller politischen Agitation ein Ende machte und eine nun folgende schwere Zeit für alle Diejenigen, welche sich politisch eifrig gezeigt hatten, begann. Den Nachtheilen, welche seine Freunde und Gesinnungsgenossen betrafen, entging Büchner einiger-

maßen durch seine Stellung als Arzt und dadurch, daß er nicht lange darnach behufs weiterer Berufs-Ausbildung eine Reise nach Würzburg und Wien unternahm, nachdem er noch vorher die Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders Georg besorgt und die Lebensbeschreibung desselben als Einleitung dazu geschrieben hatte. In Würzburg war es namentlich Virchow, dessen damals mehr und mehr emporkeimender Ruhm ihn fesselte und der zum Theil seine spätere Richtung bestimmte. Nach der Rückkehr von Wien befaßte sich Büchner theils mit der ärztlichen Praxis in seiner Vaterstadt, theils nach Wunsch und Anleitung seines Vaters mit der Abfassung gerichtlich-medizinischer Arbeiten.

Bald darauf nahm er eine Stellung als Assistenz-Arzt an der medizinischen Klinik und als Privat-Dozent daselbst an. Während der drei Jahre, welche er in Tübingen zubrachte, hielt er, abgesehen von den ihm als Hospital-Arzt obliegenden Geschäften, besuchte und mit Beifall aufgenommene Vorlesungen, namentlich über gerichtliche Medizin. Die letztere, deren humane Seite Büchners Neigung anzog, bildete sein Hauptfach, in welchem er namentlich durch Verwerthung der neueren Resultate der Physiologie und pathologischen Anatomie zu wirken suchte. Diese Arbeiten, sowie die Lectüre von Moleschott's „Kreislauf des Lebens", gaben ihm die Idee zu seinem so bekannt gewordenen Buch „Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien", in welchem er den kühnen Versuch unternahm, die bisherige theologisch-philosophische Weltanschauung auf Grund moderner Naturkenntniß umzugestalten. Tendenz und Art der Darstellung gewannen dem 1855 (Meidinger, Frankfurt a. M.) erschienenen Werke eine solche Theilnahme, daß schon nach wenigen Wochen eine

neue Auflage veranstaltet werden konnte. Für den Verfasser selbst hatte dasselbe die persönlich unangenehme Folge, daß er seinen Lehrstuhl in Tübingen aufgeben und in die Heimath zurückkehren mußte, wo er seine frühere Thätigkeit als praktischer Arzt wieder aufnahm. Das Buch erlebte inzwischen immer neue Auflagen, rief einen wahren Sturm in der Presse und eine große Menge anfeindender Kritiken, wie geharnischter Gegenschriften hervor und verwickelte Büchner in eine Reihe literarischer Streitigkeiten, denen er theils durch Vorreden zur dritten und vierten Auflage von „Kraft und Stoff", theils durch Journal-Artikel zu begegnen suchte, in welchen er außerdem noch andere, seiner Richtung verwandte Gegenstände in den Kreis der Betrachtung zog.

Sein zweites Werk „Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen" (dritte Auflage, Leipzig, Thomas. 1874 — auch in französischer und englischer Uebersetzung erschienen) dient gewissermaßen als Ergänzung und Erläuterung der in „Kraft und Stoff" niedergelegten Ansichten, indem es das reiche, inzwischen angesammelte Material nach verschiedenen Seiten hin in gedrängter und übersichtlicher Weise verarbeitet und vervollständigt. Das Talent Büchners zeigt sich in diesen Arbeiten namentlich nach seiner kritischen Seite als ein scharfes und feines. Die letzte Auflage enthält auch eine in vieler Hinsicht sehr bemerkenswerthe Selbstkritik von „Kraft und Stoff". Dieses letztere Werk, von welchem jetzt die vierzehnte deutsche Auflage vorliegt (Leipzig Th. Thomas 1876), wurde fast in alle lebenden Sprachen übertragen. Die französische Uebersetzung hat bereits die fünfte, die italiänische die dritte Auflage erlebt.

Auch sind in Amerika zwei deutsch-amerikanische Ausgaben erschienen.

Im Jahre 1857 veröffentlichte Büchner unter dem Eindruck der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Polemik die in Dialog-Form abgefaßte Schrift: „Natur und Geist oder Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die realphilosophischen Fragen der Gegenwart", in welcher er den Versuch unternahm, die beiden, in der materialistischen Streitfrage sich bekämpfenden Standpunkte einander gegenüber zu stellen und durch einen gegenseitigen Meinungsaustausch die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen zur Zeit die menschliche Erkenntniß auf Grund realer Prinzipien vorzuschreiten vermag. Obgleich die auf zwei Bände angelegte Schrift nicht vollendet wurde und bis jetzt nur der erste, den Mikrokosmos behandelnde Band vorliegt, hat doch dieser erste Band bereits die dritte Auflage erlebt. (Leipzig, Th. Thomas, 1876.)

Nachdem sich der durch „Kraft und Stoff" hervorgerufene Sturm etwas gelegt hatte, erschienen die späteren Auflagen des merkwürdigen Buches ohne weitere Vorreden, und Büchner benützte seine freie Zeit wieder mehr zur Fortsetzung seiner fachwissenschaftlichen Studien, sowie zu öffentlichen Vorträgen. Diese haben das Material für das Buch „Physiologische Bilder" (Erster Band, Leipzig, Th. Thomas, zweite Auflage 1872, zweiter Band ebenda 1875) geliefert, in dessen zweitem Bande die wichtige Gehirn- und Seelenfrage in ebenso erschöpfender, wie überzeugender Weise behandelt wird. Ein dritter und letzter Band steht in Aussicht. 1864 veröffentlichte er ferner eine Uebersetzung und populäre Bearbeitung des berühmten Werkes des englischen Geologen Ch. Lyell „Ueber das Alter des Menschengeschlechts auf der

Erde und den Ursprung der Arten durch Abänderung". (2. Aufl. Leipzig. Th. Thomas 1874.) In den Wintern 1866—68 hielt er in seiner Vaterstadt, sowie in einer Anzahl benachbarter Städte eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich. Diese Vorträge erschienen im Jahre 1868 in Druck und fanden gleichfalls solchen Anklang bei dem lesenden Publikum, daß im Jahre 1876 bereits die vierte, sehr vermehrte Auflage ausgegeben werden konnte. Ebenfalls aus einer Reihe öffentlicher Vorträge entstand die Schrift: „Der Mensch und seine Stellung in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder: Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?" (Leipzig, Thomas), von welcher Schrift 1872 die zweite, sehr vermehrte Auflage erschien. Sie wurde gleichzeitig in französischer, italiänischer und englischer Sprache ausgegeben. In der dritten Abtheilung dieser Schrift „Wohin gehen wir?" entwirft der Verfasser ein interessantes Bild von der wahrscheinlichen Zukunft des Menschengeschlechts und der menschlichen Gesellschaft im Sinne fortschreitender leiblicher und geistiger Entwicklung.

Im Frühjahr 1872 hielt Büchner in Folge einer ihm gewordenen Einladung in Pesth, Wien und Nürnberg eine Reihe von Vorlesungen über naturphilosophische Gegenstände mit großem Erfolg. Derselbe ermuthigte ihn zur Annahme einer aus den Vereinigten Staaten von Seiten verschiedener deutscher Vereine wiederholt an ihn ergangenen Einladung zur Abhaltung öffentlicher Vorlesungen in Amerika. Im Herbst 1872 verließ Büchner Europa, nachdem er noch in Hamburg mehrere Vorträge gehalten. In Amerika sprach er im Laufe des Winters in nicht weniger als zweiunddreißig

Städten über sieben verschiedene Themata. Einer dieser Vorträge hilft in erweiterter Gestalt den Inhalt des zweiten Bandes der „Physiologischen Bilder" bilden; einer erschien als Vortrag, ebenfalls erweitert, im Jahre 1874 bei Th. Thomas in erster und zweiter Auflage unter dem Titel: „Der Gottesbegriff und seine Bedeutung in der Gegenwart"; ein Vortrag endlich über Materialismus ist bei Butts und Comp. in New-York in englischer Sprache erschienen unter dem Titel: „Materialism: Its history and influence on society". Die Aufnahme, die Büchner in Amerika sowohl von Seiten der Deutschen, wie fast noch mehr der Amerikaner fand, war eine ebenso glänzende wie zuvorkommende, und die Verbreitung seiner Schriften nahm von dieser Zeit an in Amerika wie anderwärts einen solchen Aufschwung, daß er nach seiner Rückkehr nach Europa im Frühjahr 1873 sich lange Zeit nur mit der Vorbereitung der neuen Auflagen seiner Werke beschäftigen konnte. Nichtsdestoweniger folgte er im Winter 1873—74 einer Einladung zur Abhaltung von sieben Vorträgen in Berlin, denen noch einige weitere Vorträge in Brandenburg, Leipzig, Dresden u. s. w. folgten. Im Jahre 1876 erschien im Verlage von A. Hofmann in Berlin die letzte größere Schrift Büchner's: „Aus dem Geistesleben der Thiere oder Staaten und Thaten der Kleinen". Diese Schrift, welche merkwürdige Enthüllungen über die Geistesthätigkeit der niederen Thierwelt in ansprechender Form bringt, ist von der gesammten Kritik auf das beifälligste aufgenommen worden. „Ludwig Büchner's Schriften", sagt ein competenter Kritiker hierüber, „sind immer interessant, sei es durch die pikante Behandlung, welche er realphilosophischen Fragen zu geben weiß, sei es durch die geschickte Verwerthung wissenschaftlichen Materials für seine Tendenz. Das In-

teressanteste jedoch, was bisher aus der Feder dieses lebensvollen Autor's floß, dürfte dieses neueste Werk sein. Es ist eine Darstellung der Thierseelenkunde auf Grund wissenschaftlicher Thatsachen und bringt vieles Bekannte. Wie jedoch der Autor z. B. das Leben der Ameise schildert, die Ameisen-Republik, Haus- und Wegebau, die Ackerbau treibende Ameise, die Viehzucht und Milcherei des merkwürdigen Insekts, ferner den Staat der Bienen, die Jagd der Spinnen u. s. w., das macht das Buch einzig in seiner Art. Es funkelt so zu sagen von Geist und hat ein Leben des Vortrags, eine Charakteristik der Thier-Individuen, spannt die Erwartung der Leser und rundet die einzelnen Capitel ab, fast wie eine gute Novelle. Das Buch wird sicherlich Glück machen." Diese Voraussage ist bereits eingetroffen, eine zweite Auflage und eine holländische Uebersetzung sind erschienen. Ganz neuerdings erschien noch in demselben Verlage als Pendant zu obigem Werke: „Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt".

Diese vielseitige Thätigkeit des fruchtbaren Schriftstellers ist um so mehr anzuerkennen, als ihm seine Nöthigung zu materiell-praktischer Berufsarbeit — abgesehen davon, daß sie zerstreuend wirkt — verhältnißmäßig nur wenig Zeit zur Schriftstellerei, zur Erfüllung oder Weiterführung der vielen literarischen Aufgaben und Pläne, welche noch vor ihm liegen, übrig läßt. Sollte sich dieser leidige Umstand ändern, so ist von Büchner, der gegenwärtig auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit steht, gewiß noch Bedeutendes zu erwarten.

Im Jahre 1860 verheirathete sich Büchner mit einem Fräulein Thomas aus Frankfurt a. M., welche ihn mit vier blühenden Kindern beschenkt hat. Ein überaus glückliches Familienleben entschädigt ihn für viele ungerechte Angriffe

jeder Art, welche ihm sein redliches und oft so mühsames Streben nach Wahrheit und Aufklärung eingetragen hat und noch einträgt. Im öffentlichen und politischen Leben war Büchner seit dem Mißglücken der 1848er Bewegung, der er sich mit ganzer Seele hingegeben hatte, wenig mehr thätig, doch verdankt ihm hauptsächlich die durch eine lange Reihe von Jahren von ihm geleitete Darmstädter Turngemeinde ihre jetzige Blüthe und Bedeutung, insbesondere durch die von Büchner angeregte und auch ausgeführte zweimalige Einrichtung eines Verwundeten-Lazareths in den weiten Räumen der Turnhalle in den Kriegsjahren 1866 und 1870, und durch die Gründung und Erziehung einer aus den Mitgliedern der Gemeinde gebildeten Sanitätsmannschaft, welche theils in den Lazarethen, theils auf dem Schlachtfelde thätig war. Einen Theil dieser Mannschaft führte Büchner im Oktober 1870 nach Epernay in Frankreich, um in den dortigen Spitälern thätig zu sein. Seine Verdienste in dieser Richtung anerkannten die preußische, östreichische und hessische Regierung durch Verleihung von Auszeichnungen. Auch erwählte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger zum Mitglied der Darmstädter Stadtverordneten-Versammlung.

Die Urtheile über Ludwig Büchner und sein schriftstellerisches Verdienst sind bekanntlich überaus verschieden und oft diametral einander entgegengesetzt. Denn während die Einen ihn und seine Leistungen hoch erheben, wissen die Anderen nicht genug Ausdrücke der Verachtung und Herabsetzung für beide zu finden. Wenn nun auch Neid über Büchners schriftstellerische Erfolge hiebei eine Rolle spielen mag, so liegt der wahre Grund doch tiefer. Büchner hat durch seine radikalen und vor keiner logischen Consequenz zurückschreckenden Ideen und Aeußerungen, überdies durch

seinen erfolgreichen Kampf gegen philosophisches Phrasen- und Blendwerk, sowie gegen theologische Irrthümer, den unversöhnlichen Haß aller Derer auf sich gezogen, welche bei der Aufrechterhaltung jenes Blendwerks oder jener Irrthümer persönlich betheiligt sind. Derer sind aber zur Zeit noch so viele, daß ihren vereinigten Anstrengungen schwer zu widerstehen ist. Daß es Büchner doch gekonnt, ist ein Beweis für die Bedeutung des Mannes.

Der jüngste Sprosse der Büchner'schen Familie, Alexander Büchner, ist am 25. Oktober 1827 zu Darmstadt geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium, studirte vom Frühjahr 1845 an zu Gießen und Heidelberg Jurisprudenz und promovirte am erstgenannten Orte im Sommer 1848. Sodann betrieb er seinen Acceß an hessischen Gerichten, wurde aber im Laufe des Jahres 1851 durch Ministerialverfügung in Ungnade entlassen, weil er sich an der im März 1848 ausgebrochenen politischen Bewegung auf's lebhafteste betheiligt, viele Volksreden gehalten und zahlreiche Artikel in demokratische Blätter geschrieben hatte. Im Sommer 1851 war er zur ersten Weltausstellung nach London gegangen. Alsbald berichteten Berliner Spione, daß er mit Kinkel, Ledru Rollin, Kossuth und anderen Flüchtlingen conspirire. Nach Darmstadt zurückgekehrt, wurde er deßhalb vor eine Special-Untersuchungs-Commission gestellt, welche jedoch nichts herausbrachte als dasjenige, was der Angeschuldigte selbst zugab, nämlich das Vorhandensein demokratischer und deutsch-einheitlicher Gesinnungen. Zu einer Zeit, wo Bischof Kettler in Mainz thatsächlich Großherzog von Hessen war, genügte dies, um die erwähnte Maßregelung zu veranlassen.

Alexander Büchner benützte nun mit Freuden diesen

Anlaß, um seinen belletristischen Neigungen ungestört nachzuhängen. Er hatte bereits ein Bändchen Gedichte (1851) veröffentlicht, und begab sich nun zunächst nach München, um seine artistischen Kenntnisse zu vervollständigen. Dann ging er nach Zürich, wo er sich als Privatdozent an der philosophischen Facultät habilitirte. Die Aussichten auf Errichtung einer eidgenössischen Hochschule, welche damals mehrere junge Gelehrte nach Zürich gezogen hatte, zerschlugen sich jedoch, und er lebte nun längere Zeit in Stuttgart und in Tübingen zum Zwecke der Benützung der dortigen Bibliotheken und im Verkehr mit seinem an der Tübinger Klinik angestellten Bruder Ludwig. In jenen Jahren erschienen von ihm eine Uebersetzung des „Childe Harold" (1853, Meidinger, Frankfurt) und eine „Geschichte der englischen Poesie seit dem Mittelalter" (Darmstadt, Diehl. 1855.) Später folgte die Novelle „Der Wunderknabe von Bristol", (Leipzig, Thomas 1862) und der Roman „Lord Byron's letzte Liebe" (im selben Verlage 1863.)

Ende 1854 unternahm Alexander Büchner eine Reise nach Paris, und die bei dieser Gelegenheit angeknüpften Verbindungen bewirkten im Frühjahr 1857 seinen Eintritt in das französische Unterrichtswesen. Er lebte zunächst in Valenciennes und dann seit 1862 in der prächtigen Normandie zu Caën, woselbst er an der Universität als Professor der „littérature étrangère" wirkt. Eine der Früchte des Aufenthalts in Frankreich sind die „Französischen Literaturbilder aus dem Bereich der Aesthetik" (2 Bände, Frankfurt 1858), ferner eine Uebersetzung von Jean Pauls „Vorschule zur Aesthetik". In Gemäßheit seiner Stellung hat sich Alexander Büchner seither mehr und mehr der Schriftstellerei in französischer Sprache gewidmet und eine große Reihe literarischer

Abhandlungen veröffentlicht, deren letzte „Hamlet hrasen- und (Paris, Hachette, 1878) ist. Die zahlreichen Freunde, inner- welche er sich in Deutschland erhalten hat, rühmen ebenso sehr die französische Urbanität seiner Sitten, wie die ächt deutsche Unwandelbarkeit seines Charakters.

Wir haben damit das Bild dieser Schriftsteller-Familie vollendet und wollen nur noch bemerken, daß die Familie Büchner als solche, in Folge einer am Ende des vergangenen Jahrhunderts geschehenen Auswanderung zweier Großonkel der gegenwärtigen Familie nach Holland in diesem Lande weit zahlreicher verbreitet ist, als in Deutschland. Ein dortiges Glied derselben, Dr. Ernst Büchner, bekleidet seit lange den ehrenvollen Posten eines Mitgliedes der ersten Kammer der Stände des Königsreichs. Dessen Vater und Georg Büchners Onkel, Dr. Willem Büchner in Gouda, hat eine ganze Reihe bedeutender medicinischer Werke in holländischer Sprache veröffentlicht. Auch in Amerika leben mehrere Zweige der Familie Büchner. K. E. F.

Nachschrift. Seitdem Obiges (vor länger als zwei Jahren) geschrieben wurde, ist Luise Büchner (am 28. Nov. 1878) im 56. Lebensjahre aus dem Leben geschieden. Ihr auf die Frauenfrage bezüglicher Nachlaß ist 1878 bei H. Gesenius in Halle unter dem Titel: „Die Frau. Hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage“ (470 S.) erschienen, während ihr „belletristischer Nachlaß und vermischte Schriften“ in demselben Jahre bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. in zwei Bänden herausgegeben wurde.

Anlaß,





